HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/dienachbarn00brem

8830
22

aus dem

Wirthshaus.

Von

Friedrich Kramer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Skizzen

aus dem

Alltagsleben.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1842.

33648
G

Die Nachbarn.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Mit einer Vorrede der Verfasserin.

Erster Theil.

Dritte verbesserte Auflage.

208302
13. 1. 27

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

B 22 48
c.

Die Schwestern.

Von

Friederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Mit einer Vorrede der Verfasserin.

Dritte verbesserte Auflage.

Leipzig:
B. F. Voigt & Sohn.
1842.

An Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verehrtester Herr!

Ihr Brief hat Gefühle des Vergnügens und der Dankbarkeit in mir erregt, die ich Ihnen durch Erfüllung des von Ihnen ausgesprochenen Wunsches: „daß ich Ihnen Etwas über mein Leben und über den Gang meiner Bildung mittheilen möchte," bethätigen zu können wünsche. Allein dies hat seine Schwierigkeiten, da ich hier etwas Inneres blos äußerlich berühren kann, während gerade in diesem Innern das Hauptsächlichste meiner Geschichte liegt.

Einst, wann ich der Erde nicht mehr angehöre, möchte ich als Geist zurückkehren und den Menschen das Tiefste erzählen von Dem, was ich gelitten und genossen, geliebt und gelebt habe. Und möge sich dann Niemand vor mir fürchten! Denn wenn ich zur mit-

ternächtlichen Stunde zu einer strebenden, unruhigen Seele komme, so ist es nur, um ihr Gemüth ruhiger, ihre Nachtlampe heller und mich zu ihrer Freundin und Schwester zu machen.

Inzwischen mag man immerhin hier und da einen wohlwollenden Blick durch den Vorhang werfen, der ein in seinem äußern Geschick ziemlich gewöhnliches und unbedeutendes Leben verbirgt. Mag man sehen, daß ich an Aura's*) Strand geboren bin und einen guten Theil der ehrwürdigen und gelehrten Herren Akademiker von Åbo zu Pathen gehabt habe; und aus diesem Blick (wenn er Sehergabe hat) dürfte sich ein Rapport, ein Einwirken kundgeben, das — ich hier schwer näher erklären kann. In einem Alter von drei Jahren wurde ich aus meiner Heimat — Finnland — fortgebracht und habe seitdem nur eine einzige Erinnerung bewahrt. Diese Erinnerung ist ein Wort, ein mächtiger Name; — in der Tiefe des Heidenthums sprach ihn das finnische Volk in Furcht und Liebe aus, und spricht ihn noch heutigen Tages mit denselben — jedoch vom Christenthum veredelten — Gefühlen aus; und oft glaube ich dieses Wort in Thor's Donner zu hören, der über die zitternde Erde schreitet, oder in

*) Der Name eines Flusses, welcher durch Åbo fließt.

dem lieblichen Wind, der sie tröstet und erquickt; das Wort heißt — — Jumala*).

Wenn Sie mir wohlwollend vom finnischen auf schwedischen Boden folgen (woselbst mein Vater Gutsbesitzer ward, nachdem er seine Besitzungen in Finnland verkauft hatte), so will ich Sie nicht damit belästigen, mich weiter zu begleiten in die Kindheit und Jugend, in die innere Ueberfülle chaotischer Elemente, in den äußern Anblick des wenig interessanten und sehr gewöhnlichen Gemäldes einer Familie, die jeden Herbst im Deckwagen von ihrer Besitzung auf dem Lande nach ihrer Wohnung in der Hauptstadt und jeden Frühling aus ihrer Wohnung in der Hauptstadt nach ihrer Besitzung auf dem Lande reist und im Hause junge Töchter hat, die Sonaten spielen und Romanzen singen, in schwarzer Kreide zeichnen und Romane lesen, sich auf alle erdenkliche Weise bilden und sehnsuchtsvoll der Zukunft entgegenblicken, um Wunderwerke zu sehen und zu thun. In Demuth muß ich bekennen, daß ich mich stets als — Kriegsheldin sah.

Und wollen Sie vielleicht einen Blick in den Familienkreis werfen, so werden Sie denselben in einem

*) Der finnische Name Gottes in heidnischer und christlicher Zeit.

der großen Säle ihrer ländlichen Wohnung zu gemeinschaftlicher Lectüre versammelt finden und — wenn es Ihnen beliebt — den Eindruck bemerken, den einige literarische Gestirne Deutschlands auf eine der Töchter hervorbringen. Wenn man vor heftiger Gemüthsbewegung sterben könnte, so würde sie unfehlbar bei der Lectüre von Schiller's Don Karlos steintodt vom Stuhle gefallen sein oder — richtiger — sich aufgelöst haben und in einer Fluth von Gefühlen und Thränen plötzlich zerflossen sein.

Aber sie überlebte diese Gefahr. Sie lebte, um noch viel zu lesen und zu lernen von dem Land, welches man mit Recht „Europa's Herz" nennen kann und aus dessen reichem Bildungsstrom sie noch heute reiche Nahrung schöpft.

Wollen Sie tiefer in ihre Seele blicken; — sehen Sie dann, wie eine schwere irdische Wirklichkeit allmälig ihre Wolkendecken über ihre glänzenden Jugendträume breitet; wie Dämmerung die Wandrerin zeitig auf ihrem Wege überkommt; wie angstvoll — aber vergebens! — sie derselben zu entkommen sucht. Die Luft ist verfinstert wie von dichtem Schneefall, das Dunkel nimmt zu, es wird Nacht! Und in der tiefen unendlichen Winternacht hört sie klagende Stimmen von Ost und West, von Thier und Pflanze, von

einer sterbenden Natur, einer verzweifelnden Menschheit; und sie sieht das Leben mit all' seiner Schönheit, seiner Liebe, mit seinem klopfenden Herzen lebendig begraben unter feuchtem Eislager. Der Himmel ist finster und leer; — es findet sich kein Auge, und auch kein Herz. Alles ist todt — oder richtiger — Alles ist sterbend, außer — dem Schmerz.

Vielleicht haben Sie dem bedeutungsreichen Bilde Aufmerksamkeit geschenkt, mit welchem alle tieferen Mythologien beginnen. Man sieht im Beginn ein lichtes und warmes, göttliches Princip sich zum Dunkel, zum Nebel neigen (Ur-Stoff). Und aus dieser Umarmung von Licht und Dunkel, Feuer und Thränen erzeugt sich — ein Gott. Ich glaube, etwas Aehnliches geht in jedem Menschen vor, der zu einem tieferen Leben geboren ist; und etwas Aehnliches ging auch in Der vor, welche diese Zeilen schreibt.

Wenn Sie selbige etliche Jahre später sähen, so würden Sie finden, daß eine große Verwandlung mit ihr vorgegangen ist. Sie würden das seit langer Zeit thränennasse Auge von unsäglicher Freude strahlen sehen; sie ist wie aus dem Grabe zu neuem Leben erstanden. Was ist es, das diese Veränderung hervorgebracht hat? — Sind ihre glänzenden Jugendträume in Erfüllung gegangen? Ist sie Kriegsheldin, ist sie sieg-

reich in Schönheit, Liebe oder Ruhm geworden? — Nein! Nichts von Allem. Die Jugendtäuschungen sind erloschen, die Jugendzeit ist vorüber. Und gleichwol ist sie jetzt abermals jung, denn in der Tiefe ihrer Seele ist die Freiheit erstanden; über das dunkle Chaos ist ein: „Es werde Licht!" ausgesprochen worden. Und das Licht hat die Nacht durchdrungen und hat auch sie erhellt; den Blick fest darauf gerichtet, hat sie unter Freudenthränen gesprochen: „Tod, wo ist dein Stachel? Grab, wo ist dein Sieg?" —

Manches Grab hat sich seitdem geöffnet und Manche von Denen weggerafft, die sie zärtlich liebte; mancher Schmerz hat sie seinen Stachel fühlen lassen und läßt sie denselben noch fühlen; — aber das Herz schlägt noch frisch, die dunkle Nacht ist verschwunden. Ja, diese ist weg, aber nicht ihre Frucht; denn wie sich gewisse Blumen zuerst des Nachts öffnen, so geschieht es auch erst in den nächtlichen Stunden eines großen Leidens, daß sich die Menschenseele dem Licht der ewigen Sterne öffnet.

Vielleicht wünschen Sie hier Etwas von meiner Schriftstellerei zu hören. Diese nahm ihren Anfang, als ich im achten Jahre meines Alters den Mond also in französischen Versen apostrophirte:

„O Corps céleste de la nature!"

Und während des größten Theils meiner Jugend fuhr ich fort, in demselben sublimen Geiste Dinge zu schreiben, mit deren Lectüre ich auch meine Feinde (falls ich deren habe) verschonen will. Ich schrieb im Drange jugendlicher unruhiger Gefühle, ich schrieb, wie die vom Winde erregten kleinen Wellen in der Bucht absichtslose Zeichen in den Strand schreiben; ich schrieb, um zu schreiben. Später ergriff ich die Feder aus einem andern Beweggrunde und schrieb — was Sie gelesen haben.

Heute, wo ich an der Grenze meines Lebensherbstes stehe, sehe ich noch dieselben Gegenstände um mich, die mich in meinen ersten Frühlingstagen umgaben, und bin glücklich genug, von vielen Lieben noch eine geliebte Mutter und Schwester zu besitzen. Die Wiesen, welche unsere Wohnung umgeben und auf denen Gustav Adolf einst sein Heer musterte, bevor er als Befreier nach Deutschland zog, erscheinen meinen Augen jetzt nicht weniger schön, als sie in meiner Kinderzeit waren; sie haben an Interesse gewonnen, denn ich kenne jetzt ihre Gräser und Blumen besser.

Hinsichtlich meiner eignen Zukunft hege ich blos den einzigen Wunsch, die Arbeiten vollenden zu können, die ich mir vorgenommen habe, und zu denen

meine bisherigen Schriften den Anfang bilden. Gelingt mir dies, so will ich mich einst der großen Güte, die man mir erwiesen hat, für weniger unwürdig halten, als jetzt. Und wenn mir dies gelingt, so mögen die Guten und Redlichen, deren Beifall mich belebt, dafür sich selbst zum großen Theil danken. Ich danke ihnen herzlich!

Empfangen Sie, mein geehrter Herr, diesen Ausdruck meiner Gefühle für Sich und zugleich für Ihre Landsleute und halten Sie Sich wahrhafter Hochachtung und Dankbarkeit versichert von

Aufta, am 3. Mai 1841.

Frederike Bremer.

Franziska W. an Maria M.

Erster Brief.

Rosenvik d. 1. Jun. 18...

Hier bin ich jetzt, meine liebe Marie, unter meinem eignen Dache, an meinem eignen Schreibtische, bei meinem eignen Bären. Und wer ist denn der Bär? fragst Du wol. Wer sollte es anders sein, als mein eigner Mann? Ich nenne ihn Bär — weil es sich gerade so trifft. Ich sitze am Fenster. Die Sonne geht unter. Zwei Schwäne schwimmen auf dem See und befurchen dessen klaren Spiegel. Drei Kühe — meine Kühe — stehen am grünen Ufer, still, fett und bedächtig, und denken gewiß an Nichts. Wie nett sie sind! Jetzt kommt die Magd mit dem Milcheimer. Die herrliche Milch auf dem Lande! Aber was ist nicht gut auf dem Lande? Luft und Menschen, Speisen und Gefühle, Erde und Himmel, Alles ist dort frisch und belebend.

Jetzt muß ich Dich in meine Wohnung führen, nein! ich muß noch weiter weg anfangen. Dort auf dem Hügel, von wo ich zum ersten Male das Thal erblickte, worin Rosenvik liegt — der Hügel befindet sich einige Meilen in Småland hinein — siehst Du einen staubbedeckten Wagen auf der Höhe. In ihm sitzen Bär und sein Weibchen. Das Weibchen guckt neugierig heraus, denn vor ihm liegt ein Thal so schön in der Abendruhe. Da unten stehen grüne Haine und umgeben spie-

gelklare Seen, Kornfelder gehen in seidenen Wogen um graue Berge und freundlich schimmern weiße Gebäude zwischen den Bäumen hervor. Rundumher von den waldbewachsenen Höhen steigen Rauchpfeiler gerade gegen den klaren Abendhimmel auf. Es sieht aus wie Vulkane, es sind aber blos friedliche Svedjen*). Gleichviel, es ist schön und ich bin entzückt, neige mich vor und denke eben an eine glückliche Naturfamilie, ans Paradies, an Adam und Eva, als plötzlich Bär seine großen Tatzen um mich legt und mich so drückt, daß ich nahe daran war, den Geist aufzugeben, während er mich küssend bittet, es mir hier behagen zu lassen. Ich ward ein wenig böse, als ich aber die Herzensmeinung in dieser Umarmung erkannte, mußte ich wol zufrieden werden. Hier im Thale war also meine bleibende Heimat; hier lebte meine neue Familie; hier lag Rosenvik; hier sollte ich mit meinem Bären leben. Wir kamen den Hügel herunter, und der Wagen rollte rasch auf dem ebenen Wege weiter. Bär nannte mir jedes Gut, das wir in der Nähe oder Ferne erblickten. Ich hörte wie im Traume, ward aber plötzlich aus meinen Gedanken erweckt, als Bär mit einem gewissen Accente sagte: „Hier wohnt ma chère mère!" und der Wagen in einen Hof hineinfuhr und vor einem großen und schönen, von Steinen erbauten Hause stille hielt. „Was, wollen wir hier aussteigen?" — „Ja, meine Liebe!" Dies war mir eine durchaus nicht angenehme Ueberraschung. Ich hätte gern erst nach meinem eignen Hause fahren mögen, um mich dort etwas auf das Zusammentreffen mit der Stiefmutter meines Mannes vorzubereiten, vor welcher ich etwas bange war nach den Erzählungen, die ich über diese Frau gehört hatte, und nach dem Respecte, den Bär

*) Svedjen, Svedjor — Svedja nennt man in Schweden das Versengen von Feldstrecken, wie es an vielen Orten Schwedens anstatt des Düngens gebräuchlich ist. Anmerk. d. Uebers.

vor ihr hatte. Dieser Besuch schien mir ganz mal à propos, aber Bär hat seine eignen Ideen, und ich sah ihm an, daß es jetzt nicht gerathen sei, sich dagegen zu sträuben.

Es war Sonntag, und als der Wagen stille hielt, vernahm ich das Spiel einer Violine. „Aha!" sagte Bär, „um so besser!" hüpfte schwerfällig aus dem Wagen und hob auch mich heraus. An Schachteln und Paquete war nicht zu denken. Bär faßte meine Hand, führte mich die Treppe hinauf auf die prächtige Flur und zog mich nach der Thüre, von welcher her man Musik und Tanz hörte. „Sieh da," dachte ich, „nun soll ich wol gar tanzen in diesem Costume!" Ich wollte irgendwo hineingehen, wo ich den Staub von Nase und Hut schütteln, wo ich mich wenigstens in einem Spiegel sehen könnte. Unmöglich! Bär, mich am Arme führend, versicherte mir, daß ich allerliebst aussähe, und bat mich, in seinen Augen mich zu spiegeln. Ich mußte da so unhöflich sein, ihm zu erwidern, daß sie allzu klein wären. Er versicherte, daß sie desto klarer wären, und öffnete die Thüre zum Ballsaale. „Nun, da Du mich zum Balle führst, so sollst Du auch mit mir tanzen, Du Bär!" rief ich in einer Art munterer Verzweiflung aus. — „Gerne, der Tausend!" schrie Bär, und in demselben Augenblicke befanden wir uns drinnen im Saale.

Mein Schreck nahm bedeutend ab, als ich in dem großen Zimmer blos eine Menge sauber gekleideter Mägde und Knechte gewahrte, die lustig mit einander herumsprangen. Sie waren so mit dem Tanze beschäftigt, daß sie uns kaum bemerkten. Bär führte mich nun bis ans obere Ende des Zimmers, und dort sah ich auf hohem Sitze ein sehr großes und starkes Frauenzimmer, welches mit einem gewissen ernsten Eifer auf einer Violine spielte und mit Macht den Takt dazu trat. Sie hatte auf dem Kopfe eine merkwürdige und hohe Mütze, die ich Helm nennen will, weil mir dies Wort gerade beim er-

sten Anblicke in den Sinn kam und ich kein besseres weiß. Sie sah gut, aber sonderbar aus. Es war die Generalin Mansfelt, meines Mannes Stiefmutter, ma chère mère. Sie warf bald ihre großen, dunkelbraunen Augen auf uns, hörte sogleich auf zu spielen, legte die Violine fort und erhob sich mit stolzer Haltung, aber mit einer frohen und offenen Miene. Bär führte mich vor. Ich zitterte ein wenig, verneigte mich tief und küßte ma chère mère die Hand. Sie küßte mich auf die Stirn und sah mich eine Weile so scharf an, daß ich die Augen niederschlagen mußte, worauf sie mich aufs Neue recht herzlich auf Mund und Stirn küßte und mich fast eben so tüchtig wie Bär umarmte. Jetzt kam die Reihe an Bär; er küßte ma chère mère recht ehrfurchtsvoll die Hand; sie aber reichte ihm ihre Wange, und sie sahen sehr freundlich aus. „Seid willkommen, meine lieben Freunde!" sagte ma chère mère mit lauter, männlicher Stimme. „Das war schön von Euch, daß Ihr zu mir kamt, ehe Ihr zu Eurem eignen Hause fuhret. Ich danke Euch dafür. Ich hätte Euch wol besser empfangen, wenn ich vorbereitet gewesen wäre; jedenfalls aber weiß ich, „„willkommen ist das beste Gericht."" Ich hoffe, meine Freunde, daß Ihr auf den Abend hier bleibt?"

Bär entschuldigte uns, sagte, daß wir bald nach Hause zu kommen wünschten, daß ich von der Reise müde wäre, daß wir aber nicht an Carlsfors vorbeifahren wollten, ohne ma chère mère unsere Ehrfurcht zu bezeigen.

„Na gut, na gut!" sagte ma chère mère zufrieden, „wir wollen bald drinnen weiter davon sprechen; aber erst muß ich ein paar Worte mit den Leuten hier reden. Höret zu, guten Freunde!" Und ma chère mère klopfte mit dem Streichbogen auf den Rücken der Violine, bis daß eine allgemeine Stille im Saale entstand. „Meine Kinder!" fuhr sie feierlich fort, „ich habe Euch zu sagen — zum Henker, willst Du still sein, da unten — ich

habe Euch zu sagen, daß mein lieber Sohn Lars Anders Werner jetzt als seine Frau diese Franziska Burén, die Ihr hier an seiner Seite seht, heimgeführt hat. Ehen werden im Himmel beschlossen, meine Kinder, und wir wollen den Himmel bitten, sein Werk an diesem ehelichen Paare zu segnen. Wir werden alle zusammen heute Abend ein Skål*) auf ihr Wohlergehen trinken. So! nun könnt Ihr tanzen, meine Kinder! Olof, komm Du hierher und spiele so gut Du kannst."

Während ein Gemurmel von Jubel und Glückwünschen durch die Versammlung lief, nahm ma chère mère mich bei der Hand und führte mich nebst Bär in ein anderes Zimmer. Hier ließ sie Punsch und Gläser hereinbringen. Unterdessen stemmte sie beide Elbogen gegen den Tisch, setzte die geballten Hände unters Kinn und sah mich starr an, mit einem Blicke, der eher düster als freundlich war. Bär, welcher sah, daß ma chère mère's Musterung mich verlegen machte, fing an von der Ernte oder ländlichen Geschäften zu reden. Ma chère mère seufzte ein paar Mal so tief, daß es einem Stöhnen glich, schien sich Gewalt anzuthun, antwortete auf Bär's Fragen, und indem sie uns zutrank, sagte sie mit Ernst in Blick und Ton: „Sohn und Sohnesfrau! Eure Gesundheit!" Darauf ward sie freundlicher und sagte mit einem scherzhaften Tone, der ihr sehr wohl anstand: „Lars Anders, ich glaube nicht, daß man sagen kann, Du habest das Kalb im Sacke gekauft. Deine Frau sieht gar nicht verkommen aus und hat ein Paar Augen, um Fische mit zu kaufen. Klein ist sie, recht klein, das ist wahr; aber klein und keck stößt oft den Großen weg." Ich lachte, ma chère mère ebenfalls; ich fing an mich in ihre Art und Weise zu finden. Wir

*) Dricka Skål, Gesundheit trinken. Das Wort Skål läßt sich in seiner bezeichnenden Eigenthümlichkeit durch kein passendes Wort im Deutschen wiedergeben. Anmerk. d. Uebers.

plauderten eine Weile munter zusammen und ich erzählte einige kleine Reiseabenteuer, die sie sehr belustigten. Nach einer Stunde standen wir auf, um Abschied zu nehmen, und ma chère mère sagte mit einem recht guten Lächeln: „Ich will Euch heute Abend nicht aufhalten, so lieb es mir ist, Euch zu sehen. Ich kann wol denken, daß das „zu Hause" zieht. — Bleibt morgen zu Hause, wenn Ihr wollt; aber übermorgen kommt und eßt Mittag bei mir. Uebrigens wißt Ihr wol, daß Ihr jederzeit willkommen seid. Füllet jetzt Eure Gläser und kommt und trinket den Leuten zu. Sorge mag man für sich behalten, aber Freude soll man zusammen genießen."

Wir gingen in den Tanzsaal mit gefüllten Gläsern, ma chère mère voran als Herold. Man erwartete uns mit gefüllten Gläsern, und ma chère mère redete zu den Leuten ungefähr so: „Man muß allerdings nicht eher lachen, als bis man über den Bach gekommen ist, aber wenn man im Fahrzeuge der Ehe mit Gottesfurcht und Klugheit aussegelt, da gilt das Sprichwort: „Wohl begonnen ist halb gewonnen;" und darauf, meine Freunde, wollen wir ein Skål für dies eheliche Paar trinken, das Ihr hier vor Euch seht, und wünschen, daß dasselbe, sowie dessen Nachkommen, immer in dem Kohlgarten unsers Herrn sitzen möge.

„Skål, skål!" tönte es von allen Seiten wieder. Bär und ich leerten unsere Gläser und wir gingen herum und schüttelten einer Menge von Leuten die Hände, bis ich ganz wirr im Kopfe war. Als Dieses vorbei war und wir uns zur Weiterreise anschickten, kam ma chère mère uns an der Treppe mit einem Paquete oder Bündel in der Hand nach und sagte freundlich: „Nehmt diesen Kalbsbraten mit Euch, Kinder, zum morgenden Frühstücke. Später müßt Ihr Eure eignen Kälber mästen und verzehren. Aber vergiß nicht, Schwiegertochter, daß ich mein Handtuch zurückbekomme. Nein, Sie soll ihn nicht tragen, liebes Kind, Sie hat genug mit Ihrem

Beutel (Pirat) und Ihrem Mantel zu thun. Lars Anders soll den Kalbsbraten tragen.“ Und als wäre Lars Anders noch ein kleiner Knabe, legte sie ihm das Bündel auf und zeigte ihm, wie er es tragen sollte, und Bär that, wie sie sagte. Ihre letzten Worte waren: „Vergiß nicht, daß ich mein Handtuch wiederbekomme!“ Ich blickte etwas verwundert auf Bär; er aber lächelte und hob mich in den Wagen. In mir selbst war ich jetzt zufrieden, so impromptu ma chère mère's Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich fühlte, daß, wenn es auf eine mehr vorbereitete und feierliche Weise geschehen wäre, ihre Haltung und ihr Blick auf mich bedeutend gewirkt haben würden.

Recht froh war ich über den Kalbsbraten, denn ich wußte nicht, in welchem Zustande sich die Vorrathskammer-Finanzen auf Rosenvik befänden. Recht froh war ich auch, nach Hause zu kommen, das Gesicht einer Magd und ein gemachtes Bett sehen zu können; denn wir waren diesen Tag zehn Meilen gereist und ich war sehr müde. Ich schlummerte ein wenig auf der Viertelmeile Wegs, die wir von Carlsfors bis Rosenvik hatten. Es dämmerte so stark, als wir um elf Uhr Abends zu Hause anlangten, daß ich nicht sehen konnte, wie mein Eden aussah. Das Haus schien mir etwas grau und etwas klein im Vergleich mit dem, von welchem wir eben kamen. Aber das machte nichts, Bär war so herzlich gut und ich so herzlich schläfrig. Auf ein Mal ward ich ganz wach, denn es erging mir, wie es in den Feensagen zu gehen pflegt. Ich trat in ein schönes und wohlerhelltes Zimmer und sah in dessen Mitte einen aufgedeckten Theetisch, von Silber und Porzellan schimmernd; am Tische stand das allerniedlichste kleine Mädchen, in der schönen Feiertracht, wie sie den Bauermädchen dieser Gegend eigen ist. Ich that einen Ausruf des Entzückens, und aller Schlaf verließ mich. In einer Viertelstunde war ich in Ordnung und saß als Wirthin

am Theetische, bewundernd den schönen Orell, die Theekannen, die Tassen, die Theelöffel, auf welchen ich die Anfangsbuchstaben zu Bär's und meinem Namen las, und servirte Thee meinem Bären, der herzinniglich vergnügt schien.

Und es ward aus Abend und Morgen der erste Tag.

Als ich am Morgen meine Augen aufschlug, sah ich, daß mein Adam schon ganz wach war und seinen Blick mit einem fast andächtigen Ausdrucke gegen das Fenster richtete, wo ein Sonnenstrahl durch ein kleines Loch in dem blaugestreiften Fenstervorhange seinen Einzug hielt. Das Miauen einer Katze ließ sich hören.

„Mein geliebter Gemahl!" begann ich feierlich, „ich danke Dir für die schöne Musik, die Du zu meiner Bewillkommnung bestellt hast. Ich vermuthe, daß Du auch einen Trupp weißgekleideter junger Landmädchen herbeordert hast, die Tannenreiser vor meine Füße streuen sollen. Ich werde bald bereit sein, sie zu empfangen."

„Ich habe etwas Besseres veranstaltet, als den altmodischen Aufzug," sagte Bär munter. „In Gemeinschaft mit einem großen Künstler habe ich ein Panorama hergestellt, welches Dir zeigen soll, wie es aussieht im — öden Arabien! — Du brauchst nur diese Gardinen aufzuziehen."

Du kannst Dir denken, daß ich bald am Fenster war, und mit einem heiligen Schreck zog ich die Gardine auf. Ach Marie! Da lag vor mir im Morgenglanze ein spiegelheller See; grüne Wiesen und Haine lagen darum, und mitten im See war eine kleine Insel mit einer hohen Eiche darauf, und die Sonne schien klar über alles Dieses; Alles war so ruhig, so paradiesisch schön! Ich ward von diesem Anblicke so eingenommen, daß ich im Anfange kein Wort hervorbringen konnte. Ich faltete blos die Hände und Thränen füllten meine Augen.

„Werde hier glücklich!" flüsterte Bär und schloß

mich an sein Herz! — „Ich bin glücklich . . . . . zu glücklich!“ sagte ich tief gerührt und dankbar.

„Siehst Du die Insel, das kleine Svanö? Dorthin werde ich Dich oft des Sommers rudern. Wir werden unsere Abendmahlzeit mitnehmen und sie dort verzehren.“

„Warum nicht das Frühstück?“ rief ich plötzlich inspirirt aus. „Warum nicht heute in dieser schönen Morgenstunde unsern Kaffee dort trinken? Ich will sogleich . . .“

„Nein, nicht des Morgens,“ sagte Bär, über meinen Eifer lächelnd. „Ich muß in die Stadt und meine Kranken besuchen.“

„Ach, daß die Leute sich nicht gesund halten können!“ rief ich verdrießlich aus.

„Und was sollte ich denn anfangen?“ fragte Bär mit komischem Schreck.

„Mit mir nach Svanö fahren!“

„Ich komme zum Mittage wieder, um drei Uhr, und dann können wir . . . . . Das verdammte Loch da oben. Ich habe nicht geglaubt, daß die Gardinen so zerr . . . . . “

„Das Loch soll da bleiben, so lange ich hier bin;“ rief ich eifrig aus. „Niemals werde ich vergessen, daß ich durch dasselbe zum ersten Male die Sonne auf Rosenvik sah. Aber sage mir, was ist dies für eine alte Veste, welche so grau dort fern über den See herüberschimmert — da, wo der Wald so schwarz ist?“

„Es ist Ramm, ein großes Herrengut.“

„Und wer wohnt dort?“

„Jetzt Niemand. Vor funfzehn Jahren gehörte es ma chère mère; aber es behagte ihr dort nicht, sie zog nach Carlsfors und verkaufte Ramm. Das Gut ward von Bauern gekauft, die wol das schöne Land anbauen, aber das schöne Haus und den Park verfallen lassen. Man sagt jetzt, daß sie für den Sommer von einem Ausländer gemiethet sind, der hier in der Gegend jagen will. Und eine schöne Gelegenheit hat er dazu im Parke

selbst, der über eine Meile im Umkreise hält und wo alles Wild lange in ungestörter Ruhe sich hat vermehren dürfen. Wir werden uns zuweilen dort umsehen. Aber jetzt, mein Frauchen, muß ich mein Frühstück haben und Dir dann auf einige Stunden Lebewohl sagen."

Als der Kaffee getrunken war und Bär im Cabriolet saß, fing ich an, mich in meiner kleinen Welt zu orientiren. Aber von Haus und Umgebung später; erst muß ich vom Herrn des Hauses reden; denn Du, meine Marie, kennst ja noch nicht meinen eignen Bären! Ich habe Deinen Brief vor mir, Deinen lieben Brief, den ich einige Tage nach meiner Hochzeit erhielt. Dank, gute, geliebte Marie, für alle herzlichen Worte, alle weisen Rathschläge! Sie sind wohl verwahrt, da, wo sie nie vergessen werden. Und jetzt zu Deinen Fragen, die ich recht ausführlich zu beantworten suchen will. Zuerst zu Bär. Hier hast Du sein Portrait. Mittelmäßig lang, aber gehörig — nicht unangenehm — dick und breit. Schöne hellgelockte Perrücke, von unsers Herrgottes eigner Hand. Großes Gesicht, couleur de rose, kleine hellgraue Augen mit einem gewissen durchdringenden Blicke unter tüchtigen Büscheln graugelber Augenbrauen. Die Nase gut, obgleich etwas dick; der Mund groß mit guten Zähnen, aber braun — o weh! vom Tabakrauchen; große Tatzen, aber wohl geformt und gepflegt, große Füße; der Gang gleich dem des Bären — aber mit allem Diesem bekommst Du keinen Begriff von Bär's Aussehen, wenn Du nicht in seinem Angesichte einen Ausdruck wahrnimmst, der gut, offen und gemüthlich, sogleich ein frohes Vertrauen einflößt. Dieser spricht, wenn der Mund schweigt, wie es dessen Gewohnheit ist. Die Stirn ist klar, die Haltung des Kopfes so, wie man sich dieselbe bei einem Astronomen denkt; die Stimme grober Baß und nimmt sich nicht übel im Gesange aus. Da hast Du Bär's Aeußeres; sein Inneres — beste Marie — das habe ich noch selbst zu studiren. Seit zwei Monaten

Braut, seit vierzehn Tagen Frau, habe ich noch nicht sonderlich auf den Grund bei einem Manne kommen können, der meistens still ist, und den ich nicht über ein halbes Jahr gekannt habe. Aber ich glaube und hoffe alles Gute.

Du fragst, „ob ich Liebe, wirkliche Liebe zu ihm hege", und führst halb im Ernste, halb im Scherze so wunderliche Zeichen auf, an denen ich dies prüfen könnte. „Ob ich eine unerträgliche Leere empfinde, wenn er fort ist? Ob ich, wie Madame L., bleich und befangen werde, wenn er in eine Gesellschaft tritt, wo ich mich vorher befinde? Ob er irgend einen Fehler, irgend eine üble Gewohnheit hat, die bei einem Andern mich peinigen würde, bei ihm aber mir gefällt?" Nein, Marie, alles Dieses fühle und erfahre ich nicht. Liebe Marie, siehst Du — wol mochte ich ihn leiden, fand ihn gut, sonst hätte ich ihn nicht geheirathet; aber Liebe . . . . Hm! . . . . . Zu allererst ist er weit älter als ich. Er ist nahe den Funfzigen und ich habe noch drei Jahre unter dreißig. Sodann — ist er lange Junggeselle gewesen; hat seine guten und übeln Gewohnheiten, und diese letztern finde ich gar nicht hübsch. Aber sie sollen unser häusliches Glück nicht stören, das habe ich mir vorgenommen. An einige von ihnen werde ich mich gewöhnen, einige werde ich ihm abgewöhnen. Z. B. Erstens: hat er eine Gewohnheit, überall herum zu spucken, sowol auf schöne Matten, wie auf den grauen Fußboden. Das soll er sich abgewöhnen, aber er soll Spucknäpfe in jedem Zimmer erhalten. — Zweitens: Er raucht viel Tabak. Daran werde ich mich gewöhnen; denn ich weiß, wie nothwendig und lieb die Pfeife Dem ist, der sie lange zur Gesellschafterin auf dem Wege durchs Leben gehabt hat. Aber wir werden einen Contract abschließen, so lautend: Ich werde gern die angezündete Pfeife sehen, jedoch selten im Gesellschaftszimmer und nie in der Schlafstube. Bär kann ja in seinem eignen Zimmer und im

Saale den Rauch frei auspusten. Drittens: Bär hat eine wunderliche Gewohnheit, während er schweigt, die furchtbarsten Grimassen zu schneiden, bald zu eignen Gedanken, bald zu den Worten Anderer. Aber hiermit werden wir eine Uebereinkunft treffen. Zuweilen werde ich ihm sagen müssen: „Bär, schneide nicht so abscheuliche Gesichter." Am öftersten werde ich ihn aber ruhig gewähren lassen; denn es wäre ihm peinlich und vermuthlich auch unmöglich, gegen dieses einmal so wohl in Gang gebrachte Mienenspiel zu arbeiten. Außerdem gibt es eine Art Sprache ab, die oft recht ausdrucksvoll ist und mehr lustig als unangenehm aussieht. Viertens: Er hat eine Art Tischlermanie und sitzt gern an den Abenden und schnitzelt und leimt und beschmuzt dadurch Tische, Stühle, Fußboden. Daran werde ich mich von ganzem Herzen gewöhnen und blos alle Morgen sorgfältig reinigen lassen. Es gefällt mir, daß ein Herr einige kleine Handarbeit hat, und nachdem Bär sich den ganzen Tag in seinem ärztlichen Berufe müde gearbeitet hat, ist ihm diese eine ermunternde Zerstreuung. Während er schnitzelt, werde ich ihm Romane vorlesen, die ihn besonders belustigen. Fünftens: Er hat sich gewisse grobe Worte angewöhnt. Das werde ich ihm langsam und allmälig abgewöhnen; aber wozu ich ihn vor Allem zu gewöhnen fest entschlossen bin, das ist — sich glücklich zu fühlen und Zufriedenheit und Vergnügen im eignen Hause zu finden. Denn, Marie, ich war arm, mußte mein Brot im Schweiße meines Angesichtes verdienen — Musikunterricht ist keine leichte Arbeit — ich war nicht mehr jung, hatte weder Schönheit noch Talente — außer dem bischen Musik — und er, aus einer angesehenen Familie, in einer vortheilhaften Lebensstellung und allgemein wegen seines Charakters, seiner Kenntnisse, seiner Tüchtigkeit geachtet, er erwählte doch mich vor andern reicheren, schöneren und besseren als ich. Er pflegte mich während meines schweren Fiebers mit so

vieler Güte, und als meine Mutter seine Mühe mit dem Reste unsers ersparten Geldes belohnen wollte, schlug er es aus und begehrte — meine Hand. Dann war er so gut gegen die Meinigen, gab meinen Brüdern Geschenke und ließ Wohlstand in unser früher so dürftiges Haus einkehren. Sollte ich nicht dankbar sein, ihn nicht lieb haben, nicht suchen, ihn nach besten Kräften und Vermögen glücklich zu machen? Ach ja! Das will ich, mit Tugend und mit Untugend, in Spiel und Ernst, im Guten und im Bösen will ich ihn glücklich machen, und eine Stimme in mir sagt, daß es mir gelingen werde.

Dienstag Morgen d. 3. Jun.

Wir armen Menschen! Was sind unsere guten Vorsätze, wenn wir nicht Macht über uns selber haben? Vorgestern saß ich und brüstete mich, wie glücklich ich meinen Mann machen wolle; gestern .... um mich zu strafen, will ich Dir Alles erzählen. Ich kehre zum vorgestrigen Abende zurück, wo ich mit mir selbst so zufrieden war. Bär war da auf einem Krankenbesuche in der Nachbarschaft und ich schrieb; er kam zurück; ich schrieb nicht mehr; ich sprach in Ernst und Scherz zu ihm; wir machten verschiedene häusliche Anordnungen ab, und in Ernst und Scherz ward der Contract hinsichtlich des Tabakrauchens aufgesetzt und unterschrieben. Soweit war Alles gut und so endigte dieser Tag. Am andern Tage, d. h. gestern, sollten wir bei ma chère mère zu Mittage sein. Ich hatte etwas Kopfweh, und wie ich die Mütze setzte, und wie ich die Locken legte, es paßte nicht, und ich kam mir alt und verfallen vor. Ich glaube, Bär dachte dasselbe, obgleich er mich ansah, ohne etwas zu äußern. Dies machte mich muthlos; denn ich fürchtete, ma chère mère nicht gefallen zu können, und ich wußte, wie sehr Bär dies wünschte. Das Wetter war unangenehm. Ich hatte eine gewaltige Lust zu Hause zu bleiben. Aber als ich eine leise Anspielung hierauf

machte, schnitt Bär ein so fürchterliches Gesicht, daß ich sogleich vom Versuche abstand. Wir bestiegen also das Cabriolet und fuhren in dem Thauregen unter dem Regenschirme.

Ma chère mère empfing uns freundlich, schien aber nicht bei guter Laune zu sein. Es waren Fremde zum Mittage da; einige alte Herren und Frauen, die mir besonders schwerfällig vorkamen. Der Mittag war prächtig, ich vermochte aber nicht zu essen.

Am Nachmittage, gleich nach dem Kaffee, ging Bär mit den Herren ins Billardzimmer hinunter. Ich blieb zurück bei ma chère mère, den alten Frauen, die meistens unter sich schwatzten, und einem gewissen Lagman Hök, einem langen und alten Freunde von ma chère mère, der neben ihr saß und schnupfte. Ma chère mère schwieg, legte patience und sah ernsthaft aus. Ich sagte dann und wann ein Wort, ward aber immer stiller, denn mein Kopf that mir weh. Der Regen schlug gegen die Fenster und, die Wahrheit zu sagen, war ich unmuthig über Bär, der, wie ich meinte, während des langen Nachmittags ein Mal nach seiner kleinen Frau hätte sehen können und sich nicht seinen alten häßlichen Junggesellen-Gewohnheiten hätte hingeben sollen, Billard zu spielen, zu rauchen und zu trinken. In dieser trüben Gemüthsstimmung verging der Nachmittag. Um die Theezeit bat mich ma chère mère etwas Musik zu machen. Ich setzte mich ans Fortepiano, präludirte und begann das kleine, schöne Stück „Die Jugend" zu singen. Aber die Hitze, der Kopfschmerz und der Unmuth hatten mich gänzlich verstimmt. Ich sang erst zitternd, dann falsch und kam zuletzt im dem Stücke, das ich wol hundert Mal gesungen hatte, ganz aus dem Takte. Es war todtenstill im Zimmer und ich war nahe daran zu weinen; aber so zimperlich wollte ich doch bei meinen Jahren nicht erscheinen. Ich griff ein paar Schlußaccorde und verließ das Piano mit einer Ent-

schuldigung und einigen Worten über meinen Kopfschmerz. Jetzt ward ma chère mère innerlich gut gegen mich, setzte sich neben mich aufs Sopha, ließ mir einen großen Pokal starken Thee geben und behandelte mich, wie man ein krankes Kind behandelt. Ich war jetzt wirklich auf die Quarre gekommen, denn auch dieses, sowie des guten Lagman Hök Artigkeit verdroß mich. Ich glaubte, daß es eine Vollendung der jämmerlichen Rolle wäre, die ich den ganzen Tag gespielt hätte, und ich dachte, daß ma chère mère bei sich denken würde, Lars Anders habe eine schlechte Wahl gethan, da er eine Frau heimgeführt, die zugleich alt und kindisch, zimperlich und kränklich wäre. Ich war recht unglücklich. Endlich kam Bär und wir konnten nach Hause fahren. Das Wetter war schön geworden und der Thee hatte meinem Kopfe gut gethan; aber das Böse hatte sich mir in die Seele gesetzt. Ich war verdrießlich auf mich selbst, auf Bär, auf die ganze Welt. Und Bär saß den ganzen Weg schweigend da und kümmerte sich nicht im geringsten um mein Kopfweh. Als er gefragt hatte: „Wie geht es?" und ich geantwortet: „Besser," sprachen wir kein Wort mehr.

Als wir nach Hause gekommen waren, hatte ich mich etwas in der Küche umzusehen, und als ich wieder ins Gesellschaftszimmer hereinkam, hatte sich Bär aufs Sopha genistet und blies den Tabaksrauch in langen Wirbeln vor sich her, während er die Zeitungen las. Er hatte gerade nicht den passendsten Augenblick für seinen Contractsbruch erwählt. Ich schlug nun Lärm, freilich in einem muntern Tone, aber im Grunde war ich nicht gut. Es lag in mir eine Art böser Lust, es Bär entgelten zu lassen, daß ich einen so verdrießlichen Tag gehabt hatte. Bär rief munter „Pardon", wollte aber doch mit der Pfeife sitzen bleiben. Das wollte ich nicht; ich meinte, der alte Junggeselle habe den ganzen Nachmittag frei genug grassiren können. Bär bat blos

für dies Mal um Pfeifenfrieden in diesem Zimmer; ich aber wollte von keiner Unterhandlung wissen, sondern drohte, wenn die Pfeife nicht sogleich weggelegt würde, mich für den ganzen Abend draußen im Vorsaale hinzusetzen. Bär hatte anfangs scherzend um Ruhe gebeten; jetzt ward er ernster; er bat mich innig, bat mich herzlich dringend, bat mich „seinethalben!" Ich sah, daß er mich prüfen wollte, sah, daß er wirklich von Herzen wünschte, daß ich nachgeben sollte, und ich — abscheuliche Creatur — that es nicht; ich blieb bestimmt, obgleich immer in munterm Tone, bei meinem Vorsatze und nahm zuletzt meine Arbeit, um zu gehen. Da legte Bär die Pfeife weg. Wenn er doch nur böse und trotzig gewesen wäre, wenn er die Pfeife nicht weggelegt, sondern mit ihr stolz wie ein Nabob hinausmarschirt und die Thüre hart hinter sich zugeschlagen hätte und den ganzen Abend nicht wiedergekommen wäre, ja da wäre noch ein Aufkommen für mich dagewesen, irgend ein Trost, etwas „bezahlt und quittirt", und ich hätte die ganze fatale Geschichte so fein und fahren lassen können. Aber er that Nichts von allem Diesem. Er legte die Pfeife weg und blieb schweigend sitzen, und ich begann sogleich, Gewissensbisse zu verspüren. Er machte auch keine Grimassen, sondern sah in seine Zeitungen mit einer gewissen ernsten und stillen Miene, die mir ins Herz ging. Ich bat ihn, laut zu lesen, er that es, aber es war Etwas in seiner Stimme, was zu hören ich nicht im Stande war. In einer Art erstickender Erbitterung gegen mich selbst, ward ich noch tyrannischer gegen ihn. Ich riß ihm das Zeitungsblatt weg — es sollte Spaß sein: verstehst Du? — und sagte, daß ich selbst lesen wolle. Er sah mich an und ließ mich walten. Ich las in einem ziemlich muntern Tone von einer Debatte im englischen Unterhause. Aber lange hielt ich es so nicht aus; ich brach in Thränen aus, schlich mich zu Bär hin, faßte ihn um den Hals und bat ihn, mir meine böse Laune und meine

Ungereimtheit zu verzeihen. Ohne mir zu antworten, hielt er mich blos still an sich gedrückt, so zärtlich, so verzeihend. Ich sah einige Thränen ganz leise über seine Wangen rinnen. So habe ich Bär noch nie geliebt, wie in diesem Augenblicke, in diesem Augenblicke fühlte ich für ihn wirkliche Liebe. Ich wollte eine Erklärung anfangen, aber Bär beschwichtigte meinen Mund. Jetzt bat ich ihn, wenn er mich lieb hätte, seine Pfeife aufs Neue wieder anzuzünden und sie hier gerade an meiner Seite auszurauchen. Er wollte nicht, aber ich bat so lange und dringend, bat darum als um ein Zeichen erhaltener Verzeihung, daß er mir zuletzt willfahrte. Ich hielt meine Nase so viel wie möglich im Rauche. Er war jetzt für mich der Versöhnung Opferduft. Einmal war ich nahe daran zu husten, aber ich verwandelte dies in einen Seufzer und sagte: „Ach, mein eigner Bär, das Weib wäre nicht so böse gewesen, wenn Du es nicht diesen ganzen Nachmittag vergessen hättest. Es verlor die Geduld, indem es sich nach Dir sehnte." Bär nahm die Pfeife aus dem Munde, sah mich gut, aber halb vorwurfsvoll an und sagte: „Ich hatte Dich nicht vergessen, Fanny, aber ich war bei einem schmerzlichen Todeslager im nächsten Bauerhofe; dies verhinderte mich, bei Dir zu sein." Ich legte die Hände vors Gesicht und schämte mich in die Seele hinein. Ich, die ich ein so übeles und falsches Mistrauen gegen ihn gehegt und jetzt mich in meiner Eitelkeit gerächt hatte — ich Unwürdige! Ich, die meinen Bär so glücklich machen sollte — welche süße Erquickung hatte ich nun jetzt dem ermüdeten und betrübten Manne bereitet! Der Gedanke an meine Ungereimtheit plagt mich noch jetzt in diesem Augenblicke, und das Einzige, was mir Trost gewährt, ist, daß ich fühle, Bär und ich lieben einander nach dieser Scene noch mehr als vorher. Geliebter, guter Bär! ehe ich Dir einen unangenehmen Augenblick verursachen wollte, magst Du alle Tage rauchen, im Zimmer, in der Schlafstube, ja im

Bette selbst, wenn Du so willst! Doch bitte ich Gott, daß Du diese Lust nicht bekommen mögest!

Und jetzt komme ich wieder zu Deinem Briefe zurück und zu einer Frage darin: „Ob ich als verheirathete Frau Dir ebenso gerne und ebenso offenherzig schreiben werde, als damals, wo ich Mädchen war?" Ja, meine Marie, sei Dessen gewiß, ich kann nicht anders. Es sind schon sieben Jahre, seitdem ich Dich zuerst kennen lernte, und seit diesem Augenblicke bist Du für mich mein Gewissen, mein besseres Ich gewesen. Du warst der reine Spiegel, worin ich mich erblickte, so wie ich war; Du warst immer wahr, obgleich immer mild, und ob Du schon seit zwei Jahren weit übers Meer von mir wegfuhrest, bliebst Du doch gegen mich immer Dieselbe. O bleibe es immer, Marie! ich werde sonst fürchten, mich selbst zu verlieren. Unter Deinen Augen und mit Deiner Hülfe ward ich erst zum wahren Menschen; unter Deinen Augen und mit Deinen Rathschlägen will ich mich auch zu einer guten Gattin bilden. Es ist mir so lieb, es macht mein Leben reicher, es vor Dir und, so zu sagen, mit Dir leben zu können, wenn auch Meer und Länder uns trennen. Bär gehört außerdem nicht zu den Männern, die auf die Freunde ihrer Frauen eifersüchtig sind; er ist nicht der Meinung, daß man einem Freunde entsagen müsse, weil man einen Gatten oder eine Gattin hat. Bär will das Herz nicht verengen; er ist zu gut, zu denkend. Ich glaube, daß er gerne diese Worte eines geliebten Lehrers, der mich im Christenthume unterrichtete, unterschreiben würde: „Es verhält sich mit dem Herzen wie mit dem Himmel: je mehr Engel, desto mehr Raum!" Ah sieh, da ist mein Bär. Lies, was ich geschrieben habe, und unterschreibe —

Bär.

Freitag, d. 6. Jun.

Es wird gut zwischen ma chère mère und mir, Gott sei Dank! Wie ungleich kann nicht der eine Tag dem andern sein! Am Dienstage so verstimmt, gestern so munter. Ich machte gestern Nachmittag Bär den Vorschlag, ma chère mère zu besuchen. Er war damit zufrieden. Ich erzählte ihm unterwegs, wie zimperlich ich mich aufgeführt, und daß ich gerne den Eindruck wieder verwischen wollte, den ich damals gemacht hätte. Bär lachte, schnitt Gesichter, sah gut aus — und wir kamen an Ort und Stelle. Da war ein Lärm und Wesen im Hause. Alle Menschen waren im Gange, ma chère mère war die Feder und das Rad in der Bewegung. Sie war beschäftigt, Zimmer für ihre beiden rechten Stiefsöhne — Bär ist blos halb ein solcher — und deren junge Frauen in Ordnung zu bringen, die in Kurzem erwartet werden und im Hause wohnen sollen, das eine Paar für einige Wochen, das andere für immer. Ma chère mère kam uns sehr freundlich entgegen, versah Bär mit Zeitungen und Virginiatabak und ernannte mich zu ihrer Gehülfin für den Nachmittag. Ich war froh und willig, und es gelang mir recht wohl, es ma chère mère recht und genehm zu machen. Meubel wurden verrückt, Gardinen aufgesetzt; Alles ging flink und gut unter ma chère mère's Commando und meiner Hülfsleistung. Wir verrichteten eine Menge Arbeit und waren dabei recht lustig. Ich sagte einige bon-mots, die ma chère mère gefielen. Sie klopfte mich, kniff mich in die Ohren, lachte und antwortete munter. Im Ganzen hatte ich viel Vergnügen an ihr. Es ist etwas ganz Eignes und Frisches in ihrem Gemüthe und in ihrer Art und Weise. Ohne Zweifel hat sie einen guten Verstand und viel natürlichen Witz. Ihre Hausleute behandelte sie zugleich als Sklaven und als Kinder, sowol streng als zärtlich; es kam mir wunderlich vor. Indessen schienen ihr Alle sehr ergeben zu sein und gehorchten auf den

geringsten Wink. Ein einziges Mal waren ma chère mère und ich nahe daran, etwas uneins zu werden. Es war dies wegen der Toilettentische der jungen Frauen, die ich etwas weniger dürftig haben wollte. Aber ma chère mère ward hierüber böse, ereiferte sich über den „verdammten Luxus" unserer Zeiten, über die Prätensionen junger Frauen und erklärte, daß die Toilettentische gerade so stehen sollten, wie sie dieselben gestellt hätte, mit denselben Decken und denselben Spiegeln, sie wären so gut genug. Da ich zu allem Diesem schwieg, war bald Alles wieder gut, und ich bin nicht sicher, ob nicht die Toilettendecken dennoch umgetauscht werden; denn ma chère mère verfügte sich bald darauf zu ihrem Leinenschranke. Auf diese Anordnungen in den Zimmern folgten verschiedene gröbere Wirthschaftsgeschäfte, an denen ma chère mère mich theilzunehmen einlud. „Denn es kann Ihr gut thun, kleine Freundin, zu sehen, wie es in einem ordentlichen Hause hergeht, es kann Ihr nöthig sein, Eins und das Andere in der Wirthschaft zu lernen. Es fliegen Einem keine gebratenen Tauben in den Hals, man muß zusehen, daß sich etwas im Keller findet, wenn man etwas auf den Tisch haben will u. s. w." Ich folgte ma chère mère in den Keller, wohin sie mit einem großen Stücke rother Kreide ging und verschiedene für mich etwas kabbalistische Striche und Zeichen auf Herings- und Lachstonnen hinzeichnete. Aber ma chère mère erklärte mir Alles und ließ mich in jeden Winkel der unterirdischen und wohlversehenen Gewölbe hineinschauen. Sodann gingen wir auf den Boden hinauf; hier half ich Brothüllen revidiren, Anatheme über Ratzen und Mäuse aussprechen und verschiedene Mehlsäcke wiegen; zuletzt mußte ich mich selbst wiegen lassen, und ma chère mère lachte mich ordentlich aus, als es sich fand, daß ich nicht volle fünf Pfund wog, und versicherte mir, daß ein Weib in Karl's XI. Zeit als Hexe verbrannt worden wäre, wenn sie unter fünf

Pfund gewogen hätte. Ich nahm alles Dieses ganz philosophisch auf und sparte dagegen nicht, meine Bewunderung über ma chère mère's Haushalt und Ordnung zu ergießen. Diese Bewunderung kam vom Herzen. In der That, ein solches Haus, vollkommen vom Größten bis zum Kleinsten ausgerüstet und geordnet, wo Alles an seinem bestimmten Platze und unter seiner Nummer steht, eine solche kleine Welt ist der Betrachtung und Bewunderung werth, ebenso wie die Hausfrau, welche das lebende Promemoria über dies Alles ist und ihre Sachen kennt, so gut wie nur irgend ein General seine Streitkräfte.

Als das Herumstöbern und Herumwirthschaften zu Ende war, setzten wir uns in ein Sopha zur Ruhe und ma chère mère sprach folgendermaßen: „Es ist nur dann und wann, meine liebe Franziska, daß ich eine solche Musterung in meinem Hause halte. Dies setzt die Leute in Respect und die Sachen in Ordnung. Zieht man die Uhr zur rechten Zeit auf, so geht sie dann von sich selbst, und man braucht nicht selbst Tiktak wie ein Pendel umherzugehen. Erinnere Dich Dessen, meine Franziska. Einige Frauen affectiren und wollen mit dem Schlüsselbunde so wichtig thun, laufen beständig in Küche und Vorrathskammer: Alles nur unnützer Kram. Franziska! Es ist besser, daß eine Frau ihr Haus mit dem Kopfe als mit den Fersen bestellt; der Mann steht sich dabei am besten, und thut er es nicht, so ist er ein Dummkopf, und die Frau mag dann in Gottes Namen ihm mit dem Schlüsselbunde vor den Ohren schlemmern. Einige Frauen sind ihren Untergebenen beständig auf den Fersen, das taugt nichts. Die Dienstleute müssen auch ihre Freiheit und Ruhe haben. „„Man muß dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden."" Laß Deine Leute für Das, was sie thun, verantwortlich sein. Es ist für sie sowie für die Hausfrau gut. Halte sie fest am Herzen oder an der Ehre und gib

ihnen reichlich, was ihnen zukommt. Der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Aber drei oder vier Mal des Jahres, nur zu unbestimmten Zeiten, komm über sie wie das jüngste Gericht und prüfe alle Nieren und alle Winkel, lärme wie ein Gewitter und schlage nieder hier und da zu rechter Zeit — das reinigt das Haus für mehrere Wochen."

Dies war ma chère mère's Wirthschaftslehre. Sodann führte sie das Gespräch auf Bär und sagte: „Ja, Sie kann wol sagen, meine liebe Franziska, daß Sie einen Gatten bekommen habe, der den ganzen Tag Mann ist; aber er ist auch recht eigensinnig auf seine Weise, und Sie wird wol mit ihm zu schaffen haben, wie ich es mit meinem Manne gehabt habe. Nun, nun, wir werden sehen, wie Sie sich benimmt. Klein ist Sie, aber Sie kann sich rühren, und das kann ich Ihr sagen, wie Sie sich auch mit Ihrem Manne benehmen mag, Sie wird doch immer nur einen Ehrenmann an ihm haben, und daher will ich Ihr auch diesen einzigen Rath geben: komme Sie ihm niemals mit einer Unwahrheit entgegen, sei diese auch noch so klein, um aus einer Verlegenheit zu kommen, sei diese auch noch so groß. Die Unwahrheit führt immer in eine noch größere, denn sie jagt das Vertrauen aus dem Hause."

Ich gab ma chère mère lebhaft zu erkennen, was ich in dieser Hinsicht dachte, und miteinander zufrieden, gingen wir ins gewöhnliche Gesellschaftszimmer, wo Bär saß und über seinen Zeitungen gähnte. Mamsell Tuttén — welche von ma chère mère Adjutant Tuttén genannt wird — stellte den Theetisch in Ordnung. Ma chère mère bat mich zu singen, (sie hatte also gänzlich meine letzte Musterprobe vergessen) und ich sang — ich fühlte selbst, daß es gut ging. Ma chère mère lachte herzlich über mehrere kleine lustige Lieder, und ich sah Bär's Augen ganz vergnügt über das Zeitungsblatt zu uns herüberschielen. Nach dem Thee machten

wir mit Tuttén ma chère mère's Bostonpartie, die zu den lustigsten gehörte, denen ich je mit beigewohnt habe. Ma chère mère und Bär waren besonders munter miteinander und machten sich über mich lustig, wenn ich Dummheiten im Spiele beging. Aber es war dies besser für mich, als wenn ich wie ein Meister gespielt hätte, und wir lachten und schrieen wie Kinder.

Als wir nach dem Abendbrote Abschied nahmen, klopfte mir ma chère mère tüchtig auf die Achsel, küßte mich und dankte für einen muntern Tag. Als wir auf die Treppe hinauskamen, war das Wetter so schön, daß Bär und ich beschlossen, einen Theil des Weges zu Fuße zu machen und das Cabriolet vorauszuschicken. Die Promenade war munter, und nach einigen muthwilligen Streichen glückte es mir endlich, Bär in einen Graben hinein zu bekommen. Ich muß noch darüber lachen, wenn ich daran denke. Er war so ähnlich einem wirklichen Bären, wie er auf vier Füßen dalag. (Unter uns gesagt, bin ich nicht ganz sicher, ob er sich nicht umwerfen ließ.) Guter Bär!

Aber ich will nicht ewig mit Dir von Bär und seiner Bärin reden, Du mußt auch etwas von Wohnung und Familie erfahren. Es ist etwas schwierig, aus dieser letzteren recht klug zu werden. Versuche, gute Marie, zu begreifen, was ich Dir jetzt klar machen will. General Mansfelt war in der ersten Ehe mit einer Witwe vermählt, die ihm zwei Stiefsöhne zubrachte. Der älteste war mein Bär, der andere, Adolf Werner, ist vor einigen Jahren gestorben. Mit dieser Frau bekam der General zwei eigne Söhne, die noch lebenden Jean Jaques und Peter Mansfelt. Diese waren noch Kinder, als ihre Mutter starb. Ein Jahr darauf verheirathete sich der General mit dem reichen und stolzen Fräulein Barbara B...., unserer jetzt lebenden ma chère mère. Bär, der damals dreizehn Jahre alt war, war wenig zufrieden, eine zwanzigjährige Stiefmutter zu erhalten.

Diese benahm sich indessen exemplarisch und ward eine vortreffliche, obgleich strenge Mutter den vier Stiefsöhnen, deren Liebe und Ehrfurcht sie sich bald erwarb, ungeachtet einer gewissen Knappheit und Sparsamkeit, worin sie dieselben hielt. Diese hatte jedoch ihren Grund in der Verschwendung des Generals, welche seine Geschäfte in die größte Unordnung gebracht hatte, und nur durch ein Pactum glückte es ma chère mère, ihr eignes Vermögen zu sichern. Von diesem bestritt sie die Kosten für die Erziehung der Söhne und sparte hierbei nichts. Die Söhne wurden im elterlichen Hause in strengem Respect gehalten. Man lehrte ihnen dort eine gewisse pünktliche Artigkeit und französische Glossen. Jeden Morgen sollten sie zu einer festgesetzten Stunde zu den Eltern gehen, ihre Hände küssen und bon jour, mon cher père; bon jour, ma chère mère sagen; und jeden Abend sollten sie ebenso zu einer bestimmten Stunde den Händekuß ablegen und bon soir, mon cher père; bon soir, ma chère mère sagen (daher stammt die Benennung ma chère mère, die sich im Munde der Söhne erhalten hat). Dieser Handkuß ist noch gebräuchlich, sobald Söhne und Mutter sich treffen, aber der französische Gruß ist weggeblieben. Uebrigens gab die fast strenge Mutter den Söhnen viel Zeit und Freiheit zu Spielen und Leibesübungen und zum Aufenthalte in der freien Luft u. s. w. Sie war darauf bedacht, den Körper, sowie die Seele derselben zu stärken, und die Söhne hatten im Ganzen eine fröhliche Jugend. General Mansfelt war ein schöner Mann und tapferer Soldat, aber im Uebrigen ausschweifend, herrisch und leichtsinnig; er fragte wenig nach seinen Kindern und vergeudete sein Vermögen. Ma chère mère's Ehe mit ihm war wenig glücklich. Als er starb, hinterließ er seinen Söhnen Nichts. Ma chère mère that jetzt ohne vielen Prunk eine ganz edelmüthige Handlung. Ohne einen Unterschied zwischen den Söhnen und Stiefsöhnen ihres Mannes zu machen, machte sie sich verbindlich,

einem jeden von ihnen, wenn er mündig geworden wäre, eine gewisse bedeutende jährliche Rente auszuzahlen, während dessen sie selbst die Verwaltung ihrer großen, aber schuldenbelasteten Güter übernahm. Bär, welcher damals schon seine Bahn betreten und durch Geschicklichkeit und Fleiß sich eine ehrenvolle Stellung erworben hatte, lehnte, obgleich ehrfurchtsvoll, dieses Geschenk ab; denn er wollte von Niemandem abhängig sein, und am allerwenigsten von ma chère mère, deren despotischer Sinn sich nicht wohl mit seiner Liebe zur Selbständigkeit vertrug. Dieses, sowie einige tüchtige Erklärungen, zu denen es bei verschiedenen Gelegenheiten zwischen ihr und ihm gekommen, haben bewirkt, daß er auf einem unabhängigen und sehr guten Fuße mit ihr steht, während die andern Söhne mehr oder weniger ihrem Willen sich fügen müssen. Bär und sie sind gleichsam in Furcht vor einander, haben aber sichtbar die allergrößte gegenseitige Achtung. Sie hat jedoch erklärt, daß sie ihn niemals als Arzt bei sich sehen will; sie schickt alle Medicamente und Doctoren zum Henker, will nie mit so etwas zu thun haben und stützt sich auf das Sprichwort: „Niemand wird ein guter Arzt, ehe er einen Kirchhof gefüllt hat."

Nachdem ich ma chère mère's Geschichte zu schreiben angefangen habe, will ich auch ihr Portrait zeichnen. Du siehst eine sehr große Frau von einem starken, aber schönen Wuchse, deren Formen noch der Jugend Kraft und Rundung behalten, sehr gerade, etwas steif, fast mit der Miene und Haltung eines Generals. Das Gesicht wäre schön, wenn nicht die Züge so stark und die Farbe so grau wären, auch ist das Kinn zu groß und hervorstehend. Um den Mund, der mit großen, weißen Zähnen versehen ist, spielt oft ein recht gutes und freundliches Lächeln, aber bei weniger freundlichen Gefühlen erhebt sich die untere Lippe über die obere und bildet dann einen Zug strenger Entschlossenheit, welcher bei einem Weibe nicht gefällt. Aber ma chère mère ist

etwas Besonderes. Das Haar ist ganz grau und strebt zuweilen unter dem Helm hervor. Keine Locken. Die Haube thront einsam auf der strengen, hohen, oft wolkenumhüllten Stirne. Am ganzen Anzuge kein Schmuck, keine Zierath, aber viele Sauberkeit, etwas besonders Passendes und Bequemes. Ma chère mère schnürt sich nicht. (In Parenthese gesagt, sollte es mich wundern, wenn das Schnüren nicht mit zu den Ursachen gehörte, die uns weniger angenehm in Gesellschaften machen. Nie kann die Seele recht frei sein, wenn der Körper eingeklemmt ist.) Ihr Anzug ist größtentheils ein brauner oder grauer Seidenrock. Ein weißes Halstuch bedeckt des Vormittags den noch schönen Hals und wird gegen Mittag mit einem Stehkragen vertauscht. Die Hände sind groß, schön geformt und werden, wie man sagt, nicht immer zu friedlichen Dingen gebraucht. Ma chère mère hat eine grobe Stimme, spricht stark und deutlich, bedient sich oft wunderlicher Worte und hat eine Menge Sprichwörter auf der Zunge; sie geht mit großen Schritten, oft in Stiefeln, schlenkert mit den Armen, kann jedoch, so oft sie nur will, ein höchst artiges und feines Wesen haben. Man beschuldigt ma chère mère, geizig zu sein, sich in Anderer Angelegenheiten zu mischen und auf Convenancen keine Rücksicht zu nehmen. Man hat eine Menge Geschichten von ihr. Nichts desto weniger hat man in der ganzen Gegend einen gewaltigen Respect vor ihr, und ihre Worte gelten für Königsworte. Man kommt allgemein darin überein, daß sie klug, zuverlässig und freundesfest sei. Dies, dünkt mich, ist schön. Sie erinnert mich an Götz von Berlichingen. Aber zuweilen kommt es mir vor, als ob zärtlichere Gefühle unter diesem strengen Aeußern wohnen könnten, und dann, glaube ich, könnte ich sie lieb haben. Bisher hat sie allein ihre Güter verwaltet und dabei ihre Geschäfte vortrefflich geordnet, aber jetzt wünscht sie, daß Jean Jacques ihr dabei helfe. Dieser hat die Landwirthschaft im

Auslande studirt, hat sich neulich verheirathet und wird mit seiner Frau auf Carlsfors sich niederlassen. Bär schüttelt den Kopf zu der Compagnieschaft „Ma chère mère und Jean Jacques".

Unmöglich kann ich von ma chère mère reden, ohne auch ihrer Magd Elsa zu erwähnen. Diese Beiden leben schon seit vierzig Jahren zusammen und scheinen ohne einander nicht leben zu können. Elsa ist für ma chère mère zugleich eine Sklavin und Tyrannin. Sie ist so geizig, daß sie ihrer Herrin kaum gönnt, sich ihrer eignen Kleider zu bedienen, und sie murrt über jedes reine Schnupftuch, das sie hergeben soll. Aber in Treue, Sauberkeit und Ordnung hat sie nicht ihres Gleichen und dies macht, daß ma chère mère einen gewissen Respect vor ihr hat und in mancher Streitfrage Elsa's Wille die Oberhand behält. Dabei arbeitet sie für ma chère mère, wenn es noth thut, Tag und Nacht. Ma chère mère ist ihr Schicksal, ma chère mère's Zimmer ihr Wirkungskreis, ma chère mère's Wort ihr Gesetz, ma chère mère's Person ihr eigentliches Ich. Ohne ihre Herrin ist Elsa nichts. Einmal erhielt sie Erlaubniß, ihre Familie zu besuchen und acht Tage weg zu sein. Ehe noch zwei zu Ende waren, war Elsa schon zurück bei ihrer Herrin, indem sie fern von ihr es nicht aushalten konnte. Man erzählt, daß sie noch an demselben Abende wegen irgend einer Nachlässigkeit von ma chère mère Ohrfeigen erhielt. Sie nahm sie hin und schwieg, und entfernte sich nicht mehr nach diesem Versuche. Elsa ist trocken und steif; ihre Formen sind lauter Ecken. Man sagt, daß sie von ma chère mère mehr wisse, als irgend ein anderer Sterblicher; aber Elsa ist verschwiegen wie eine Mumie; sie verdient einbalsamirt zu werden.

Schatten des Schattens, trete vor, Tuttén! Elsa ist ein Rembrandt'scher Schatten, Tuttén einer jener unbestimmten, die, obschon ohne eignen Charakter, doch nicht eine

bestimmte Gestalt von einem Andern annehmen können. Elsa's kraftvolle Treue ist ihre Schönheit; Tuttén sagt beständig: „die Generalin sagt, die Generalin glaubt, die Generalin will," aber sie verleumdet doch die Generalin in der Stille und gehorcht ihr ohne Ergebenheit. Zuweilen demüthig bis zur Selbsterniedrigung, ist sie zu einer andern Zeit bereit, sich über den Haufen zu erheben, wenn nicht ma chère mère's kräftige Hand sie beim Zügel hielte; zu gleicher Zeit, wo sie dieselbe nöthigt, ihre Fähigkeit zu entwickeln und mit ihren vortrefflichen Wirthschaftstalenten hervorzutreten. Bei einem Glase ihres vortrefflichen Ale's bin ich beinahe bereit, „Es lebe Tuttén!" auszurufen. Aber wie wird sie einmal in einer Welt leben, wo nicht gebacken und gebraut wird, wo keine Ale mehr schäumt und kein Kuchen schwellt, wie wird sie dort ihre Gedanken sammeln? — Doch Friede mit Tuttén und der Seelenwanderung; ich will nicht zu weit von meiner Heimat wegwandern.

Von meiner geliebten Heimat, meinem kleinen Rosenvik, mußt Du jetzt eine Schilderung haben. Rosenvik ist eine Arrende unter Carlsfors. Es liegt eine gute halbe Meile von W. entfernt, wo Bär der vornehmste und beliebteste Arzt ist. Er hat die kleine Stelle von ma chère mère gepachtet, weil er, sowie ich, das Land sehr lieb hat. Wir haben also Rosenvik mehr zum Vergnügen als zum Nutzen; ich habe aber meine Speculationen auf den Garten, woraus viel gemacht werden kann, obgleich er jetzt fast wie eine Wildniß aussieht. Der Garten, ein Birkenhain, eine Wiese, worauf drei Kühe und ein Pferd ihre Weide haben, sind Rosenviks Besitzthümer. Warum Rosenvik (Rosenbucht) diesen Namen erhalten hat, kann ich nicht begreifen. Wol liegt es an einer Bucht des Helga-Sees, allein man findet dort keinen einzigen Rosenbusch, wol aber eine Menge Isop und Flieder. Dies soll man behalten, aber das Andere nicht versäumen, und ich hoffe, Rosenvik wird

noch seinem Namen Ehre machen. Indeß das Schöne soll das Nützliche nicht verdrängen. Ich werde Johannisbeeren, Erbsen und Bohnen in Menge pflanzen. Im Ganzen bin ich froh, auf eine Stelle gekommen zu sein, wo es noch etwas zu thun gibt und wo noch nicht Alles fertig und vollendet ist. Mein Gemüth und mein Temperament fordern viele Beschäftigung, und ich weiß, wie lieb Einem Das wird, wofür man arbeitet. Das Haus ist klein, aber gemüthlich eingerichtet. Wir haben vier Zimmer und eine Küche zu ebener Erde. Bär hat sie recht nett meublirt. Besonders ist das Gesellschaftszimmer mit seinen mit blauem Kattun überzogenen Meubeln und seinen weißen Mousselingardinen ein allerliebstes Zimmer. In der obern Etage sind zwei schöne Gaststuben; Küche und Vorrathskammer waren schlecht ausgerüstet, aber dafür gibt es gottlob Rath. Bär hat in Hinsicht des Geldes eine Einrichtung getroffen, die mir zugleich Vergnügen und eine gewisse Unruhe verursacht. Er legt alles Geld in eine Schatulle, wozu er zwei Schlüssel hat machen lassen. Den einen hat er, den andern habe ich, und ich besitze die Vollmacht, wann und so viel ich nur will, aus der Schatulle herauszunehmen, ohne Bär Rechenschaft darüber abzulegen. Dieser Beweis seines vollkommenen Vertrauens zu meiner Klugheit freut mich, aber dies Vertrauen ist für mich zugleich ein strengeres Band, als es der Geiz meines Mannes sein würde. Ich fürchte immer, zu viel zu nehmen und nicht gut genug hauszuhalten, ich scheue mich, in kleinen außerordentlichen Ausgaben mein Herz und meinen Sinn zu befriedigen — denn ich selbst brachte keinen Pfennig in die Schatulle; Alles, was sich dort findet, gehört Bär und ist der Lohn für seine Mühen. Mich dünkt, ich wäre freier und es wäre besser, wenn er mir eine bestimmte Summe monatlich zu verwalten gäbe. Ich machte ihm eines Tages diesen Vorschlag, indem ich ihm mit einer Thräne im Auge meine Skrupel eröffnete;

er aber wollte nicht darauf hören. „Sind wir nicht Eins?“ sagte er, „und ich habe gesehen, daß Du ein geschickter Rechenmeister bist.“ Hinsichtlich der Skrupel versicherte er mich, daß sie sich geben würden, sobald wir mehr bekannt geworden wären; ich würde dann finden, daß es zwischen uns kein Mein und Dein gäbe. Ich bin fast geneigt, an die Prophezeiung des guten Mannes zu glauben, aber ich denke dennoch, sowol meiner eignen Gewissensruhe als der Ordnung wegen, genaue Rechnung über alle meine Ausgaben zu führen.

Innige Freude macht mir das kleine Mädchen, das Bär mir hier verschafft hat, und das mein Leibmädchen sein soll. Es ist eine junge Bauerdirne mit einem so fröhlichen, unschuldvollen und auch hübschen Aussehen, daß es Einem wohl thut, sie anzublicken. Sie ist still und fleißig, hat Verstand und ein gutes Herz, und es wird mir Vergnügen gewähren, ihre Erzieherin zu sein. Wenn Gott mir Kinder schenkt, so soll Sissa sie hüten. Ich will sie zu einer wirklichen Bonne für sie bilden, sodaß ich ihretwegen ruhig sein kann, wenn sie auch nicht in meinen Armen sind. Die Erinnerungen aus meiner eignen Kindheit sagen mir, wie wichtig diese ersten Eindrücke sind. Reinheit, Güte, Verstand sollen an meines Kindes Wiege wachen; dort schon sollen sie anfangen, sich in dessen Seele anzusiedeln. Man wird nicht so leicht kalt gegen die Freunde seiner Kindheit. Ich rede davon, mein Mädchen zu bilden; aber glaube mir, meine Marie, ich werde nicht vergessen, mich selbst zu bilden. Warum erlischt so leicht die Flamme auf dem Altar der Liebe? Weil die Gatten vergessen, unters Feuer zu legen. Man muß sich mit dem Leben entwickeln und ausbilden; dann wird das Leben selbst eine Entwickelung von Liebe und Glück.

Meine erste Angelegenheit wird jetzt, mein Haus zu ordnen, sodaß Zufriedenheit und Ruhe dort wohnen können. Ich will streben ein kluger Gesetzgeber in meiner

kleinen, aber nicht geringen Welt zu sein. Und weißt Du, welches Gesetz ich vor allen zu geben und mit strenger Genauigkeit zu handhaben gedenke? Ein Gesetz für die Behandlung der Thiere. Es soll Folgendes enthalten:

Alle Thiere vom Hofe sollen mit der größten Sorgfalt gehütet und freundlich und liebreich behandelt werden. Sie sollen glücklich leben. Das Schlachten soll so vor sich gehen, daß das Thier so wenig wie möglich dadurch gequält wird.

Kein Thier darf in der Küche gepeinigt werden; keinen Fisch soll man lebendig reinigen oder im Kessel prasseln lassen; kein Vogel soll halbtodt an einen Nagel gehängt werden. Ein Messerstich soll ihnen sogleich den Tod geben und sie von der Tortur befreien.

Diese und noch einige andere Vorschriften wird mein Gesetz enthalten. Wie viel unnöthige Grausamkeit wird nicht alle Tage nur deshalb verübt, weil man nicht daran denkt, was man thut? Und wie ungereimt, wie unwürdig ist nicht Grausamkeit gegen Thiere? Ist es nicht genug, daß sie in der jetzigen Weltordnung verurtheilt sind, während ihres Lebens uns unterworfen zu sein und nach ihrem Tode uns zur Speise zu dienen? Sollen wir dieses strenge Loos noch mehr verbittern? Wir sind in vielen Fällen gezwungen, unfriedlich gegen die Thiere zu verfahren, aber grausame Feinde brauchen wir nicht zu sein. Wie unendlich weniger würden sie nicht leiden, wenn wir sie in allen den Fällen menschlich behandelten, wo sie den Menschen ähnlich werden; wenn wir für ihre Schwäche im Alter, für ihren Schmerz in Krankheiten und im Tode Mitleiden hätten!

In der alten Welt gab es Gesetze, welche Milde gegen Thiere den Menschen zur heiligsten Pflicht machten und die Uebertreter derselben streng bestraften. Und wir, Marie, wir, die wir uns zur Religion der Liebe bekennen,

— sollten wir gegen die Thiere schlimmer als die Heiden verfahren?

Sagt nicht Er, welcher der Liebe Reich auf Erden stiftete, daß kein Sperling zur Erde fällt, ohne daß es vom Vater im Himmel bemerkt werde (merk', Maria, er sagt nicht, daß der Sperling nicht fallen solle, er sagt blos, daß er vom Vaterauge gesehen ist). Ja, bemerkt werden dann auch alle die unnöthigen Leiden, welche die Unmäßigkeit, der Leichtsinn, die Grausamkeit der Menschen den Thieren zufügen; gehört wird das Jammergeschrei und die Klagen derselben. Wird jenseit dieser Welt nicht ein rächender Wiederhall derselben noch eine Qual mehr zu der Hölle fügen und den Frieden selbst im Himmel des Menschen stören?

O Marie! Laßt uns Weiber und Hausfrauen uns dieser Strafe nicht schuldig machen. Laßt uns, wenn wir vor des Allvaters Richterstuhl treten, rein sein von Undankbarkeit und Mishandlung gegen die lebenden Wesen seiner Schöpfung! Laßt uns verdienen, in einer bessern Welt veredelte Thiergeschlechter um uns zu sehen und dort mit ihnen in einem liebevollen Verhältnisse zu leben, das wir schon auf Erden begonnen haben!

Hier kommt Bär, der mich vorbereitet, daß wir bald Besuche bei den Nachbarn abstatten sollen — wir haben deren eine Menge — und versichert, daß es Leute gibt, die sich nach meiner Bekanntschaft sehnen, sehr gute und verständige Leute, versichert er. Halte Dich daher bereit, bald neue Bekanntschaften zu machen. Auch Schwäger und Schwägerinnen werde ich Dir bald vorstellen können. Ich freue mich auf ihre Ankunft; besonders freut es mich, Bär's geliebtesten Bruder kennen zu lernen, Peter Mansfelt, der einen sehr liebenswürdigen Charakter haben und ein ausgezeichneter Jurist sein soll. In einem Monate erwarten wir auf Rosenvik einen Gast. Mit allen Diesen und mit Bär erwarte ich ein munteres und glückliches Leben. Ich könnte Lust bekommen, einen

Roman darüber zu schreiben. Romane endigen sich gewöhnlich mit einer Heirath. Ob nicht der eigentliche Roman des Menschenlebens hiermit erst seinen Anfang nimmt? Im Ganzen betrachtet, ist wol jedes Menschen Leben ein Roman, eine kleine Episode aus dem großen Romane, dem „Buche des Lebens", das von dem originellen Verfasser „der Welt" geschrieben wird. Setze daher den Fall, Marie, daß ich Dir einen kleinen Roman schreibe. Laß ihn, meine gute, holde Leserin, einen Platz in Deinem Herzen erhalten. Heiter oder traurig — mag es mit ihm nun werden, wie es will; werde er nur von Dir nicht verworfen! Lebe wohl, denke freundlich an Deine romaneske und ergebene

Franziska.

Zweiter Brief.

Rosenvik, den 9. Juni.

Es war klares und frisches Wetter gestern Morgen. Ich setzte mich neben Bär ins Cabriolet, als er wie gewöhnlich um acht Uhr des Morgens in die Stadt fuhr. Bei Carlsfors verließ er mich und versprach, mich auf dem Rückwege abzuholen, im Falle er es nicht vergessen würde. „Es vergessen?" Abscheulicher Bär! — Mit diesem Reisepasse fuhr er ab. Ich ging die große, schöne Allee, welche zum Hauptgebäude führt, hinunter. Auf dem Hofe stand eine hohe, wunderliche Figur. Sie trug einen grauen, weiten Mantel, ein grünes Casquet, und schlug um sich her mit Etwas, das einem Hexenstabe ähnlich sah, während sie mit starker Stimme ausrief: „Fahrt vor — hört Ihr — fahrt vor mit dem Him-

melwagen!" Ich blickte unwillkürlich zum Himmel auf und der Gedanke an den Wagen des Propheten Elias fuhr in mich hinein, aber ebenso schnell wieder heraus, als ich in dem Rufenden im grauen Mantel ma chère mère erkannte. Als ich nahe kam, hörte ich sie heftig auf den Stallknecht schelten, weil der Hafer schon alle wäre, und sah sie ihre Moralpredigt mit kräftigen Schwingungen der Peitsche begleiten — jedoch blos in der Luft. Als sie mich gewahr wurde, veränderte sich plötzlich ihr Gesicht; sie faßte freundlich meine Hand, drückte sie und sagte freundlich: „Na sieh! guten Tag, meine liebe Franziska! Sie kömmt gerade in des Grafen Zeit. Ich habe heute meinen Januarius angezogen (sie zeigte auf ihren Mantel), weil es mir kalt zu sein schien. Bald kommen meine Grauen mit dem Himmelwagen. Wir wollen einen Rutsch zusammen machen." In demselben Augenblicke fuhren vier Pferde auf den Hof auf, die eine merkwürdige Equipage, mit einem auf vier hohen Pfeilern ruhenden Himmel, hinter sich herzogen. Es war der Himmelwagen. Ma chère mère ließ mich einsteigen, kletterte selbst nach und faßte die Zügel. Ein Bedienter stieg hinten auf. Mir war etwas bange im Anfange, denn es ging jetzt in gestreckter Fahrt, und der Himmelwagen ging nichts weniger als himmlisch. Ein Mal wurden die Pferde widerspenstig, aber ma chère mère erhob sich im Wagen und ließ sie die Peitsche fühlen, bis sie wieder gehorchten. Als sie mich ganz bleich sah, lachte sie, aber fuhr dann langsamer und schwatzte dazwischen recht munter und bat mich, von meinen Wirthschaftsangelegenheiten auf Rosenvik zu erzählen. Als ich mich davon überzeugt hatte, daß ma chère mère vortrefflich kutschirte, ward mir wieder ruhig und froh zu Muthe, und ich überließ mich dem Vergnügen, das ich unwillkürlich empfinde, wenn ich bei ihr bin. Wir besahen eine Menge Einhegungen, Ausdeichungen u. s. w. Ma chère mère sprach mit mehreren Personen, zankte mit Einigen, lobte

Andere; überhaupt schien das Verhältniß zwischen Hausfrau und Untergebenen recht gut zu sein, und sie schienen einander recht wohl zu verstehen, während sie sich gegenseitig Sprichwort auf Sprichwort gaben. Während unserer Fahrt waren wir nahe daran, Lagman Hök umzuwerfen, der in einem Desobligeant angefahren kam, und dessen Kutscher beim Anblicke des Himmelwagens so verblüfft ward, daß er Rechts und Links verwechselte und gerade nach derselben Seite wie dieser wandte. Es wäre bald mit dem Desobligeant vorübergewesen. „Wie, zum Henker! fahren Sie, Lagman?" schrie ma chère mère mit donnernder Stimme, während ihre kräftige Hand die Pferde zurückhielt und durch eine schnelle Seitenwendung alles Unglück verhinderte. Bald standen Himmelwagen und Desobligeant ganz vertraulich Seite an Seite, und ma chère mère, wieder bei guter Laune, sagte lachend und scherzend zu Lagman Hök, der ganz bestürzt aus seinen grünen Vorhängen hervorguckte: „Lieber Lagman, Sie stecken Ihren Kutscher mit Ihren poetischen Phantasien an, sodaß er die Wegeverordnungen confundirt!" — Lagman Hök und poetische Phantasien, dachte ich, das reimt sich unmöglich! „Wenn ein Himmelwagen kommt," antwortete der Lagman — poetischer als ich von ihm geglaubt hätte — „wer kann da noch an die Wegstatute der Erde denken?" So scherzten ma chère mère und Lagman Hök noch eine Weile fort, wonach Himmelwagen und Desobligeant wieder ihre besondern Wege fuhren.

Als wir nach Hause kamen, war ma chère mère bei ganz muntrer Laune, und wir kamen in ein eifriges Gespräch über Männer, Frauen und Ehen. Ma chère mère's Lehre für Frauen war in der That keine Kokettenlehre. Sie könnte in folgenden Worten zusammengefaßt werden: „Handle so, daß Dein Mann und alle Männer Achtung vor Dir haben, so bekommst Du Frieden in Deinem Hause und Ehre in Deinem Leben. (Achtung, Ansehn ist für ma

chère mère des Lebens höchstes Gut.) Wol waren die Verhaltungsregeln in Hinsicht des Umgangs junger Frauen mit Männern im Allgemeinen etwas zu streng. Sie erinnern mich an ein altes Lied, das ich oft in meiner Kindheit gehört habe und wovon mir diese Worte im Gedächtnisse geblieben sind:

„Kommt ein junger Herr, den Arm Dir zu bieten,
So verneig' Dich und sage:
Nein, danke ergebenst, ich gehe wol selbst,
Und kommt ein junger Herr, Dich zum Tanze zu laden,
So verneig' Dich und sage:
Nein, danke ergebenst, ich tanze wol selbst."

Ich theilte ma chère mère dieses Lied mit. Sie lachte, sagte dann aber ernst: „Das Lied ist wahrhaftig so toll nicht, meine kleine Freundin. Ich will mich wol nicht gerade so äußern, aber das will ich sagen, daß eine Promenade und ein Tanz mit einem andern Manne als dem Ehemanne seine ganz bunten Seiten haben kann. Eine junge Frau — beherzige meine Worte — kann in ihrer Conduite nicht vorsichtig genug sein, damit sie sich nicht preisgeben möge. Sie mag sich selbst vorsehen, meine liebe Franziska, Sie mag sich vorsehen! Wol behaupte ich, daß diese unsere Zeit moralischer ist, als die während meiner Jugend, wo König Gustav III., höchstseligen Andenkens, französische Moden und französische Sitten in unser Land einführte; und ich glaube, daß es jetzt weit weniger Gottesleugner und Asmodeen in der Welt gibt. Aber, wie gesagt, Sie mag sich vorsehen, Franziska, der Versucher kann ebenso wol zu Ihr kommen, wie er zu mancher Andern gekommen ist. Nicht weil Sie schön ist; denn Sie ist gar nicht schön, und sehr klein ist Sie; aber Ihr Aprilgesicht hat doch seine kleinen Reize, und dann singt Sie ganz niedlich — wie gesagt, Sie hat Ihre kleinen Partien. Und kommt eines Tages so ein Junker Geck und will

vor Ihr figuriren — so höre Sie auf meinen Rath, so halte Sie ihn in Distance, halte Sie ihn in Distance mit würdigen Manieren. Aber will er sich damit nicht bescheiden lassen, kommt er näher und spricht fade und verführerische Worte, so soll Sie ihn mit einer höchst verwunderten Miene ansehen und sagen: „Mein Herr! Sie irren sich. Ich kann es nicht sein, die Sie meinen!“ Läßt er sich auch dann nichts sagen, kommt er noch ein Mal wieder, so gehe Sie geraden Wegs zu Ihrem Manne und sage ihm: „Mein Freund, so und so ist es, und so und so habe ich gehandelt. Thue Du nun, was Du für gut findest!“ Und verlasse Sie sich darauf, meine liebe Franziska, der Corydon wird dann bald merken, was die Glocke geschlagen hat, und wird mit Schande seinen Weg ziehen. Aber Sie wird Ehre und keine Schande von der Sache haben und wird bei sich fühlen, daß ein gutes Gewissen ein frohes Gewissen gebe, und daß ein gutes Gewissen das beste Kopfkissen sei.“

Ma chère mère's gute Rathschläge ergötzten mich unbeschreiblich. Zum Unglück hatte sie zum Mittage zwei alte und arme Fräulein eingeladen, die zum Theil von ihren Gaben leben. Sie kamen, während ma chère mère und ich am lebhaftesten schwatzten. Eins von ihnen hatte sein Kleid mit zwei Reihen Spitzen garnirt. Ma chère mère's Gesicht verfinsterte sich sogleich bei diesem Anblicke, und kaum hatte das Unglücksfräulein gegrüßt und sich gesetzt, als ma chère mère sie ganz scharf wegen der beiden Spitzenreihen anredete. „Eine Reihe,“ sagte ma chère mère, „war schon überflüssig, aber zwei sind unverzeihlich.“ Das arme Fräulein erhielt eine gewaltige Epistel. Vergebens suchte es sich zu entschuldigen, daß die obere Reihe aufgesetzt wäre, um eine Naht zu verbergen. „Ich muß Ihr sagen, meine liebe Freundin,“ schrie ma chère mère, „wenn man nicht zu gut ist, Almosen zu nehmen, so ist man auch nicht zu gut, seine Nähte zu zeigen. Ja ja, das muß ich Ihr sagen,

Armuth ist keine Schande — nicht Jeder ist mit dem Silberlöffel im Munde geboren — aber Eitelkeit in der Armuth, das ist der Teufel im Boote. — Nun, nun, weine Sie deshalb nicht, Vorwürfe sind noch keine Mühlsteine. Trenne Sie die beiden Spitzenreihen los, und ich will sorgen, daß Sie ein Kleid bekommt, woran man keine Naht sehen soll." Das alte Fräulein sah bald ganz getröstet aus, ma chère mère ward wieder vollkommen gut, und als ich, das Cabriolet rollen hörend, aufstand, um Abschied zu nehmen, sagte sie ganz freundlich: „Ja so, nun geht Sie, meine liebe Franziska. Ich sehe wohl, daß es jetzt nicht gerathen sein würde, Sie und Ihren Mann zum Mittage einzuladen. Na, geh' Sie denn in Gottes Namen, aber komme Sie bald wieder, denn sieht Sie, mein Kind, Sie kann nicht zu oft kommen. Sieh so, sieh so! geh' Sie nun! Ich mag nicht, daß die Leute so lange stehen und Abschied nehmen. Adieu! Adieu!"

Ich machte, daß ich fortkam, und sprang lachend meiner Wege. Und jetzt sage auch ich Adieu, Adieu, denn ich will meinem zurückkehrenden Bären guten Tag sagen. Ich darf ihn jetzt einige Tage bei mir behalten.

Den 11. Juni.

Hier sitze ich wieder mit meiner Feder und einer gewissen Schreibelust, habe aber nichts Sonderliches zu schreiben. Alles ist im Hause und Haushalte in Ordnung. In der Küche werden Pastetchen gebacken. Das Wetter ist drückend; Laub und Vögel sind wie betäubt. Die Hühner liegen im Sande draußen vor dem Fenster. Der Hahn steht einsam, auf *einem* Fuße, und sieht sich in seinem Harem um, mit der Miene eines schläfrigen Sultans. Bär sitzt in seinem Zimmer und schreibt Briefe. Ich höre ihn gähnen. Das steckt an. O! O! ich muß einen kleinen Zank mit Bär anfangen, um uns Beide zu erwecken. Ich brauche gerade einen Bogen Papier, um Zuckerkuchen darauf zu rahmen. Bär

ist schrecklich geizig mit seinem Papiere, und deßhalb muß er jetzt davon abgeben.

Später.

Alles gethan! Ein vollkommener Zank, und wie vollkommen munter darnach. Du, Marie, mußt auch Theil daran haben, damit Du sehen magst, wie es zwischen Ehegatten hergehen kann.

Ich ging zu Bär und sagte ganz sanftmüthig: „Mein Engelsbär, Du mußt so gut sein und mir einen Bogen von Deinem Schreibpapier geben, um Zuckerkuchen darauf zu rahmen."

Bär (sehr verblüfft): „Einen Bogen meines Schreibpapiers?"

Ich: „Ja, lieber Freund, von Deinem allerfeinsten Schreibpapiere."

Bär: „Feinstem Schreibpapiere! Bist Du toll?"

Ich: „Gewiß nicht, ich glaube aber, daß Du ein bischen verrückt bist."

Bär: „Habsüchtige Meerkatze! Laß ab, so in meinem Papiere zu wüthen. Du bekommst nichts von meinem Papiere."

Ich: „Geizige Bestie! Ich will und ich soll das Papier haben."

Bär: „„Ich soll!"" „Höre 'mal an! Nun laß sehen, wie Du Deinen Willen ausführst." (Und der grobe Bär hielt meine beiden kleinen Hände zwischen seinen großen Tatzen fest.)

Ich: „Du häßlicher Bär! Du bist ärger als alle die, welche auf vier Füßen gehen. Laß mich gleich los! Laß los, sonst beiße ich!" Und als er nicht losließ, so biß ich — ja, meine Marie — ich biß wirklich in seine Hand. Er aber hohnlächelte blos und sagte:

„Ja, ja, mein Frauchen, so geht es allen Denen, welche trotzen, ohne die Macht zu haben. Nimm jetzt das Papier, nimm!"

„Ach laß mich los! Laß mich los!“
„Bitte hübsch!“
„Lieber Bär!“
„Bekenne Deine Ohnmacht!“
„Ja!“
„Bitte um Verzeihung!“
„Ach! Verzeihung!“
„Gelobe Besserung!“
„Ach ja, Besserung!“
„Na — ich begnadige Dich. — Keine saure Miene jetzt, Frauchen, sondern falle mir um den Hals und gib mir einen Kuß.“

Ich gab ihm — eine kleine Ohrfeige — raubte einen Bogen Schreibpapier und entfloh, laut jubilirend. Bär verfolgte mich, schrecklich brummend, bis in die Küche; dort aber wandte ich mich gegen ihn um, wohlbewaffnet mit zwei leckeren Pasteten, die gegen seinen Mund gerichtet wurden und dort verschwanden. Bär ward ganz still hierauf, das Papier ward vergessen und die Versöhnung geschlossen. Es gibt kein besseres Mittel, Marie, den Mund dieser Herren der Schöpfung zum Schweigen zu bringen, als einen guten Bissen hinein zu stopfen.

Heute Nachmittag wollen wir mit unsern Besuchen bei den Nachbarn anfangen. Ich werde mich gut kleiden — ich habe einen kleinen Strohhut mit Blumen — und gib Acht, mit welcher Zufriedenheit Bär „Meine Frau, meine Frau!“ präsentiren wird. Es ist ein ganz eigner und vergnügter Ton, mit dem er „Meine Frau!“ sagt. Aber jetzt darf „meine Frau“ nicht länger schwatzen. Sie muß am Mittagstische ihrem Manne aufwarten.

Nach dem Mittage.

Wieder ein kleiner Zwist. Es ist gefährlich, den schlafenden Löwen zu wecken. Die Scene ist bei den Waffeln.

„Meine liebe Freundin, welchen Hut denkst Du heute Nachmittag aufzusetzen?"

„Meinen kleinen Strohhut mit den Blumen."

„Den? O nein! Nimm den weißen Florhut, der ist so hübsch!"

„Den! Meinen einzigen Staats- und Festhut! Woran denkst Du, mein Engel! Mit ihm im Cabriolet sitzen, im Staube! — und vielleicht wird's regnen."

„Nun, dann wird es nicht stauben."

„Was Du witzig bist! Aber meinem Hute ist damit nicht geholfen."

„Meine liebe Fanny, Du würdest mir ein Vergnügen machen, wenn Du den Hut nähmest."

„Dann will ich ihn nehmen, mein lieber Bär, wenn es auch zu gleicher Zeit regnen und stauben sollte."

Und jetzt gehe ich, den weißen Hut aufzusetzen; was würde Madame Folker sagen, wenn sie mich damit auf der Landstraße fahren sähe? Der kleine Gartenjunge spielt für den außerordentlichen Fall den Bedienten in grauer Jacke und grünem Sammetkragen.

Freitag d. 12.

„Aber Du bist wirklich zu hübsch in dem Hute!" rief Bär aus, als er seine Frau gestern in ihrem Visitenanzuge erblickte. „Ma chère mère muß Dich durchaus in ihm sehen. Wir müssen auf Carlsfors einsprechen, ehe wir weiter fahren. Er ist gar zu niedlich."

„So glaubst Du? Nun, wie Du willst, mein Lieber, wenn wir nur nicht zu spät auf den andern Stellen anlangen!"

„Das mag werden, wie es will. Ma chère mère muß heute meine kleine Frau sehen."

Sieh da die kleine Frau in dem kleinen Hute, in dem kleinen Cabriolete sitzend und unruhige, fast bittende Blicke zum Himmel hinaufsendend, der über dem kleinen Hute recht finster blickt. Indessen kamen wir ohne einen Tropfen Regen erhalten zu haben in Carlsfors an. Wir

fanden Besuch im Salon. Ma chère mère kam uns froh und freundlich entgegen, küßte mich, sah mich an, klopfte mich auf die Backe und sagte, daß ich wie ein Röschen aussähe. Zu Bär sagte sie: „Du hast eine kleine Frau, Lars Anders, aber man kann von ihr sagen: klein und — — gut.“ Bär sah höchst vergnügt aus. (Es ärgert mich ein wenig, daß ma chère mère mich so erschrecklich klein findet; es sieht beinahe aus, als ob sie mich kaum für einen vollkommenen Menschen hielte; und das bin ich doch). Es kamen neue Besuche, und ich setzte mich, die Gesellschaft zu betrachten. Meine Augen hefteten sich bald an ein kleines Frauenzimmer (gewiß noch kleiner als ich), das noch jung war und dessen ganzes Wesen eine außerordentliche Lebendigkeit zu erkennen gab. Sie hatte eine dunkle Gesichtsfarbe, lebhafte, braune Augen, eine etwas große und gebogene Nase, ein etwas hervorstehendes Kinn; sie war nicht schön, hatte aber etwas Pikantes, und ihre Kleidung, die modern und elegant war, paßte recht wohl zu der kleinen, lebhaften Figur. Bär und sie reichten einander recht freundlich die Hände, und ihre scharfen Augen richteten sich sogleich auf mich. Bär machte eine Bewegung, um uns einander vorzustellen, aber in demselben Augenblicke ward ich von ma chère mère gefaßt, die mich rund um drehte, mich ans Fortepiano führte, und ich mußte jetzt der Gesellschaft etwas vorspielen und vorsingen. Als ich diese Schuldigkeit vollbracht hatte, kam das kleine lebhafte Frauenzimmer, setzte sich neben mich, sah mich durchdringend, aber freundlich und beinahe bekannt an und fragte, wie lange ich hier am Orte gewesen, und ob ich nicht die Leute hier „horribel zurück“ fände, im Vergleiche mit den Stockholmern? Als ich munter hierauf geantwortet hatte, sagte sie, indem sie mich beständig und forschend anblickte: „Sie sehen Ihrer Mutter sehr ähnlich; eine vorzügliche Frau — ich habe dieselbe früher oft ge-

sehen und kenne auch Sie recht wohl, Madame Werner, obgleich ich Sie früher nie persönlich gesehen."

Ich sah sie fragend an und hatte die Worte auf den Lippen, mit wem ich die Ehre hätte u. s. w., aber sie kam mir zuvor und fragte, ob ich schon mehrere von meinen Nachbarn gesehen hätte?

Ich erwiderte, daß ich gerade jetzt aus wäre, um Besuche zu machen.

„Na," sagte sie, „da werden Sie verschiedene curiose Figuren kennen lernen, einige von Wassersuppen-, andere von Meerrettig-Natur. Es wäre Schade, wenn sie nicht erst einen kleinen Vorschmack davon erhalten sollten. Wenn Sie zu v. P....s, den neuen Adelsleuten auf Holma, kommen, so sprechen Sie von Bildung und Kunst; und erwähnen Sie im Vorbeigehen Ihrer vornehmen Bekanntschaften — N. B. wenn Sie gut bei Ihnen stehen wollen. Ist es Ihnen schon manchmal begegnet, sich nach dem Zusammensein von einigen Stunden mit gewissen Menschen gleichsam eingewässert, oder, wenn ich so sagen soll, ausgemostet zu fühlen?"

„O ja!" erwiderte ich lachend.

„Merken Sie darauf, wie Sie sich befinden, wenn Sie von v. P....s kommen. Sprechen Sie nicht über Kunst bei Major Stålmark auf Adamsruh — N. B. wenn Sie gut dort angeschrieben sein wollen. Natur, Freiheit, Einfachheit heißt die Losung dort. Meine gute Freundin, die Majorin, will von nichts Anderem als von Dienstleuten und Wirthschaft reden; der Major ist lauter gesunde Vernunft und frische Kraft. Ich bin begierig zu hören, ob Sie sich davon sehr erquickt finden werden. Es gibt Kraftgerichte, die nicht stärkend sind. Aber sehen Sie sich wohl um, daß Ihnen die kleinen Adamiten keinen unparadiesischen Streich spielen! Die großen, vermuthe ich, halten sich im Stalle."

„Ich rathe Ihnen, als eine gute Freundin, nicht bei dem alten Fräulein Hellevi Hausgiebel, welches auf

ihrem Vogelneste nahe der Stadt sitzt, vorbeizufahren, denn sie würde dies übel aufnehmen. Mit ihrer eckigen Figur und ihrer scharfen Zunge erinnert sie zu gleicher Zeit an einen Specht und einen Pfefferkuchen; — aber vielleicht kennen Sie sie schon? —"

„Nein, ich habe aber sagen hören, daß sie etwas böse und lächerlich sein soll."

„Böse? Lächerlich?" wiederholte meine Nachbarin zögernd, „hm..... Gott weiß, ob das nicht zu viel gesagt ist. Böse? Sie sagt ihre Meinung von den Leuten so ziemlich gerade heraus, aber sie thut es offen und tritt Niemandem zu nahe. Lächerlich? Nun ja, das kann wahr sein. Sie hat ihre Gebrechlichkeiten ebenso und vielleicht noch mehr als mancher Andere. Aber das Gleichniß werden Sie gewiß in allen Fällen treffend finden."

„Ich möchte wol wissen," sagte ich, von ihren Einfällen belustigt, die in ihrem Munde weniger boshaft waren, als sie auf dem Papiere erscheinen mögen, „ich möchte wol wissen, was Sie von mir und meinem Manne sagen, und womit Sie uns vergleichen?"

„Wer kann wol den guten Doctor Werner sehen, ohne an Plumppudding zu denken? Und Sie, meine gute Frau, sind eine süße, brennende Sauce dazu, ohne welche er nicht halb so schmackhaft sein würde, aber — was ich von Ihren künftigen Bekannten hinzufügen wollte, ist, daß Sie nie etwas recht Ehrfurchtsvolles gekannt haben, ehe Sie die alten Dahls gesehen haben, und daß Sie keinen klaren Begriff von Liebenswürdigkeit bekommen, ehe Sie ihre Nichte Serena, die Blume des Thales, wie sie in doppelter Bedeutung genannt wird, werden haben kennen lernen."

„Serena?" wiederholte ich, „das ist ein wunderlicher Name."

„So wird er Ihnen nicht vorkommen, wenn Sie dieselbe sehen werden. Unser Herrgott scheint sie selbst

getauft zu haben. Aber jetzt muß ich Sie verlassen und weiter fahren. Und sagen Sie nach diesem Gespräche, daß ich toll oder böse bin, so will ich Ihnen sagen, daß ich mich daran nicht kehre. Ich mag Sie jedenfalls leiden und hoffe, Sie bald wiederzusehen."

Hierbei drückte sie meine Hand recht freundlich, stand auf und nahm leicht und rasch Abschied von Allen. Als sie hinaus ging, merkte ich, daß sie etwas schief war, was zu verbergen sie sich auch keine Mühe gab. „Wer ist sie? wer ist sie?" fragte ich, nachdem sie das Zimmer verlassen hatte.

„Was! Franziska!" sagte ma chère mère, „kennt Sie nicht Fräulein Hellevi Hausgiebel? Nun, da habe ich eine Dummheit gemacht, Euch einander nicht vorzustellen."

Ich stand wie vom Donner gerührt. „Fräulein Hellevi Hausgiebel!" rief ich endlich aus. „Aber Fräulein Hausgiebel soll ja alt sein?"

„Das sind ihre eignen Geschichten," erwiderte ma chère mère. Sie hat ihre eignen Possen und ist ebenso darum bemüht, sich alt zu machen, wie Andere es sind, sich jung zu machen. Ich halte nicht viel von ihrem „Vogelnest", denn ich verstehe mich nicht auf alle die Schnecken und Würmer und Schwämme, die sie dort versammelt, aber sie selbst ist eine witzige und achtungswerthe Person, die ich ganz gut leiden mag."

„Aber was wird sie von mir denken?" dachte ich, während ich, über meine Unvorsichtigkeit verlegen, mit Bär zum Cabriolet zurückkehrte. Mein Hut hatte wenig Aufsehn gemacht, und ich hatte eine Dummheit gesagt. Der Anfang unserer Fahrt war nicht glänzend.

„Bah!" tröstete ich mich, „Fräulein Hausgiebel ist eine vernünftige Person; ich bin auch nicht so dumm; wir wollen das schon wieder gut machen. La Bruyère sagt ja: Le sot ne se retire jamais du ridicule. C'est son caractère; l'on y entre quelquefois avec de l'esprit

mais l'on en sort." Und lustig rollte das Cabriolet nach Adamsruh, der Wohnstelle des Major Stälmark. Nicht weit vom Gute kam ein junges Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren daher, ohne Sattel auf einem Oelandspferde reitend; ihr Haar war röthlich und sowie ihre ganze Kleidung in großer Unordnung. „Guten Tag, Fräulein Malla!" rief Bär der kleinen Amazone entgegen, „sind Vater und Mutter zu Hause?" — „Ja wol!" schrie sie zurück, „ich reite Putte zur Weide!" Sie ritt, wir fuhren weiter. „Gott bewahre mich, soll das ein Fräulein sein?" — Ja!" erwiderte Bär lakonisch. Wir kamen am Gute an. Dort war ein gewaltiger Lärm. Drei junge Männer in Jagdkleidern rasten mit gewiß einem halben Schock Hunden umher. Beim Erscheinen Bärs und seiner Bärin wandte sich die ganze bellende Compagnie gegen unsere unschuldige Equipage, wurde aber zum Glücke für meinen und Puttens Heldenmuth von den jungen Leuten weggelockt, und der muntere, aber unharmonische Chor zog sich weiter fort. „Diese Stelle müßte Adamsunruhe heißen," dachte ich bei mir. Während ich durch den Vorsaal ging, bekam ich etwas zwischen die Füße und war nahe daran, umzufallen. Ich ward gewahr, daß es ein Stück Holz sei, sah mich um und entdeckte in einer Ecke des Vorsaals zwei kleine, listig grinzende Figuren, die sich bereit machten, die friedlichen Gäste aufs Neue zu bombardiren. Ich drohte ihnen mit dem Holzstücke und hatte eine unbeschreibliche Lust, die kleinen Wilden eine nähere Bekanntschaft damit machen zu lassen. Aber Bär, der schon drinnen im Tambour war, rief mich, und ich mußte hineingehen, in größter Eile Etwas entfliehend (Gott weiß, was es war), das mir mit großem Geräusche auf den Fersen nachgeflogen kam. Ich ärgerte mich, mußte aber doch lachen. Bär ward jedoch böse, da er hörte, was mir begegnet sei. Als wir uns erholt hatten, Bär ausgebrummt und ich mich satt gelacht hatte, gin-

gen wir in die Zimmer hinein und trafen in einem hübschen Gemache zwei Personen von dem Aussehen, welches gern einen gewissen Rang und ein gewisses Vermögen zu begleiten pflegt. Ich möchte dies Aussehen reputirlich nennen. Es waren der Major und die Majorin. Der Major, ein alter und noch hübscher Mann, hatte ein gutes und artiges Wesen. Die Majorin war eine sehr dicke Frau, noch jung, nicht schön, deren Aussehen aber etwas besonders Offenes und Gerades hatte. Bär präsentirte „meine Frau" und „meine Frau" ward ebenso freundschaftlich empfangen, wie mein Bär. Die Herren gingen im Zimmer auf und ab und schwatzten; die Frauen sollten auf dem Sopha nähere Bekanntschaft mit einander machen. Die Majorin sah mich an, ich sie. Ihr Gesicht kam mir bekannt vor, ihre Stimme noch mehr; diese vorzüglich, welche einen finnischen Accent hatte, machte auf mich einen besondern Eindruck; ich konnte meine Augen nicht von ihr wegwenden, ich sah an ihrem Halse eine kleine Narbe, und — plötzlich stieg in mir eine ganze Episode meines verflossenen Lebens auf; ich lebte das noch einmal, was Du mit mir erleben mußt, wenn Du Das, was jetzt folgte, begreifen willst.

Folge mir zuerst zu meinen Heldenthaten in den Sälen der Gymnastik, folge mir zu einer Zeit, wo ich noch sehr jung war, wo das Blut nicht so ruhig wie jetzt in meinen Adern rann (obgleich Bär behauptet, daß es ohne Schaden noch ruhiger fließen könnte), zu einer Zeit, wo es mich so herzlich ermüdete, immer dieselbe Sonne und dieselben Gesichter zu sehen, wo ich, es koste was es wolle, mir Abenteuer wünschte, wo eine Feuersbrunst, ein Auflauf für mich wahrhafte Erquickungen, wo bataille de Prague und bataille de Fleury meine liebsten Musikstücke waren, wo ich darüber weinte, daß ich kein Mann war und nicht in den Krieg ziehen könnte, wo ich in einer Art Bedürfniß, Excesse zu begehen, einst fünf Tassen wässerigen Thees trank und die Frau des Hauses in

einer Art Raserei von Wohlwollen mir noch die sechste aufquälen wollte.

Ich war damals sechzehn Jahre alt und zum Glücke für meinen unruhigen Geist begann um diese Zeit meine rechte Schulter auszuschießen. Die Gymnastik war damals in der Mode als ein Heilmittel für alle Arten von Körperfehlern, und meine Eltern beschlossen, auch mich gymnasticiren zu lassen. Gekleidet in garnirte Pantalons, in einen Oberrock von grünem Tuche, auf dem Kopfe eine Tüllhaube mit Rosabändern, trat ich eines Tages in einer Versammlung von dreißig bis vierzig Figuren auf, die ungefähr so wie ich gekleidet waren und lustig in einem großen Saale voll Leinen, Leitern und Stangen herumschwärmten. Es sah sonderbar und wunderlich aus. Ich verhielt mich den ersten Tag still und ließ mir von einer Lehrerin Rückenbiegung und Arm- und Fußbewegungen beibringen; am zweiten Tage schloß ich Duschaft mit einigen der Mädchen, am dritten wetteiferte ich mit ihnen auf Leinen und Stangen; vor Ende der zweiten Woche führte ich die zweite Abtheilung an und fing an, dieselbe zu allerlei Unternehmungen anzuspornen.

Ich las damals die griechische Geschichte. Die Helden und Heldenthaten derselben umschwebten mich in den Sälen der Gymnastik. Ich schlug meiner Abtheilung vor, männliche und antike Namen anzunehmen, und daß wir uns an diesem Orte fortan nur mit den Namen Agamemnon, Epaminondas, Pelopidas u. s. w. benennen sollten. Für mich wählte ich den Namen Orestes und nannte meine beste Freundin in der Abtheilung Pylades. Einem großen magern Mädchen, das einen finnischen Accent hatte, und welches mir besonders zuwider war wegen einer trotzigen Unabhängigkeit von mir und meinen Ideen, die es immer zu erkennen gab, gefiel es, sich über unsere Namensveränderung lustig zu machen, und es nannte lachend mich und meine Freundin, die wir Beide klein waren, Orre und Pylle. Dies verdroß mich

tief, besonders weil es dem ganzen Trupp den griechischen Geist benahm, den ich ihm hatte einflößen wollen. Meine lange Feindin wollte, wie sie sagte, nicht anders als Brita Kajsa heißen; ich fuhr nichts desto weniger fort, sie Darius zu nennen. Neue Veranlassungen zum Streite kamen hinzu. Obgleich ich in die griechische Geschichte verliebt war, so war ich doch nicht weniger parteiisch für die schwedische. Karl XII. war mein Abgott und manches Mal unterhielt ich meine Freundinnen in der Schar mit den Erzählungen seiner Thaten und ward während dessen selbst vom brennendsten Enthusiasmus befeuert. Wie ein kaltes Wasser kam Darius eines Tages darüber und stellte sich mir mit der Behauptung entgegen, Zar Peter sei ein größerer Mann gewesen, als Karl XII. Ich nahm die Herausforderung mit blindem Eifer und stiller Raserei auf. Meine Gegnerin stellte mit Kälte und Kenntniß eine Menge Facta zur Stütze ihres Satzes auf, und als ich auf diese fußend, meinen Helden siegend zum Himmel erheben wollte, wurden mir immer Pultawa und Bender in den Weg geworfen. O Pultawa, Pultawa! manche Thränen sind über deinen blutigen Wahlplatz geflossen, doch keine herbern, als die ich in der Stille vergoß, als ich, wie einst König Karl dort, eine Niederlage erlitt. Sie waren voll eines Schmerzes, den ich jetzt nicht mehr begreife. Meine Gegnerin ward mir wirklich verhaßt. Ich haßte sie, sowie Zar Peter selbst und das Volk, dessen Herr er war.

Noch ein Funken, und die Flamme brach aus. Ein junges, niedliches, lahmes Mädchen, welches die männlichere Kleidung nicht weniger weiblich und schüchtern zu machen vermochte, erwarb sich meine chevalereske Neigung, und ich erklärte mich für dessen Ritter. Eines Tages, als ich im Begriffe war, demselben Verse von Racine vorzudeclamiren, stand plötzlich der verabscheute Darius an meiner Seite und sagte spöttisch: „Ich bin Dein Rival!" Ich warf auf den Rival einen vernich-

tenden Blick und erwiderte verächtlich: „Brita Kajsa, bleibe Du bei Deiner Nähnadel!“ Dies ärgerte Brita Kajsa; sie erröthete, während meine Partei in ein schallendes Gelächter ausbrach. Einen Augenblick darauf saß ich auf der Leiter und betrachtete die unter mir wimmelnde Menge, als ich plötzlich von einer starken Hand an einem Fuße gefaßt ward, und ich erblickte meine lange Feindin, welche ihren Arm heraufgehoben hatte und mich festhielt, während sie hohnvoll ausrief: „Hollah dort oben! hilf Dir jetzt wie Oreſtes, oder bleibe sitzen und girre wie ein Orre*).“ Was Oreſtes in meiner Lage gethan haben würde, weiß ich nicht; aber mein Zorn, mein Schreien, meine Geberden erinnerten wahrscheinlich mehr an einen in der Schlinge festsitzenden Vogel als an einen gefangenen Helden, denn ein unbeschreibliches Lachen erhob sich rings um mich her und brachte mich in vollkommene Raserei. Mit lauter Stimme rief ich Pylades zu Hülfe. Pylades sah aus wie ein Poltron, richtete einige Vorstellungen an meinen Feind, aber ohne alle Kraft. „Ich fordere Dich heraus, ich begehre Satisfaction“, schrie ich zu Darius herunter, der blos lachte und sagte: „Bravo, Orre, bravo! Sieh! gerade so hielt Zar Peter den großen Karl XII. bei Bender fest.“ Ich war auf dem Wege, eine verzweifelte That zu thun, als eine der Lehrerinnen hinzukam, diesem Auftritte ein plötzliches Ende machte und mich so befreite. Aber ich war innerlich voll kochender Bitterkeit. Ich ging zu Pylades und sagte: „Du hast Dich wie ein armer Sünder benommen, Pylades! Folge mir im Augenblicke, ich will diese Großprahlerin herausfordern; sie hat mich beleidigt — Du sollst mein Secundant sein.“ Pylades sah furchtsam aus wie ein Hase, wagte es aber nicht, Nein zu sagen.

*) Orre bedeutet im Schwedischen auch Auerhahn.
Anmerk. d. Ueberſ.

(Du bemerkst wahrscheinlich, beste Marie, daß ich dieselben Personen bald Er, bald Sie nenne, aber habe Nachsicht mit diesem Wirrwarr; er charakterisirt den ganzen Auftritt, sowie den Wirrwarr, der damals in meinem Gehirn herrschte.)

Ich suchte jetzt Darius auf, der mit verletzender Kaltblütigkeit gegen eine Wand gelehnt stand und leise vor sich hin sang. Mit gerunzelten Augenbraunen trat ich vor sie hin und fragte: „Was meintest Du soeben?" Brita Kajsa maß mich mit einem stolzen Blicke und sagte: „Was ich meinte? Ja gerade was ich sagte." „Dann habe ich ein Wort mit Dir zu reden", brach ich ergrimmt aus; „Du hast mich auf eine unwürdige Weise beleidigt, und ich fordere, daß Du in Gegenwart der ganzen Versammlung mich um Verzeihung bittest und Karl XII. für einen größern Mann als Zar Peter anerkennst; sonst mußt Du Dich mit mir schlagen, wenn Du Ehre in der Brust hast und kein Poltron bist." Brita Kajsa erröthete, sagte aber mit einer abscheulichen Kälte: „Um Verzeihung bitten? Nein, das fällt mir nicht ein. Mich schlagen? Nun ja! Aber wo und womit, mit Stecknadeln oder . . . ." „Mit Degen — wenn Du nicht feige bist — und hier. Wir können eine halbe Stunde vor den Andern hier sein. Die Waffen werde ich mitbringen. Pylades ist mein Secundant; wähle Du einen für Dich." Ich sagte dies mit großem Stolze.

„Darum kümmere ich mich nicht", antwortete Brita Kajsa mit unerträglichem Uebermuthe. „Ich allein bin genug gegen euch Beide."

„Du sollst aber einen Secundanten haben", rief ich aus, mit meinem kleinen Fuße stampfend. „So ist's Regel."

„Nun wohl, Grönwall, komm hieher!"

Elisabeth Grönwall war ein anderes großes Mädchen, dumm und plump, mit hängender Lippe, von mir

spottweise Nestor genannt. Sie kam, ließ sich erklären, um was es sich handele, und zeigte sich sogleich mit einer sehr wichtigen Miene bereitwillig, die Secundantin meiner Gegnerin zu sein.

„Morgen neun Uhr Vormittags!" sagte ich, indem ich mich entfernte.

„Um neun Uhr," wiederholte Brita Kajsa mit einem Hohnlächeln.

Auf dem Heimwege beschäftigte ich mich damit, Pylades Muth einzureden und mit guten und bösen Worten seine Zunge zu binden. Pylades, der mich wirklich lieb hatte, versprach, nachdem er eine Menge Vorstellungen gemacht hatte, zu schweigen und mir bis in den Tod getreu zu sein.

Mein Blut war in starkem Kochen; aber nachdem ich mich des Abends zu Bett gelegt hatte und Alles um mich her stille ward, kann ich nicht leugnen, daß einige Verwunderung und ein kleiner Schauder über mich kam wegen der That, die ich begehen wollte. Aber zurücktreten, Karl XII. im Stiche und meine eigne Ehre ungerächt lassen, den Hohn und die weitere Verfolgung meines Feindes verdienen, nein! lieber sterben. Aber jetzt dachte ich wieder an die Worte des Gebots, an meine Eltern — was sie weinen würden, wenn ich stürbe. Mein Gegner stand vor mir, stark und grausam wie Zar Peter, und ich — ach, ich fühlte es wohl — war kein Karl XII. Während ich an die Thränen meiner Eltern dachte, fing ich selbst an bitterlich zu weinen, und im Weinen schlief ich ein. Als ich am andern Morgen erwachte, war es schon heller Tag und die Uhr schlug halb neun. Ich hätte beinahe das Duell verschlafen; aber während ich mir den Schlaf aus den Augen rieb, war es, als ob Jemand mit einer Posaune mir ins Ohr riefe: „Um neun Uhr!" Ich sprang auf. Der Zweikampf stand klar vor meinem Gedächtnisse. In fünf Minuten war ich angekleidet. Ich ergriff zwei kleine

Fechtdegen, die ich schon den Abend vorher aus dem Zimmer meines damals abwesenden Bruders genommen hatte. Aber jetzt fiel es mir plötzlich ein, daß ich an meine Eltern hätte schreiben müssen, für den Fall, daß ich in dem Kampfe umkommen sollte. Auf ein Stück Papier schrieb ich mit einer Bleifeder: „Geliebte Eltern! — wenn diese Zeilen vor Eure Augen kommen" — verzweifelt! Eben schlug die Uhr drei Viertel auf neun; ich würde zu spät kommen, wenn ich noch länger zögern wollte. Hastig warf ich den begonnenen Brief in meine Schublade, mich selbst wie Cäsar in die Arme meines Glücks und begab mich, die Degen unter dem Mantel, zur Gymnastik.

Du kannst Dir leicht vorstellen, daß ich keine Kenntnisse von der Fechtkunst besaß. Aber das kümmerte mich wenig. Blind darauf loszugehen, schien mir ebenso einfach, wie leicht. Uebrigens bekenne ich, daß ich auf dem Wege zum Kampfplatz so wenig wie möglich dachte. Als ich in den großen Saal hineinkam, war mein Feind und sein Secundant schon da; Pylades ließ sich nicht sehen. Ich fluchte im Geheim auf ihn. Darius und ich grüßten einander stolz und kaum merkbar. Ich ließ ihn unter den Degen wählen. Er nahm einen und handhabte ihn so leicht und gewandt, als wäre er daran gewöhnt. Ich sah mich schon im Geiste durchbohrt. Jetzt kam Pylades bleich und angstvoll. Ich sah ihn mit einem erzürnten Blicke an und verschloß die Thür.

„Um Gottes Willen!" — rief er jetzt — „mordet Euch nicht! Es ist ja eine Tollheit!" „Schweig!" rief ich im Zorn und sagte, zu Darius gewendet: „Du beharrst also dabei, Dein Unrecht nicht erkennen zu wollen und mich um Verzeihung zu bitten?"

„Ich beharre!" — sagte Darius, indem er mit beispielloser Kaltblütigkeit seinen Degen prüfte, ihn gegen den Fußboden biegend — „Zar Peter war ein großer Mann!"

„Tod über ihn! Es lebe Karl XII.!“ rief ich emporflammend aus und stellte mich in eine Art Position. Darius that dasselbe.

„Wartet, wartet!“ schrie Pylades angstvoll, „wartet, ich soll ja das Signal geben!“

„So gib es denn, schnell!“

„Wartet, wartet! Ich denke an Etwas .... wartet!“

„Ich warte nicht!“ rief ich, „Russenfreund, ich zähle bis drei und wir schlagen uns! Eins, zwei, drei!“ .... Unsere Degen schlugen zusammen, und in demselben Augenblick war ich entwaffnet und lag umgeworfen auf dem Boden. Darius stand über mir, und ich glaubte, mein letzter Augenblick wäre gekommen. Aber wie erstaunte ich, als meine Feindin ihren Degen wegwarf, mich bei der Hand nahm und mich aufhob, indem sie munter ausrief: „Nun, da hast Du Satisfaction. Laß uns gute Freunde werden. Du bist ein kleiner tapferer Mensch!“

Pylades lag auf den Knieen, einer Ohnmacht nahe; Nestor saß oben auf der Leiter und schrie aus voller Kehle. Ich war außer aller Fassung und starrte meinen frühern Feind an, der aus einer Wunde am Halse stark blutete.

„Du blutest!“ rief ich endlich aus, „ich habe Dich getödtet!“

„Ah bah! Es ist eine kleine Schmarre, die bald heilen wird. Uebrigens will ich Dir sagen, daß ich die Russen ebenso wenig leiden mag als Du, ich that nur so, um .....“ Sie erbleichte, stotterte und mußte sich setzen.

„Was hab' ich gethan, ich Unglückliche!“ schrie ich außer mir, warf mich nieder und wälzte mich auf dem Boden neben der Blutenden, „verzeihe — — o verzeihe mir.“

In demselben Augenblick vernahm man einen schrecklichen Lärm an der Thüre; Pylades schleppte sich hin,

öffnete, und herein stürzten der Fechtmeister und drei Lehrerinnen. Da verlor ich das Bewußtsein.

Erst mehrere Wochen darauf erfuhr ich, daß Pylades mich verrathen, einer der Lehrerinnen geschrieben und sie gebeten hatte, mein thörichtes Vorhaben zu verhindern. Das Billet war aber zu spät angekommen, und daher auch die Lehrerin zu spät, das Duell zu verhindern.

Brita Kajsa, denn von jetzt an taufte ich keine Leute mehr um, ward wirklich in kurzer Zeit von ihrer Wunde hergestellt; ich aber lag über ein Vierteljahr gefährlich krank darnieder. Diese Krankheit war jedoch gut für mich, sie kühlte wohlthätig mein heftiges Temperament ab. Als ich wieder gesund ward, erfuhr ich, daß Brita Kajsa mit ihren Eltern nach ihrem Wohnorte in Finland gereist war, daß sie mich mehrere Male während meiner Krankheit besucht und dabei ihren Kummer geäußert hatte, mich gereizt zu haben und jetzt Schweden verlassen zu müssen, ehe ich gesund geworden und wir mit einander vollkommen versöhnt wären. Auch ich war sehr betrübt, daß ich ihr nicht ein freundliches Wort zum Abschied hatte sagen können; aber meine heftige Krankheit hatte die alten Eindrücke sehr geschwächt, und jetzt kamen eine Menge neuer, wie Tod, Noth, Arbeit fürs Brot und Vieles, was mir wehe that, aber auf mein Gemüth wohlthuend einwirkte — ich vergaß das Verflossene, und daher genug davon — jetzt zu der Gegenwart.

Zwölf Jahre waren vorübergeeilt. Ich hatte meinen frühern Feind gänzlich aus dem Gesichte verloren; ich hatte meine frühere Tapferkeit vergessen; ich war ein Mensch geworden, der Zar Peter zu schätzen verstand und allen Menschen, selbst den Russen, wohl wollte — ich war Bär's fromme Gattin geworden und folgte ihm jetzt im Cabriolete auf Visiten, so anständig und still wie nur irgend eine Misstriss Prudentia. Nun wohl, Marie! Die Majorin, in deren Sopha ich jetzt saß, die fette Frau mit dem ernsten offenen Gesichte, das mir so

bekannt und zugleich so unbekannt war — wer war sie wol anders als mein ehemaliger magerer Feind auf der Gymnastik, Darius, Zar Peter, mit Einem Worte Brita Kajsa! Ihre Stimme und die Wunde an ihrem Halse ließen mich sie vollkommen wiedererkennen. Ich kann Dir nicht sagen, wie wunderlich mir dabei zu Muthe ward. Ich war verlegen, war gerührt, aber noch weit mehr empfand ich eine Lustigkeit, die in Ausrufen und in Lachen auszubrechen verlangte. Der Geist der Possen und Schelmstreiche bekam wieder Macht in mir. Ich nahm einen Garnstecken, der gerade auf dem Tische lag, stellte mich in eine martialische Position vor die Majorin und rief aus: „Es lebe Karl XII.! Wir schlagen uns! Eins, zwei, drei!" Die Majorin sah mich einen Augenblick an, als glaubte sie, ich wäre toll geworden. aber im nächsten Augenblick rief sie: „Zar Peter war ein großer Mann!" ergriff eine Stricknadel und stellte sich gegen mich in Position. Hierauf ließen wir mit einem Male die Waffen fallen und fielen selbst, laut lachend, einander in die Arme.

Du kannst Dir das Erstaunen nicht vorstellen, das Bär und der Major bei diesem Auftritt zu erkennen gaben; aber die Fragen alle, die Ausrufungen, Erklärungen, Verwunderungen und das Lachen, das hierauf folgte, kannst Du Dir leicht denken.

Brita Kajsa und ich betrachteten einander aufs Neue. „Der Tausend", rief sie aus, „was bist Du seit der Zeit alt geworden!"

„Und Du nicht liebenswürdiger," dacht' ich, sagte aber: „Du bist dagegen dem Aussehen nach weit jünger geworden." Es war auch so; die weiße fette Frau war weit schöner als das dunkle magere Mädchen.

Nachdem wir uns nun satt verwundert, erzählt und gelacht hatten, kamen wir auf das Kapitel von den Vergnügungen und Streichen der Kindheit im Allgemeinen. Die Herren wurden lebendig bei der Erzählung ihrer

Untugenden und Abenteuer. Brita Kajsa erklärte, daß sie nie so lustig gewesen wäre, als wie in den Tagen ihrer Kindheit. Alle schienen darin übereinzustimmen, diese Zeit als das goldene Lebensalter zu betrachten. „Ja, ja!" sagte endlich Bär mit einem Seufzer, „das war eine gute Zeit, die kommt nie wieder!"

„Du Lieber!" sagte ich, etwas unmuthig über diese Kindheitsbegeisterung, „bilde Dir nur nicht ein, daß sie so übermäßig gut gewesen sei. Ist die Kindheit für den erwachsenen Menschen nicht wie eine in der Perspective gesehene Landschaft? Sie sieht so schön aus, nur weil sie ihm weit entfernt ist. Ich bin überzeugt, daß Du als Kind manche schwere Stunden mit Lectionen, Vorwürfen, Poenitenzen, Hausarrest und vielen solchen Sachen hattest, deren Du jetzt überhoben bist. (Bär lachte.) Ich für meinen Theil werde die Tage der Kindheit nie preisen. Diese ganze Zeit war für mich voll Ach's, groß zu werden. Ach, wie hübsch, groß zu werden und keine Vorwürfe zu bekommen, wenn ich mein Kleid zerrissen habe! Ach, wer nur groß wäre und alle Tage Kaffee trinken könnte! Ach, wie glücklich, groß zu sein und wie Mama im Florkleide mit Blumen auf den Ball fahren zu können! Ach, wer nur groß wäre und Romane lesen dürfte! Ach, ach, wer nur groß wäre! Ich bin überzeugt, daß alle Kinder, jedes in seiner Weise, solche Ach's haben! Sind wir auch zuweilen als Kinder recht glücklich, nun was ist denn dieses Glück? Ein flüchtiges, halb bewußtes, welches wir daher auch nur halb genießen können. Und wenn wir endlich das Ziel unserer Kindheitsach's erreichen, wenn wir groß werden, Kaffee trinken, Romane lesen und auf Bälle fahren, ach, da hat sich das Ach erst ins Herz selbst eingewurzelt, und wir haben so viel Unruhe, um ja recht Ruhe haben zu können. Da haben wir das gepriesene Glück der Kindheit und Jugend."

„Madame Werner hat wahrhaftig nicht so Unrecht,"

sagte der Major ernst, „und jedes Alter hat wol seine Schwierigkeiten. Es war verdammt gut gesagt, das von der Perspective. Ja, ja! Es ist wahr!"

Aber Bär sah mich halb verwundert, halb bekümmert an und sagte: „Du hast also Deine erste Jugend nicht genossen, Franziska?"

„Nein, in Wahrheit nicht, dazu war ich viel zu unruhig und zu unvernünftig, und ohne Vernunft und Ruhe gibt es doch kein wahres Glück."

„Sehr gut, sehr gut," sagte der Major.

Der Thee ward hereingebracht und zugleich kamen die jungen Herren herein, drei rasche, lebendige junge Männer, die nur gar zu ländlich aussahen. Sie waren Brita Kajsa's Stiefsöhne. Sie sprachen von Jagd, Pferden und Hunden; hierauf fiel das Gespräch auf den Nachbar in Ramm. Man sagte, daß er ein Amerikaner sei, und — fügte einer der Söhne hinzu — man sagt, daß er sehr reich sein und Schicksale wie ein richtiger Romanheld gehabt haben soll.

„Ja gewiß," sagte die Majorin, die Achsel zuckend. „Ich bin überzeugt, daß er gerade so wie andere Leute ist. Aber Du, lieber Robert, übertreibst immer so."

Robert erröthete, als hätte er etwas recht Unpassendes gesagt. In demselben Augenblicke kamen die Adamiten wie ein Paar Bremsen hereingeschwärmt und schlugen sich auf den Theetisch nieder, wo sie Alles, was nur eßbar war, an sich zu reißen suchten. Die Majorin suchte sich durch Moralpredigten Ruhe zu verschaffen; die kleinen Unthiere kehrten sich aber wenig daran und wurden nicht eher stille, als bis man ihre Forderungen befriedigt hatte. Ich wollte, Bär hätte dies gesehen, er war aber mit den Herren in einem andern Zimmer. „Man muß die Kinder nicht unterdrücken," sagte die Majorin zu mir, „man muß ihnen ihre Freiheit lassen. Dadurch werden sie später natürlich, und nicht, wie so viele Andere, künstlich und affectirt. Hast Du die von

P....schen Mädchen gesehen? Himmel! wie sie mir närrisch vorkommen, wenn sie in ihren weißen Handschuhen dasitzen und den Mund verziehen und sich so prächtig und vornehm dünken!"

Die Thüre ward jetzt aufgestoßen, und herein trat eine Figur, der man nicht vorwerfen konnte, affectirt auszusehen. Haltung, Haare, Kleider, Alles schien von Wind gemacht zu sein. Die Majorin rief: „Komm hieher, Mally!" und stellte mir ihre Tochter (Stieftochter) vor. Mally machte eine tölpische, bärenhafte Verneigung und wandte sich, wie die jüngern Geschwister, zum Theetisch, wo sie bald alle drei zu zanken anfingen und ich die lieblichen Worte vernahm: „Pfui, schämst Du Dich nicht? willst Du meinen Zwieback liegen lassen, Du Schwein, Du Häßliche, Unartige! Ich will es der Mutter erzählen!" Und jetzt entstand ein gewaltiges Rufen: „Mutter, Mutter, Mutter!" Aber Mutter kehrte sich nicht daran; die Herren kamen herein, und während die Adamiten aßen und zankten und wir daher hoffen konnten, mit dem Leben und geraden Gliedern aus dem Hause zu kommen, nahmen Bär und ich Abschied. Brita Kajsa und ich gaben einander recht freundschaftlich die Hände und wünschten uns gegenseitig zur Nachbarschaft Glück. Im Stillen nahm ich mir aber vor, mich nicht so bald wieder der Gefahr auszusetzen, von Holzstücken todtgeschlagen zu werden, noch dem Vergnügen, mich wegen meines ältlichen Aussehens becomplimentiren zu lassen. Der Major begleitete mich zum Cabriolet; er war sehr artig und schien recht mit mir zufrieden zu sein. Im Ganzen hatte mir dieser Besuch Vergnügen gemacht, ich verließ aber das Haus mit zwei kleinen Stacheln im Herzen. Willst Du wissen, welche es waren? Erstens: stach es mich ein wenig, daß Bär erklärt hatte, er sei in der Kindheit so gewaltig glücklich gewesen, und dabei geseufzt hatte, als erschien ihm die Gegenwart bleischwer. Zweitens fürchtete ich, zu viel und mit zu vielem

Eifer an einem Orte, wo ich mich zum ersten Male befunden hatte, gesprochen zu haben. Ich fürchtete, Bär würde mit mir unzufrieden sein und werde Lust haben, dem „sehr gut, sehr gut" des Majors sein „nicht gut, nicht gut!" entgegenzusetzen. Ich hätte für mein Leben gern wissen mögen, wie es hiermit wäre; aber jetzt saß der gute Mann ganz verstockt still neben mir und betrachtete blos seine Finger. Ich muß es doch wissen, dachte ich und grübelte nach, wie ich die Frage einleiten sollte; aber indem ich den Mund aufthat, sprach Bär plötzlich folgendermaßen: „Es thut mir leid, Fanny, daß Du in Deiner Kindheit nicht glücklich gewesen bist!"

„Aber es thut mir noch mehr leid," rief ich halb zum Weinen geneigt aus, „daß Du so erschrecklich glücklich in der Deinigen warst, so daß Du Dich nie mehr so glücklich fühlen kannst, sondern Alles im Vergleich hiermit schwerfällig finden mußt. Du hattest mehr Vergnügen mit Deinem Balle, als mit Deiner Frau!"

Bär sah mich mit einer verwunderten Miene an, die mich sogleich beruhigte. „Du kleine Närrin!" sagte er, „das glaubst Du nicht! Du kannst mich nicht für so toll halten. Ja gewiß war jene Zeit gut, aber diese ist doch besser!"

„Gott sei gelobt!" sagte ich leise, aber dankbar.

„Und gleichwol," wiederholte Bär, „sind wenige Kinder so glücklich wie ich gewesen. Wenn ich daran denke, wie mir die ganze Welt damals entgegenlachte, wenn ich denke, was ich empfand, wenn ich im Grase liegend nach dem Himmel hinauffah und es im Walde säuseln hörte — wenn ich denke, wie ich später die Wälder auf Ramm durchstreifte und Alles um mich her Leben und Lust war — dann, Fanny, wollte ich, daß auch Du so empfunden, daß auch Du eine so glückliche Kindheit und Jugend wie die meinige gehabt hättest."

„Aber das Leben, Bär, hat zuweilen einen Nach-

sommer, wie das Jahr, und ich fühle, daß der meinige begonnen hat."

Bär ergriff meine Hand und drückte sie. Wir saßen still, aber glücklich, und das Cabriolet rollte munter auf dem ebenen Wege weiter. Wir fuhren unserm Hause zu. „Welch düstere Gegend!" sagte ich nach einer Weile. „Sie ist unserm Thale nicht ähnlich. Wo sind wir? hier ist ja nur Berg und Wald."

„Wir sind nahe bei Ramm," erwiderte Bär.. „Ich habe absichtlich diesen Weg genommen, damit Du die Stelle sähest, wo ich meine Jugend zugebracht habe. Ueberdies ist das Haus selbst werth, besehen zu werden, ebenso der Park. Ich bin froh, daß bald Jemand hier wohnen wird. Es ist unangenehm, Stellen öde zu erblicken, wo Menschen leben und das Leben genießen könnten."

„Wer kann hier das Leben recht genießen, Bär? Alles ist ja hier so schwarz und düster. Diese lange Allee ist dunkel wie ein Grabgewölbe. Und dort am Ende, ist dies das Haus? Hu! Es sieht ja aus wie eine alte Burg, wo Gespenster hausen."

„Und doch ist hier viel Freude, viel Glück gewesen — aber, es ist wahr, auch viel Trauer . . . . . ."

„Hat sich hier ein Unglück ereignet?"

„Ja — ein Unglück — wie es verwachsen ist!"

„Wie die Narbe wächst über geschlossene Wunden," citirte ich.

„Wahr!" sagte Bär, „wahr, Gott sei gelobt! Ich bin hier lange nicht gewesen und kenne mich kaum wieder. Und das Haus — wie schwarz es geworden ist!"

„Ich versichere Dich, daß es hier spukt! Ich sah ein kleines graues Männchen durch ein Fenster herausgucken."

„Vielleicht ist der neue Bewohner schon angekommen."

„Ist er nicht munterer, als dieser Ort, so . . . . ."

Das Cabriolet hielt stille und wir stiegen aus. Mit einem gewissen Gefühle von Ehrfurcht und Angst sah ich

zu dem prächtigen und düstern Hause hinauf, welches mit seiner hohen zweistöckigen Façade mit schwarzem Thurm und seinen zwei, mit der Façade zusammengebauten schwarzen Flügeln einer auf Raub lauernden Eule glich. Hohe Eichen wuchsen in der Nähe und eine Menge von den jüngern Kindern des Waldes. Sperberbaum, Pappel und Palmweide hatten sich um die Mauern und an die Fenster herumgedrängt, wie das Volk, das eine königliche Tafel mit ansehen will. Zur Linken sah ich eine Silberwoge zwischen den Bäumen hervorschimmern. Es war der Helgasee, dasselbe Gewässer, an dem das kleine Rosenvik so freundlich liegt. Auf dem Burghofe wuchs Unkraut in Menge; ein gepflasterter Platz befand sich in der Mitte, wo ein Invalide, Neptun, von etwas moosbekleidetem Wasser umgeben, erzählte, daß hier früher eine Wasserkunst gewesen sei. Alles sah verfallen und unglücklich aus. Aber im Hause war Bewegung, und nicht von Gespenstern, wie wir bald erfuhren. Das große Thor stand offen, und von einem herausgehenden Handwerker erfuhren wir, daß man gerade im Begriffe stand, es hier für den neuen Bewohner in Ordnung zu bringen, der in Kurzem erwartet werde. Wir traten ins Haus hinein, und ich ward von der Größe der Zimmer und von der Aussicht auf der andern Seite des Gebäudes überrascht und war nahe daran, wie ein gewisses Frauenzimmer auszurufen: „Ach, wie göttlich schön ist es hier! Bäume hier und Freier dort!" Ich begnügte mich aber, die freie Aussicht über eine große, in der Ferne von waldbewachsenen Höhen umgebene Wiese zu betrachten. Im linken Flügel sieht man den Helgasee, ja der See geht nahe an die Mauer, welche hier auf einer niedrigen Klippe ruht, umkränzt von Erlenbüschen. Die Wellen schlagen an die Klippe mit lieblicher Musik. In einem der schönsten Zimmer überraschte mich der Anblick einer großen, prachtvollen Orgel, die kürzlich hier in Ordnung gesetzt zu sein schien.

„Herr Romilly liebt die Musik sehr," sagte der Vorsteher der Arbeit, der mit vieler Artigkeit uns durch die Zimmer folgte. „Was ist er für ein Landsmann?" fragte Bär. „Ein Portugiese," war die Antwort; „er ist von Don Miguel's Partei gewesen, hat später einen Oheim in Westindien beerbt und will jetzt, wie man sagt, sein großes Vermögen in unserm Lande, als dem einzigen ruhigen und sichern in der ganzen Welt, genießen." „Ist das Glück gut," dachte ich, „so bekommen wir noch Don Miguel selbst zum Nachbar auf Ramm!"

Ich konnte mich nicht enthalten, die Orgel zu versuchen, welche einen göttlichen, obgleich einen fast zu starken Ton hatte. Aber er bezauberte mich gleichsam und ich würde dort noch lange gesessen haben, wenn Bär mich nicht daran erinnert hätte, daß es Abend würde.

„Nun, das einzige Angenehme in diesem Hause," sagte ich, „ist diese Orgel und dann die Aussicht nach Rosenvik. Ich würde für alle Güter in der Welt hier nicht wohnen mögen. Aber an einem Herbstabend, im Mondschein, möchte ich wol, wenn Du, Bär, mit dabei sein willst, im Hause herumstreifen und sehen, ob es hier nicht, wie in alten Schlössern, von denen ich gelesen habe, bewegliche Wände gibt, oder gespenstische Schatten, Blutflecke, die nie ausgehen, Bindfadenknäule, die Einem auf den Fersen nachrollen und zuletzt einen blutigen Dolch aufrollen . . . . ." Hier hielt ich plötzlich inne, denn Bär seufzte, und ich erblickte auf seinem sonst so gutmüthig freundlichen Gesichte eine so finstere Miene, daß ich schaudernd erschrak und mich unwillkürlich umwandte, um zu sehen, ob nicht irgend ein Bindfadenknäul im Anzuge wäre. Aber gottlob, ich sah nichts, und mit heimlicher Eilfertigkeit folgte ich Bär aus dem Hause. Gerade als wir auf die Treppe herauskamen, flog eine Schar Dohlen aus dem Thurme über unsere Köpfe in den Wald hinein.

„Und hier war es so fröhlich, so schön!" seufzte Bär. „Es war eine Heimat für Jugend, Spiele und Leben."

„Aber warum ward es sich so unähnlich?" fragte ich. „Warum verließ ma chère mère eine Wohnung, die weit prächtiger ist als Carlsfors, und wie Du sagst, einst fröhlichere und munterere Gäste hatte als Dohlen?"

„Weil, weil sie einen großen Kummer hier hatte. Sprich nicht von Ramm mit ihr, Fanny; sage ihr nicht, daß Du hier gewesen bist. Ein anderes Mal will ich Dir sagen, weshalb ich Dich darum ersuche. Siehst Du den Park? Dieser ganze schöne Wald von beinahe einer Meile im Umfange ist oder war vielmehr ein Park. Jetzt sind wol die Gänge verwachsen. Wir werden uns manchmal hier umsehen."

„Hier ist es recht düster," sagte ich. In diesem Augenblicke brach ein Strahl der untergehenden Sonne hervor und warf seinen goldenen Schein auf das dunkelgraue Haus und die Gipfel des Waldes. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir da gerade der Name Serena in den Sinn kam, gleichsam wie eine buchstäbliche Ausdeutung dieses Sonnenstrahls. Aber bald erlosch er in Finsterniß.

„So, ja gerade so," sagte Bär vor sich hin, indem er melancholisch lächelnd das soeben erhellte und jetzt wieder verdunkelte Haus betrachtete. Ich sah eine Thräne in seinem Auge.

Schweigend setzten wir uns ins Cabriolet und schweigend fuhren wir heim. Ich athmete leichter, als wir in lichtere Gegenden kamen. Als mir schien, daß wir lange genug zum Andenken an das alte Krähen- und Unglücksnest geschwiegen hatten, erhob ich meine Stimme und fragte: „Bär, wo weilt Serena?"

Jetzt kam in Bär's Antlitz ein Lächeln, gleich dem Sonnenscheine im Walde, und er sagte: „Ja sie ist lieblich!"

„Das glaube ich gern, aber wo kann man sie sehen?"

„Sie wohnt in der Stadt und ist das schönste und beste Mädchen im ganzen Orte."

„Aber Bär, Du hast mit mir niemals von ihr gesprochen!"

„Ich mag Menschen und Sachen am liebsten selbst für sich reden lassen. Du wirst sie bald sehen. Wir werden in diesen Tagen einen Besuch bei den alten Dahls abstatten."

Ich beabsichtigte mit weiteren Fragen fortzufahren, aber ein großer Regentropfen schlug mir auf die Nase, dann kam ein zweiter, ein dritter, und es ward ein vollständiger Regenschauer. Wir suchten nach dem Regenschirm; er war vergessen, und jetzt fuhren Tücher und Shawls auf, um meinen Hut zu bedecken. Aber ach vergebens! Mein Flor-, Staats- und Festivitätshut war, als wir nach Hause kamen, gänzlich ruinirt; Form, Farbe, Fraicheur, Gace und Blumen, Alles war ertränkt und entstellt. Aber die einzige saure Miene, welche dies Misgeschick hervorrief, kam — von Bär!

So endigte sich der erste Visitentag.

Der zweite Visitentag.

Wie macht es der Zugvogel? Er zieht in die Welt hinaus und sucht unruhig eine Stelle, wo er seine Heimat aufschlagen, wo er bauen und wohnen könne. Denn er bekommt nie Ruhe — wer bekommt sie je? — ehe er nicht eine Heimat, eine eigne kleine Welt gefunden hat, in welcher er nach seiner Art in Freiheit und Ruhe wirken kann. Und wenn er den Strand, den Baum gefunden hat, auf welchem er ruhen will, so trägt er Laub und Wolle und Streu zusammen und baut sich ein Nest und ein Lager. Dann wird er ruhig, sitzt in seinem Neste, betrachtet von dort aus die Welt und singt. So bis zum nächsten Umzug.

Nach diesem kleinen Vorwort versetze ich Dich sogleich auf Vogelnest zu Fräulein Hellevi Hausgiebel. Mir war

das Herz gerade nicht so federleicht, als ich die Treppe hinaufstieg. Die Worte „böse und lächerlich" lagen mir schwer auf dem Gewissen; aber von der obersten Treppenstiege flog mir Fräulein Hausgiebel entgegen, umarmte mich lachend und ich, ihre Umarmung herzlich erwidernd, dachte: „Fräulein Hausgiebel ist eine gescheidte Person!" Und je mehr ich mich in Vogelnest orientirte, desto mehr ward ich davon überzeugt.

Das kleine Haus war ein vollkommenes kleines Museum. Vortreffliche Kupferstiche nach Gemälden großer Meister zierten die Wände; schöne Büsten von Bronce und Gyps waren geschmackvoll aufgestellt; in einem Zimmer erfreute man sich einer Bibliothek, in einem andern waren Sammlungen von Schnecken, Mineralien und eine Menge curioser Naturproducte unter Glas ausgebreitet. Alles war frisch und geordnet; wohin man blickte, traf man auf Gegenstände, die Sinn und Gefühl belebten; und die kleine lebhafte Hausgiebel, die uns hüpfend umherführte und uns Alles vortrefflich erklärte, war nicht das am wenigsten Interessante in der Sammlung.

Ich ward ganz froh und erfrischt. „Aber hier ist's göttlich!" rief ich aus. „Wie kann man je hier Langeweile haben!"

„Sehen Sie, meine liebe Madame Werner," antwortete lebhaft Fräulein Hellevi, „jetzt erzeigen Sie mir ein großes Vergnügen. Denn es ist gerade mein höchster Wunsch, diesen lästigen Feind — die Langeweile mit ihrem Gefolge von Gähnen und Vapeurs — recht fern zu halten. Alles, was ich in zehn Jahren auf Vogelnest gesammelt habe, soll blos verhüten, daß meine Freunde, und vor Allen ich selbst, sich hier langweilen; und meine tägliche Beschäftigung und mein Vergnügen besteht darin, beständig einen neuen Strohhalm in mein Nest zu bringen und es immer besser auszurüsten. Sehen Sie diesen Kupferstich hier, der Johannes nach Dominichino, und hier diesen Venuskopf in Gyps — ich bekam sie

gestern hieher und bin heute ganz glücklich durch dieselben. Ich bin nicht reich genug, mir Original-Meisterstücke zu verschaffen, aber die Copien derselben kann ich besitzen und mit geringen Kosten die Ideen großer Künstler in meinem Neste versammeln."

„Aber diese Meisterstücke sind doch Originale!" sagte ich, indem wir in das kleine Naturaliencabinet hinausgingen.

„Ja," antwortete Fräulein Hausgiebel, „und deshalb sind sie mir auch die liebsten, die ich besitze. Der große Künstler, unser Herr, handelt damit, wie mit Allem, „en grand seigneur"; er streut seine unnachahmlichen Kunstwerke über Land und Ufer, in Wüsteneien und auf die Tiefen des Meeres aus. Die Erde ist voll von ihnen; der Mensch braucht nur auszugehen und zu sammeln."

Diese Rede kam mir etwas unerwartet. „O Fräulein Hausgiebel," sagte ich, „Sie haben Recht, wie viel reicher würde unser Leben nicht werden, wenn wir ausgingen als Sammler und ein Jeder jeden Tag auf seine Weise einen Strohhalm, wie Sie es nennen, heimzubringen suchte? Aber wir gehen oft wie Blinde umher und sehen nichts."

„Ja, das ist das Unglück! Könnten die Aerzte diese Art Staar operiren . . ."

„Dies allein würde nicht helfen," sagte Bär, „es bedarf noch einer andern Art Operation."

„Herr Gott! Was meinen Sie, Doctor Werner?"

„Daß man bei Manchen eine Schlaffheit findet, eine Schwere im Gemüthe, welche . . ."

„Ich hasse alle Schwere!" schrie Fräulein Hausgiebel, indem sie wie ein aufgeschreckter Vogel in die Höhe sprang, „es setzt mir Blei ins Herz, wenn ich das Wort nur höre. Ich habe derselben eifrig zu entfliehen gestrebt, und in der Angst davor bin ich auf Vogelnest heraufgeflogen; aber auch hier mußte ich leider erfahren, daß es in der Welt ein Gesetz gibt, welches das Schwere-Gesetz heißt

und den Körper zur Erde hinabzieht. Doch ich habe darnach gestrebt, meine Seele zu befreien, und deshalb sammle ich Gegenstände um mich herum, welche dieselbe gleich einem Vogel um die Welt fliegen und Thau aus allen Blumen Edens trinken lassen. Wäre ich eine Korinna oder Staël, so würde ich vielleicht an meinen eignen Eingebungen genug haben; ich würde mich allein in Vogelnest hinsetzen, die Leier in der Hand, und gleich der Nachtigall würde ich nur mit eignen Tönen meine Freunde entzücken. Aber ich bin blos Hellevi Hausgiebel, nothdürftig an Leib und Seele ausgerüstet, und da ich gleichwol will, daß die Leute es bei mir angenehm haben sollen, so habe ich diese Kinder der Natur und Kunst zu Hülfe gerufen. Und wenn die mich Besuchenden sich mit diesen langweilen, so behaupte ich, daß es ihre eigne Schuld ist."

So sprach das lebhafte Fräulein, während dessen sie uns in den Garten hinunterführte, wo wir in blühende Weinpflanzungen und duftende Pfirsichhäuser kamen und eine Menge schöner und seltener Gewächse sahen, welche Fräulein Hellevi pflegt und ihre Kinder nennt. Vogelnest besteht nur aus dem Hause und dem Garten, welcher groß und mit Bäumen, Hecken und Blumen reichlich ausgerüstet ist. In einem kleinen niedlichen Pavillon verzehrten wir eine ausgesuchte Collation. Während wir noch hiermit beschäftigt waren, kamen mehrere Besuche aus der Stadt; unter ihnen Lagman Hök, welcher von Fräulein Hausgiebel mit besonderer Herzlichkeit empfangen wurde. Das Gespräch ward allgemein und wandte sich bald auf den zu erwartenden Nachbar auf Ramm. Die verschiedenartigsten Gerüchte und Muthmaßungen wurden über ihn ausgesprochen. Allen Nationen sollte er wechselsweise angehören, und seine Reise hieher ward den verschiedensten Absichten zugeschrieben. Man blieb bei der Vermuthung stehen, daß er ein Spion sei; aber was er ausspioniren sollte, konnte Niemand

sagen. Man fing an, auf eine Menge lustiger Dinge zu rathen, und Fräulein Hausgiebel sagte: „Ich wette, unser berüchtigter Nachbar ist ganz einfach nur ein ehrlicher Mann, der sich in seinem Vaterlande gelangweilt hat und sich jetzt in Schweden damit zerstreuen will, Hasen und Rehe zu schießen. Ich habe jetzt zehn Jahre auf Vogelnest gesessen und habe weder Spione, noch Renegaten, noch Romanhelden gesehen. Ich glaube, diese Sorte nimmt immer mehr ab in der Welt. Dagegen habe ich eine Masse Leute gesehen, die sich langweilen und sich von der Schwere des Lebens zu zerstreuen suchen. Gäbe Gott, diese Sorte ginge auch aus. Ich habe indessen nichts dagegen, daß unser neuer Nachbar ein Mann vom ersten Schlage sei; ja ich wünsche dies gerade. Es würde dies die ganze Gegend beleben und vielleicht irgend einen interessanten Roman veranlassen."

Die Unterhaltung blieb lange bei diesem Kapitel stehen und war recht munter. Fräulein Hausgiebel gehört zu den ziemlich seltenen Personen, die eine Unterhaltung wirklich beleben und auch aus anderen Leuten Gutes herauslocken können. Ich ward ganz überrascht, Bär so witzig zu hören; er und Fräulein Hausgiebel hechelten sich ganz behende und neckten einander wie gute alte Freunde. Als wir wegfahren wollten, folgte uns Fräulein Hellevi bis zur Gartenpforte. Ich hatte große Lust, ihr eine Entschuldigung wegen der Aeußerung zu sagen, die, als ich sie zum ersten Male sah, so vorschnell herauskam, und ich glaube, sie sah mir an den Augen an, was ich wollte, denn sie nahm meine Hand und sagte sehr freundlich: „Meine beste Madame Werner, Sie kommen doch oft wieder nach Vogelnest? Ich frage nicht darnach, ob die Leute sagen, daß das alte Fräulein Hellevi lächerlich und böse sei — ich habe selbst das Gerücht gehört — es soll ihr kein graues Haar mehr machen, als die sie schon hat — aber für Sie, Madame Werner, will sie gern anders erscheinen, und deshalb

ist sie frech genug, Sie zu bitten — wiederzukommen; und Doctor Werner, hoffe ich, begleitet seine Frau; ich fühle mich gesunder, wenn ich ihn nur sehe. Aber erinnert Euch — ich dringe nicht in Euch; ich hasse allen Zwang im Gesellschaftsleben; und sollten Sie, beste Madame Werner, jemals zum Doctor sagen: „Ach, lieber Mann, wir müßten wol das alte Fräulein Hellevi Hausgiebel besuchen; sie ist zwar gar zu langweilig, aber sie bat uns zu sehr!" — so bitte ich Euch, um Gotteswillen nicht zu kommen, und solltet Ihr niemals mehr zum Fräulein Hellevi Hausgiebel kommen, so würde sie doch gleichwol sagen: Die Werners sind herzensnette Leute, und es würde mir eine Freude sein, sie oft zu sehen."

„Aber," sagte ich, „die Werners sind weniger liberal; sie pochen ordentlich darauf, Sie bald auf Rosenvik zu sehen, und würden Böses von Ihnen reden, wenn Sie nicht bald kommen."

„Ist es möglich! Nun da komme ich mit dem Ersten!" Und die kleine, lebhafte Figur küßte uns die Hand und flog fort. Fräulein Hausgiebel gleicht auf merkwürdige Weise einem Vogel; alle ihre Bewegungen sind schnell, aber zu eilig, um anmuthig zu sein.

Während das Cabriolet in dem ruhigen, schönen Sommerabende mit uns langsam fortfuhr, suchte ich mir die Eindrücke klar zu machen, die Vogelnest und dessen Besitzerin auf mich gemacht hatten. Ich hatte Vergnügen gehabt; Fräulein Hausgiebel gefiel mir, einmal, weil sie mir so freundlich meine Dummheit verziehen hatte, dann wegen ihres Vogelnestes und ihrer Lebensphilosophie; aber ich war doch nicht völlig befriedigt; das eine Aber nach dem andern thürmte sich in meiner Seele auf gegen Vogelnest; dann erhoben sich gegen diese wieder andere Aber, und um mich aus diesem Aber-Streit herauszuwickeln, beschloß ich, Bär in denselben hineinzuziehen.

„Vogelnest," begann ich, „ist sehr nett, schön und interessant, aber..."

„Nun, aber?"

„Aber ich vermisse etwas in diesem kleinen Museum, wenn ich mir dasselbe als ein Haus denke. Mir scheint es, als ob im Ganzen etwas Trockenes, etwas Egoistisches in der ganzen Anstalt wäre."

„Wie so?" sagte Bär und ward aufmerksam.

„Was soll ich sagen?... es scheint mir, als ob bei der Liebe zu den Schnecken das Herz austrocknen werde... Wen macht Fräulein Hausgiebel glücklich mit ihren Anstalten und ihrem Leben? Wem nützt sie damit?"

„Meine kleine Fanny, wir müssen uns hüten, zu strenge zu richten und das Wort Nutzen zu einseitig zu nehmen. Es ist wahr, Fräulein Hausgiebel führt ein angenehmes Leben für sich selbst, aber sie theilt es auch mit ihren Freunden. Ohne Fräulein Hellevi und ihr Vogelnest würde in dieser Gegend weit weniger Bildung und Vergnügen herrschen. Fräulein Hausgiebel's Mittwochs-Soireen sind sowol munter als interessant; wir werden sie manchmal besuchen."

„Nun ja, Bär — das ist recht gut, daß sie die Leute amüsirt; es ist recht gut, daß sich Jemand die Mühe machen will; aber ich glaube doch, daß Vogelnest noch einmal so anziehend wäre, wenn es ein — wie soll ich sagen — ein menschliches, ein herzliches Interesse darböte."

„Eines solchen entbehrt es auch nicht, wenn es auch verborgen ist."

„Wie?"

„Fräulein Hausgiebel hat eine jüngere Schwester, die eine schlechte Ehe eingegangen und in Folge derselben sehr unglücklich gewesen ist. Als sie Witwe geworden und ihr Vermögen zu Grunde gegangen war, nahm Fräulein Hausgiebel sie und ihre Tochter zu sich und ward ihnen eine Stütze und eine vortreffliche Freundin. Dies Frauen-

zimmer, eine achtungswerthe Mutter, ist durch ihr Unglück sehr menschenscheu geworden. Kommst Du einmal in das obere Stockwerk des Hauses, so wirst Du ein Stillleben sehen, welches nicht weniger interessant ist, als es Fräulein Hellevi und ihr Museum sind; — man kann einander nicht mehr lieben, als es die beiden Schwestern thun."

„Gibt es solche Eier im Vogelnest, so bin ich vollkommen damit zufrieden. Siehst Du, mein eigner Bär, ohne liebende Menschenherzen kann ich mir keine glückliche Wohnung denken, wäre sie auch voll Kunstwerke und Edelsteine. Es lebe jetzt Fräulein Hellevi Hausgiebel und Vogelnest!"

Der dritte Visitentag.

Ein magerer Tag in einem reichen Hause. Das Haus will prächtig sein und ist blos ausgeschmückt. Der Herr will grand seigneur sein, prahlt aber mit seinen Lichtkronen und französischen Tapeten. Die Frau will vom besten Ton sein und die interessanteste Conversation führen, woraus ein wunderlicher Mischmasch entsteht. Die Töchter wollen gebildet, talentvoll, degagirt sein und haben eine Art Jargon, von dem eine große Leere ausgeht. Der Sohn will wichtig sein und ist ein kleiner blonder Herr mit gebrannten Haaren. Die ganze Familie ist eine Sammlung misglückter Ansprüche.

Ein großes Erbe, ein Adelsdiplom (NB. Herr v. P. sagt, daß er nur seinen deutschen Adel in den schwedischen aufgenommen habe), eine Reise nach Paris haben die Familie v. P., nach ihren eignen Gedanken, in der Welt hoch heraufgebracht. Seit zwei Jahren ließ sie sich auf Briteberg nieder, hielt sich des Sommers dort auf, richtete sich ein prächtiges Haus ein, wollte wie der Adler unter den kleinen Vögeln sein, mußte aber mit Erstaunen sehen, daß ma chère mère auf sie niederblickte.

Frau v. P. war indessen eine recht artige Frau, aber ein gewisser Zug herablassender Freundlichkeit gegen mich benahm mir den Reiz ihrer Artigkeit. Einige junge Herren waren da auf Besuch und schwatzten und lachten viel mit den Fräulein Emilie und Adele, welche in höchst eleganten Toilettenanzügen dasaßen, mit französischen Handschuhen und die Köpfe bewegten, als ob sie auf Stahldrähten säßen. Frau v. P. fragte mich sogleich nach der Generalin Mansfelt und stellte ein Examen über meine Verwandtschaft mit ihr an, welches dahin ausfiel, daß ich gar nicht mit ihr verwandt war. Daran hatte ich vorher nicht gedacht, und es that mir leid, es einzusehen. Sodann fingen wir an, von Stockholm und von bekannten Personen daselbst zu reden, und sieh! Alle waren Frau v. P.'s Bekannte und intime Freunde; es waren Grafen und Gräfinnen. Besonders mußte ich oft von Graf v. L.'s Familie reden hören. Graf L. war mit den Seinigen neulich auf Briteberg gewesen; v. P.'s waren eingeladen, einen Theil des Sommers beim Grafen L. auf H. zuzubringen; v. P.'s hatten vorigen Sommer mit Graf L.'s eine Partie nach Uddewalla gemacht und auf Gustavsberg zusammengewohnt; die Gräfin L. war eine außerordentlich charmante Person, welche Frau v. P. wie eine Schwester lieb hatte; die Fräulein L. waren hübsche und gebildete Mädchen, tout à fait comme il faut.

„Madame Werner, kennen Sie Graf L.?"

„Nein!" — Madame Werner mußte ihre Unbekanntschaft eingestehen.

„Bei Graf L.'s sieht man die beste Societät in Stockholm; dort ward ich mit Baron N.'s liirt. Vielleicht sind diese Ihnen bekannt?"

„Nein."

„Nicht? Sie sind von sehr gutem Tone. Aber es soll mich wundern, ob ich nicht Madame Werner eines Abends beim Grafen B. gesehen habe?"

„Es ist nicht möglich, denn ich bin nie dort gewesen."

„Aber mir scheint es präcis, als ..... Verzeihen Sie — darf ich nach Madame Werner's Familiennamen fragen?"

„Burén."

„Bure .... Burén .... eine alte adelige Familie, glaube ich?"

„Ich weiß nicht, ich glaube," ... (ich erröthete, ich wußte, daß meine Familie nicht von Adel war, aber eine kleine elende Schwachheit war über mich gekommen).

„Ja, ja," fuhr Frau v. P. tröstend fort, „es ist gewiß ein adeliger Name, aber in unsern unruhigen Zeiten wird Alles leicht confundirt. Unsre Familie zum Beispiel, die von einer alten deutschen Familie abstammt — es hat sogar Fürsten und Reichsgrafen dieses Namens gegeben — unsere Familie, will ich sagen, hatte gleichsam ihren Rang vergessen und lebte ganz anonym in Schweden, bis Graf L. zu meinem Manne sagte: „Es geht nicht länger an, mein bester Freund; Sie mit Ihrem großen Vermögen und Ihren Verdiensten müssen Sitz und Stimme im Ritterhause haben," und viel dergleichen sprach Graf L., was uns vermochte unsern alten Adel geltend zu machen. Die Sache ist gewiß an und für sich eine Kleinigkeit, besonders in jetziger Zeit. Wer mit seiner Zeit nur etwas fortgeht, sieht leicht ein, daß die Bildung jetzt die wahre Aristokratie, und die Kunst so gut ist wie ein Adelsbrief. Wir leben in einer aufgeklärten Zeit, meine beste Madame Werner, und meine Freundin, die Gräfin L., sagte immer: „Bildung gibt einen wirklichen Rang." Nun, es ist wahr, man mag immer froh sein und Gott danken, nicht Bäckström zu heißen, oder Wallquist, Löfgren, Sjögren oder dergleichen; — einen schönen Namen zu haben, sowie ein gewisses Vermögen zu besitzen, ist immer ein Glück. Wenn man vom Schicksal auf eine gewisse Höhe gestellt worden ist, so

kann man leichter seine Connaissancen wählen und in gewisse Kreise kommen. Amalie, L.'s Schwester, die Gräfin W., sagte einmal ... Kennen Sie, Madame Werner, die Gräfin W.?"

„Nn ... ja ... etwas."

„Nun, ist sie nicht allerliebst? Amalie sagt selbst: ma soeur vaut mieux que moi! Es freut mich, Madame Werner, daß sie ein so distinguirtes Frauenzimmer kennen. Ach sagen Sie mir doch noch mehrere von Ihren Bekanntschaften in Stockholm. Vielleicht trifft es sich, daß sie auch die meinigen sind."

Ich bekenne Dir meine Schwachheit, Maria. Ich suchte in meinem Kopfe nach Grafen und Gräfinnen. Ich glaube, Frau v. P. hatte mich mit ihrer Vornehmthuerei angesteckt. Ich erwähnte zuletzt der Freiherrin R.

Frau v. P. sah geringschätzend aus. „Kenne sie nicht," — sagte sie — „vermuthlich retirée du monde. Bei Graf L. und bei uns sieht man immer die allerbeste Societät. Corps diplomatique ist zu Hause bei Graf L. und bei uns."

Plötzlich gewahrte ich Bär, der aus seinen Augenwinkeln mich mit einer höchst hinterlistigen Grimasse anschielte; diese und der misglückte Versuch mit der Baronin R. trieb die Vornehmthuerei aus mir heraus, und um mich mit einem Mal ganz ledig und klar zu machen, so nannte ich munter als meine Bekannte in Stockholm die Familie der Excellenz O.

Frau v. P. stutzte ein wenig. „Ja ... so!" sagte sie langsam. — „Nun ich bin auch dort gewesen ... ein paar Mal."

„O, ich war dort zwei, drei Mal die Woche," sagte ich lächelnd.

„So — o ... ein höchst distinguirtes Haus. Vielleicht ist die Gräfin O. eine intime Freundin meiner lieben Madame Werner?"

„Nein, ich sah sie nur sehr selten. Ich gab ihren Töchtern Musikunterricht.“

„Ah, ja so! . . . der Bekanntschaft wegen, vermuthe ich.“

„Nein, für Geld. Ich war arm und nährte mich damit.“

Frau v. P. ward roth und sah ganz verlegen aus. Aber Bär lächelte, und hierdurch ermuntert fuhr ich fort: „Mein Schwager Bergwall und meine Freundin Madame Wallquist verschafften mir durch Demoiselle R., die Gouvernante bei der Excellenz O., die Stelle als Musiklehrerin der Töchter in dieser trefflichen Familie.“

„Ja so . . . ja so . . . ja so . . .“ sagte Frau v. P., sichtbar aus dem Concepte gebracht, und dem Gespräche eine andere Wendung gebend, sagte sie: „Meine lieben Mädchen, wollt Ihr uns etwas vorspielen und vorsingen? . . . einige von den Stücken, die Ihr mit den Fräulein L. gesungen habt!“

Die Fräulein rührten sich erst, nachdem einige von den jungen Herren die Motion der Frau v. P. unterstützt hatten, und sangen sodann französische und italienische Stücke, die sie durch ihre affectirte und geschmacklose Manier verdarben. Unterdessen sprach Frau v. P. von Colorit, von Weber, Rossini und Meyerbeer. „Weber,“ sagte sie, „ist bizarr, Rossini arm an Melodien; aber Meyerbeer übertrifft Beide; er ist wahrhaftig le prince de la musique. Madame Werner, Sie müssen nicht glauben, daß ich nicht die Ausübung einer jeglichen Kunst schätze. Nach meiner Meinung ist es nur die Kunst, welche uns ein höheres Leben läßt, und daher habe ich auch meinen Töchtern die Erziehung gegeben, die ich selbst erhalten habe; sie können vier Sprachen, haben mehrere Talente, und wir sind vor einiger Zeit nach Paris gereist, um sie zu vervollkommnen. Sind Sie, Madame Werner, in Paris gewesen?“

„Nein.“

„So reisen Sie bald dorthin. On vit à Paris et l'on végète allieurs! Meine liebe Adele, singe noch das kleine Stück, das Graf B. Dir schickte! Madame Werner, kennen Sie Graf B.?"

„Nein."

„Er kommt diesen Sommer zu uns, ein höchst distinguirter junger Mann."

„Kennen Ihro Gnaden die Familie des Grossier Dahl," fragte ich jetzt meinerseits, überdrüssig, immer die Antwortende zu sein.

„Nein, ein wenig ... wir haben so ungleiche Kreise. Gute, recht gute Leute, glaube ich. Ich habe sie zufällig einmal in einer Gesellschaft gesehen. Die — wie heißen sie nun wieder — die Dall .... Dalhéns sind wenig mit in der höhern Societät hier im Orte."

„Weil sie so alt sind, vermuthlich. Ich habe viel von ihrer Tochtertochter, dem Fräulein Löfven, reden hören. Sie soll sehr liebenswürdig sein."

„Das Mädchen ist recht nett, aber ein armes, kleines, misgestaltetes, kränkliches Geschöpf. Sie lebt nicht lange. Das ganze Haus ist gebrechlich."

„Kleines, misgestaltetes, kränkliches Geschöpf," wiederholte ich vor mir selbst verwundert, „was in aller Welt..."

Aber ich hatte nicht viel Zeit, mich hierüber zu verwundern, denn einer von den Herren nannte den neuen Nachbar auf Ramm (bald werde ich es überdrüssig, von dem neuen Nachbar zu hören), und Frau v. P., welche zu fürchten schien, daß die Unterhaltung stocken werde, warf sich auf den Gegenstand und bearbeitete ihn folgendermaßen:

„Ach, das soll ein interessanter Mann sein, ein wirklicher héros du roman! Er heißt Romanus oder Romulus und ist ein Italiener von fürstlichem Geschlechte. Er hat seine erste Frau gemordet, dann eine schöne Engländerin enlevirt, und ist mit ihr nach Amerika gereist.

Dort duellirte er sich mit ihrem Bruder und tödtete ihn, und seine Geliebte starb hierüber aus Gram. Jetzt reist er in der Welt herum, um seinen Kummer zu zerstreuen und Gutes zu thun. Seine Wohlthätigkeit soll ebenso groß sein wie sein Vermögen."

Ich sperrte den Mund auf.

„Solche Ereignisse," fuhr Frau v. P. fort, mit vieler Geziertheit redend, „gehören so sehr unsern excentrischen und passionirten Zeiten an, daß man sie nicht nach den Gesetzen einer strengeren moralité beurtheilen darf. Tiefe, passionirte, Byron'sche Naturen erfordern ihren eignen Maßstab. Man muß noch Rücksicht auf das Klima nehmen und vom Manne unter der warmen Sonne des Südens nicht fordern, was man vom Manne in unserm kalten Norden verlangt."

Ich erstaunte bei mir selbst über Frau v. P.'s Reden und am meisten über ihren Ausdruck „unsere excentrische und passionirte Zeit"; aber bald merkte ich, daß Frau v. P. ihre Kenntniß der Zeit nur aus Romanen geschöpft habe. Merke, gute Marie, daß ich hier nur sage, denn das Romanlesen wirkt nur dann verwirrend, wenn es jedes andere ausschließt. Es leben sonst die Romane, Romanlectüre und Romanverfasser, zumal da ich jetzt selbst zu diesen gehöre.

Mais revenons à nos moutons. Die Fräulein sangen und trillerten, und schienen vergessen zu haben, daß es ein Wort gibt, das „aufhören" heißt. Ich ging zu ihnen hin und war boshaft genug, sie zu fragen, ob sie auch Schwedisch sängen, worauf sie „Nein" antworteten. Sie sprachen darauf von der Malibran, von Paris u. s. w., und sie sprachen nicht gut.

Affectation, falsche Bildung, Dünkel, wie verabscheue ich euch! Und deshalb fliehe ich jetzt auch aus dem Nest der drei Eulenschwestern. Frau v. P. nahm einen ceremoniellen, aber kalten Abschied und bat mich nicht, wiederzukommen. Ich vermuthe, daß mein Musikunterricht

und meine Bekanntschaften auf wall und quist Frau von P. fühlen ließen, daß ich nicht in ihren Kreis passe.

Nun — sie kann Recht haben. Auf dem Heimwege begegneten wir Lastwagen mit Sachen für den neuen Nachbar. Wenn dieser Mann nach Allem, was ich von ihm habe reden hören, blos ein ganz gewöhnlicher Mensch ist, so sollt' es mich verdrießen!

Den 14. Juni.

Gestern Abend waren wir zu Hause und erfreuten uns dessen. Bär arbeitete wie ein wahrer Tischler und ich las ihm vor, was ich über unsere Visitentage geschrieben hatte. Es machte ihm Vergnügen, er lachte, tadelte aber, daß ich so streng von einigen Personen gesprochen hatte, und war durchaus nicht mit meinem Urtheile über die P.'sche Familie zufrieden. „Du nennst sie eine Sammlung misglückter Ansprüche," sagte er, „und gleichwol hast Du sie nur ein einziges Mal gesehen. Meine liebe Fanny, es ist sehr schwer, selbst nach einer langen Bekanntschaft über einen Menschen zu urtheilen, und ganz unmöglich, dies schon nach einer einzigen Visite zu thun. Außerdem zeigen manche Menschen bei verschiedenen Gelegenheiten so verschiedene Seiten; ich habe Personen in Gesellschaft affectirt und lächerlich gesehen, die ich auf dem Krankenbette bewundert habe; Manchen in einem Falle langweilig und anspruchsvoll, den ich in einem andern bescheiden und angenehm gefunden habe. Andere haben zu einer Zeit Sonderbarkeiten, die sie später ganz ablegen; Viele kehren ihre beste Seite nach innen und verrichten die schönsten Handlungen, während die Welt über die Narrenkappe lacht, die sie aushängen. Mit dieser Familie kann es ja ebenso sein."

„Zugegeben, zugegeben, lieber Bär, und ich verspreche Dir, daß, sobald ich diese schöne Seite gewahre, ich sie mit meinen besten Farben ausmalen will."

„Wäre es nicht das Beste, bis dahin die Fehler mehr im Schatten zu halten? Gerade durch solche übereilte Urtheile schadet man seinem Nächsten, denn Niemand, der sie hört, bedenkt, daß ein Fehler noch nicht den ganzen Menschen verdirbt."

„Was willst Du, Bär? ... Du machst mich betrübt! ..... Soll ich das ganze Schreiben ins Feuer werfen?"

„Nein, laß es jetzt so sein; Deine Leserin wird vermuthlich bedenken, was wir jetzt gesagt haben."

„Und zur größern Sicherheit, Bär, und um mein Gewissen zu erleichtern, will ich ihr unser kleines Gespräch mittheilen."

Und dies habe ich jetzt gethan, meine beste Marie. Ach! ich bleibe wol immer ein übereiltes Wesen, das nach dem ersten Eindrucke urtheilt. Verzeihe mir und behalte dennoch lieb Deine

Franziska.

Dritter Brief.

Den 16. Juni.

Ich komme von — einer bessern Welt; ich bin im Himmelreich gewesen! Willst Du wissen, wie es dort aussieht? Dort war ein Patriarch und seine Gattin. Das Herz ward erfreut, wenn man das verehrungswerthe ältliche Paar nur ansah. Ruhe war auf ihrer Stirne, frohe Weisheit auf ihren Lippen, und in ihren Blicken las man Liebe und Frieden. Es umringte sie eine Schar von Engeln, einige blühende Jungfrauen, einige Kinder. Eine von jenen, welche vollkommen der Vorstellung entsprach, die ich mir von einem Seraph gemacht, fesselte

besonders meine Aufmerksamkeit, nicht weil Alle sie umgaben, nicht weil sie schön war — denn sie war nicht schön — sondern weil sie so rein und liebend aussah und weil sie für Alle da zu sein schien. Bald war sie bei den Patriarchen, und gegenseitige Liebe lächelte aus Blicken und Geberden; bald hob sie die Kinder, Engel in ihren Armen, auf, küßte und umarmte sie; bald sprach sie mit den Jungfrau-Engeln frohe und anmuthige Worte. Sie war ein freundliches himmlisches Wesen, dessen Seligkeit in der Liebe zu bestehen schien. Sie gab einen Wink, und Nektar und köstliche Früchte wurden herumgetragen, und selbst sah sie darauf, daß die Kinder so viel erhielten, wie ihre kleinen Hände fassen konnten. Auf ihrer weißen, leicht gewölbten Stirn thronte ein Unschuldsglanz, der mich rührte und die Ahnung einer himmlischen Erscheinung in mir erweckte. Der Blick des schönen blauen Auges war klar und fromm und hatte den schüchternen, stillen Freimuth, der uns bei Kindern so wohl gefällt. Ich hatte noch keinen Blick gesehen, der eine so innerliche Güte aussprach; dazwischen strahlte Etwas aus dem milden Auge, was mir sagte, daß ihre ganze Welt lauter Seligkeit sei. Das Haar war lichtbraun, von beispiellosem Glanz und Schönheit, die Haut weiß und durchsichtig. Ich habe keinen Körper gesehen, der einer schönen Seele so sehr ähnlich war, noch eine Art sich zu benehmen wahrgenommen, welche mehr an Musik erinnerte. Ich erfuhr, daß das holde Mädchen Serena hieß und daß die Kinder sich versammelt hatten, um ihren Geburtstag zu feiern. Alle schlossen sich an Serena, Alle bedurften ihrer, Alle wollten sie hören und von ihr gehört sein.

„Ach Serena," sagten die Jungfrau-Engel, „singe uns die Blumenpflückerin vor, das schöne, süße Lied!"

„O Serena," baten die Kinder-Engel, „spiele uns vor, daß wir tanzen können."

„Ich will Alles thun, was Ihr wollt," antwortete die

freundliche Serena, „aber was soll ich zuerst thun? Ich glaube, ich muß den Kindern gehorchen und zum Tanze spielen. Dann wollen wir die fremde Dame bitten, das schöne Lied zu singen, denn sie singt es gewiß besser als ich."

Und Serena setzte sich hin, um zu spielen, und die Jugend tanzte, und die Alten lächelten, denn es war eine Lust, zuzusehen.

Nach dem Tanze wurden wieder die Fruchtkörbe herumgetragen, und Serena kam und bat mich in Aller Namen, die Blumenpflückerin zu singen. Ich ging ans Fortepiano. Die ganze Schar, mit Apfelsinen in den Händen, drängte sich um mich, ihre rosigen Wangen und frohen Blicke belebten meinen Gesang, und als ich geendet hatte, rief man von allen Seiten: „Ach noch ein Mal, ach noch ein Mal!"

Und ich sang ein, und noch zwei Mal; die Engel konnten sich an der Blumenpflückerin nicht satt hören. Die Patriarchen dankten mir für den Gesang ebenso herzlich wie die Kinder, und ich dankte dem — Dichter.

Serena brachte Spiele in Gang. Es ward eine Freude und ein Lachen. Ich saß bei den Patriarchen. Während des Spiels schlich sich ein kleiner Engel, der noch eine etwas starke Portion irdischer Habsucht besaß, in das Zimmer, wo ich saß, und nahm sich von dem Ersparten der Schwester. Serena, welche in diesem Augenblicke den Patriarchen Nektar einschenkte, folgte dem Kinde mit den Augen. Ganz leise ging sie dann zu dem kleinen Mädchen, nahm es bei Seite, setzte es auf ihre Kniee und sagte mit einem ernsten, obgleich milden Blicke: „Warum, kleine Eva, nahmst Du der Schwester Apfel! War das recht?"

Klein-Eva, erschrocken und dem Weinen nahe, stotterte: „Sie hatte zwei, und ich keinen."

„Weil Du Deine aufgegessen hattest; aber in allen

Fällen hattest Du kein Recht, von der Schwester Früchten zu nehmen. Das war sehr schlecht, Eva!"

„Ich glaubte, daß es Niemand sähe," antwortete die Kleine weinend.

„Aber wenn Dich kein Anderer sah, so sah Gott Dich doch, und er liebt nicht Kinder, welche thun, was unrecht ist. Gehe jetzt und lege den Apfel wieder hin, liebe Eva."

Klein-Eva ging und legte den Apfel wieder hin. (Hätte nur Groß-Eva dasselbe gethan.) Thränen benetzten ihr Gesicht, während sie zu Serena sagte: „Willst Du mich denn also nie mehr lieb haben?"

„Willst Du mir versprechen, dies nicht mehr zu thun und nie ohne Erlaubniß Etwas zu nehmen, was Dir nicht angehört?" sagte Serena mit dem mild ernsten Blicke.

„Ach ja!" schluchzte die Kleine, „ich will es nicht mehr thun."

„Dann will ich Dich wieder lieb haben, und Du sollst meine kleine, liebe Eva wieder sein!" sagte Serena, nahm das Kind wieder auf ihre Kniee und ließ es still an ihrer Brust ausweinen.

Dieser kleine Auftritt, auf den ich verstohlen Acht gab, während ich mit den Alten schwatzte, gab mir ein Bild und eine Lehre, welche ich nicht vergessen werde.

Auch bei Dahls sprach man von dem erwarteten Gast auf Ramm; aber nicht mit übereilten Muthmaßungen; man erzählte von etwas Gutem und Edlem, das er gethan haben sollte — „der Mann ist gewiß nicht Don Miguel" — und es ward Freude darüber im Himmelreiche.

Es war ein kleiner Sperling im Himmelreiche, einen ähnlichen Sperling habe ich noch nie gesehen. Er war zahm und menschenfreundlich. Die Kinder-Engel waren besonders von ihm entzückt. Es war ein Lachen, ein Lärmen, eine Freude, wenn der Sperling auf ihren

kleinen Köpfen umherflog, und „Goldgelb, Goldgelb" ward von jubelnden Chören wiederholt.

So ging es den ganzen Abend mit Spielen, Tanz, Gesang und Lachen. Einmal kam die Engelschar, angeführt von Serena, und schloß tanzend einen Ring um die Patriarchen; auch Bär und sein Weibchen fanden sich in dem schönen, frohen Kreise eingeschlossen, der sich unter Gesang wieder auflöste, um neue Gruppen zu bilden.

So fröhlich und schön es im Himmelreiche war, so mußten wir doch daran denken, nach unserer kleinen irdischen Heimat zurückzukehren, und nachdem wir mit den Engeln zu Abend gespeist hatten, machten wir uns auf den Weg. Aber die würdigen Patriarchen und die schöne Serena baten uns so herzlich und ernst, bald wieder zu kommen und einen ganzen Tag bei ihnen zuzubringen, daß wir ihnen die Hand darauf geben mußten. Ich gestehe, daß ich nichts Besseres begehrte. Auf dem Wege konnte ich von nichts Anderem reden als von Serena, und schlief ein mit ihrem Heiligenbilde in der Seele.

Vielleicht sehe ich einst diese Familie in einem prosaischeren Lichte, und Du wirst dann ein weniger poetisches Gemälde erhalten. Das Leben trägt öfter sein Alltags- als sein Festkleid. Jetzt weiß ich nur, daß ich eine himmlische Erscheinung gehabt habe.

Den 18. Juni.

„Aus dem Hause kann gut sein, aber zu Hause ist es doch am besten."

Ich habe so viel denken können während der paar schönen Tage, die ich still in meinem Hause verlebte. Ich zähme meinen Bär und meine kleinen Thiere. Es geht gut. Sechs Hühner, drei Enten und zwei Truthähne sind jetzt meine intimen Bekannten. Ich habe heute meine Kühe geliebkost und gefüttert. Die herrlichen Thiere! Die größte und schönste habe ich Audumbla getauft, zum Andenken an die schöne nordische Mythe,

von welcher ich in der Sinnbildslehre der Edden gelesen habe.

Mein Bär ist eine eigne Figur. Während ich ihm seine kleinen Untugenden abgewöhne, bekommt er, — Gott weiß wie — eine immer größere Macht über mich. Das ist gewiß, daß er gar gut und vernünftig ist. Gestern Abend kam er ins Gesellschaftszimmer mit der Pfeife im Munde, blieb aber in der Thüre stehen und machte eine schelmisch-fragende Grimasse, während er mich ansah. Ich sprang auf, umarmte ihn und seine Pfeife, und zog sie ins Zimmer. Ich war so glücklich, daß seine Pfeife das Zimmer nicht haßte. Aber ... gar zu viele Freundschaft ...

Den 19.

Fräulein Hellevi Hausgiebel, Munterkeit bis zum Dach hinauf, Abendmahlzeit auf Svanö — da hast Du den gestrigen Nachmittag. „Sie kommt mir vor, wie eingemachter Ingwer; wenn man ihn zuweilen bekommt, wird man erfrischt und findet ihn delicat; aber alle Tage will man ihn nicht haben. Bär! Komm hieher, Engel; — was sagst Du von diesem Gleichniß?"

„Daß es boshaft ist, und daß Du selbst Ingwer bist, Du Meerkatze!"

„Ingwer? Das kannst Du selbst sein, Du Bär!"

Den 20.

Die Schwägerinnen sind gekommen. Gestern Morgen, gerade als Bär und ich grob gegen einander waren, kam ein Billet von ma chère mère, worin sie mich und Bär auf den Abend zu sich einlud; erstens, weil sie wünschte, uns zu sehen, und zweitens, weil sie wünschte, daß wir mit ihr die Schwägerschaft empfangen sollten, die diesen Abend auf Carlsfors erwartet wurde. Sie fügte hinzu, „Wenn die kleine Frau ein wenig früher kommen will, so würde ich es recht gern sehen, und lasse

daher meine Braunen mit dem Norrköpings-Wagen gleich auf den Nachmittag eine Tour nach Rosenvik machen. Dieses Mal habe ich es auf mein Gewissen genommen, Mann und Frau zu trennen; aber können sie zusammen kommen, so ist es mir um so lieber."

Ich war recht neugierig auf Schwäger und Schwägerinnen. Bär war ganz glücklich beim Gedanken, seinen geliebten Bruder Peter wiederzusehen; konnte jedoch einiger Kranken wegen nicht früher als am Abend nach Carlsfors fahren. Ich fuhr also allein im Norrköpings-Wagen, der weit besser als der Himmelwagen ging.

Ich fand Lagman Hök bei ma chère mère. Er kommt regelmäßig einmal die Woche, speist Mittag bei ma chère mère und bringt dann von der Stadt, wo er wohnt, Zeitungen und Proceßprotokolle mit; denn ma chère mère hat ein strenges Rechtsgefühl und viele Processe. Sie redet dann viel mit ihm von ihren Angelegenheiten, die ihm mehr am Herzen liegen als seine eignen. Dieses Gespräch fängt beim Kaffee an — denn während der Mahlzeit ist ma chère mère ganz und gar eine angenehme Wirthin für alle ihre Gäste — und dauert bis sechs Uhr Nachmittags. Dann sagt ma chère mère: „Jetzt, Lagman, wollen wir spazieren." Sie stehen dann Beide auf und fangen an, neben einander in dem großen Saale auf und ab zu wandeln. Diese Zeit wird als eine Ruhestunde betrachtet. Die Wandelnden sprechen kein Wort während derselben, aber ma chère mère geht mit den Händen auf dem Rücken und sagt unaufhörlich, aber fast lautlos und durch bloße Bewegung der Zunge: „Trallala, trallala, trallall; trallala, trallala, trallall!" Diese Promenade, welche Trall genannt wird, dauert ungefähr eine halbe Stunde, worauf ma chère mère sagt: „Nun, Lagman, wollen wir uns setzen!" Und nun setzen sie sich und fangen wieder an zu plaudern, aber nicht von Geschäften, sondern von der alten guten Zeit, von damals lebenden ausgezeichneten

Personen, Anekdoten zu erzählen und Thee zu trinken. So haben sie gewandelt, getrallt und geplaudert über zwanzig Jahre. Zuweilen hat Lagman Hök wunderliche Distractionen. Er geht z. B. und stellt sich in eine Thüre oder an eine Wand und steht dort Stunden lang in Gedanken vertieft, ohne sich vom Flecke zu rühren; zuweilen bei Tische, wenn er sich Wein oder Wasser einschenkt, merkt er nicht, wenn das Glas voll wird, sondern gießt immer darauf zu, bis es auf den Tisch überrinnt. Ma chère mère ist hiermit wenig zufrieden, sagt aber niemals dem Lagman Hök ein unfreundliches Wort darüber, sondern scherzt nur mit ihm wegen seiner „poetischen Distractionen". Indessen, wenn sie seine große Hand nach einer Flasche greifen sieht, beeilt sie sich meistens, ihm zuvorzukommen.

Doch ich lasse meine Feder, wie ein wildes Huhn, von dem Einen zum Andern fliegen. Ich war beim Abende, wo die Schwägerschaft erwartet wurde. Ma chère mère hatte sich und das Haus auf festlichen Fuß gesetzt. Die Slurka saß hoch und stolz auf ihrer ernsten Stirn, und mit eines Generals Miene und Haltung marschirte sie an Lagman Hök's Seite durch die großen Zimmer. Sie waren mit dem „Trall" beschäftigt. Alle Thüren standen offen. Bediente in Livreen wimmelten auf allen Treppen. Alles sah ganz feierlich aus.

„Nun willkommen, meine liebe Franziska," sagte ma chère mère mit stattlicher Haltung, indem sie mir die Hand reichte. „Nun wird Sie mit ihrer neuen Familie Bekanntschaft machen. Wir werden sehen, wie sie sind, die jungen Frauenzimmer. Thue Sie unterdessen was Sie will, mein Herz, während ich meinen Trall beendige."

Ich benutzte diese Erlaubniß, um hineinzugehen und mich in den Zimmern der Schwägerinnen ein wenig umzusehen. Ich fand die groben Toilettdecken mit viel feineren vertauscht. Das machte mir Freude. Die Zimmer waren übrigens vollkommen ausgerüstet; Alles war solid,

tüchtig und sauber; aber ich vermißte einen Tropfen Poesie, ein wenig von dem Luxus des Lebens, ohne welchen Leben und Haus nur nothdürftige Anstalten sein würden. Ma chère mère, dachte ich, will dieses den Frauen selbst überlassen, sie will dieselben sich ihre Welt nach ihrem eignen Sinn verschönern lassen. Obschon ich erkannte, daß dies auch das Beste sein dürfte, trieb es mich doch unwiderstehlich, den Schwägerinnen hierin etwas zuvorzukommen. Ich ging in den Garten hinab, verschaffte mir eine Menge Blumen, deren es hier im Ueberfluß gab, band in der Eile ein paar Kränze, die ich an die Toilettenspiegel der Schwägerinnen hing, setzte auch Blumen in Gläser und freute mich des freundlichen Anblicks. Plötzlich hörte ich eine strenge Stimme hinter mir sagen: „Ja so, es behagt Ihr, in meinem Garten und unter meinen Blumen umher zu grassiren? Was meint Sie wol, was ich dazu sagen werde?" Ich wandte mich um und blickte erschrocken in ma chère mère's strenges Gesicht, welches sich jedoch schnell wieder veränderte, und lachend und mir auf die Wange klopfend fügte sie hinzu: „Nun, nun, sieh nicht so hebeté aus, ich will nichts Arg'res sagen, als daß Sie poetisch ist, und daß, wenn Sie die Zimmer ihrer Schwägerinnen mit allerlei Plunder anfüllen will, es Ihre Sache ist und nicht meine; — die Sache sieht übrigens recht niedlich aus; ich sehe, meine Liebe, daß Sie nicht ohne Geschmack ist. Will Sie jetzt eine Tasse Thee haben, so komme Sie mit mir heraus; denn mein Commandeur-Capitain (so nennt ma chère mère ihren Magen) hat nicht Lust, auf die jungen Herrschaften zu warten. Hök ist in einer seiner Phantasien in der Saalthüre stehen geblieben, aber wir wollen sehen, daß wir ihn aufwecken."

Ich folgte ma chère mère, und als ich in den Salon hineinging, hörte ich Bär's Schritte im andern Zimmer. Ich hatte nur Zeit, ma chère mère zuzuflüstern: „Wenn er nach mir fragt, so haben Sie mich nicht

gesehen!" und schnell schlich ich mich hinter eine offen stehende Thüre. Ma chère mère winkte meiner kleinen List ihren Beifall zu, und Bär trat ein. Fast in demselben Augenblicke, wo er grüßte und ma chère mère die Hand küßte, fragte er: „Wo ist meine Frau?" — „Davon habe ich keine Notiz," sagte ma chère mère sehr ernst, „ich habe sie gar nicht gesehen!" — „Herr, mein Gott! wo ist sie denn?" rief Bär mit einer so bestürzten und erschrocknen Miene, daß ich es nicht aushielt, ihn so zu sehen, und als er, nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen hatte, sich umwandte, um aus dem Zimmer zu gehen, schoß ich plötzlich hervor und schloß ihn in meine Arme. Ach wie süß, sich geliebt zu sehen! Gott sei Dank dafür. Ha, ha, ha! lachte ma chère mère bei unserer Umarmung.

Bär war ganz aufgeräumt, weil er seine kleine Frau wiedergefunden hatte und bald seinen geliebten Bruder umarmen sollte. Ma chère mère setzte sich in den Fond des großen Salons, hieß mir, mich neben sie zu setzen, und ordnete darauf, in einen Halbkreis um sich, Bär, Lagman Hök und Tuttén.

Ich sah, daß ma chère mère eine große Scene haben wollte und den jungen Frauen zu imponiren wünschte.

Um zu ihr zu gelangen, sollten sie über den ganzen langen Salon gehen. Ich versichere Dich, daß mein Herz aus Theilnahme für sie schlug, und herzlich pries ich bei mir selbst meines Bär's Klugheit, der mich so ganz impromptu ma chère mère's Bekanntschaft machen ließ und sie dadurch verhinderte, meine Sinneskraft durch eine feierliche Präsentation, welche mir ein Abscheu und ein Stein des Anstoßes ist, auf die Probe zu stellen.

Ma chère mère's starke Nerven scheinen zu verhindern, daß sie sich einen Begriff von solchen Gefühlen machen könne, und lebendig und lustig erzählte sie, während wir auf unsern Posten saßen, von ihrer ersten Präsentation bei Hofe, während sie lange vorher sich in Verbeu-

gungen vor fünf aufgestellten Stühlen geübt und wie diese Verbeugungen sodann vor den gekrönten Häuptern ausgeführt wurden. Ma chère mère beschrieb diese ganze Scene und die Hauptpersonen dabei mit so viel Leben und Feuer, daß ich vergaß, wo und warum ich hier saß. Doch man hörte einen Wagen rollen, ma chère mère schwieg still; ich ward warm und stand auf, Bär ebenfalls. Aber ma chère mère legte verbietend ihre schwere Hand auf meinen Arm und sagte zu mir und Bär: „Sitzt stille! die Alte soll die Erste sein, welche sie in ihrem Hause bewillkommt, und die Alte will sie hier erwarten." Sie sah feierlich aus, und ich setzte mich wieder mit klopfendem Herzen. Bär sah ungewiß aus, aber als man Tumult und Stimmen im Vorsaal hörte, sagte er: „Es ist Jean Jaques!" und setzte sich wieder. Jetzt vernahm man Schritte und ein Bedienter meldete mit lauter Stimme: „Baron Jean Jaques und seine Gemahlin!"

Ein Seidenkleid rauschte, und herein trat, begleitet von einem Herrn, eine Dame, ungefähr in meinem Alter, aber länger als ich. Sie sah ganz comme il faut aus, ging rasch und mit einer sittsamen Sicherheit durchs Zimmer bis zu ma chère mère, welche aufstand, sich majestätisch aufrichtete, den Ankommenden ein paar Schritte entgegenging und höchst imponirend aussah. Die Schwägerin verneigte sich tief und küßte ma chère mère die Hand, sowie ich es gethan hatte. Ma chère mère küßte auch sie, aber blos auf die Stirn, umarmte sie und bat die junge Frau willkommen zu sein und es sich in diesem Hause gefallen zu lassen. Sodann begrüßte sie Jean Jaques auf dieselbe Weise, wie sie es mit Bär gemacht hatte. Ich setzte mich neben die Schwägerin. Wir waren im Anfang etwas „bewegt", beruhigten uns aber bald, wurden Du mit einander und begannen ein angenehmes Gespräch; und sehr, recht sehr gefiel mir Jane Marie. Sie ist nicht schön, hat aber etwas Ausgezeichnetes in ihrem Aussehen und ist vortrefflich gewachsen.

Ihr Wesen und ihre Worte zeugen sehr von Milde und Verstand. Auch die Toilette war sehr passend und gefällig: ein brauner Seidenrock, darüber eine goldene Kette mit einer Uhr, eine einfache, aber moderne Haube, hellblaue Bänder, welche zu ihrem hellen Teint und Haar recht gut paßten. Mir gefällt ein Frauenzimmer, welches sich wohl zu kleiden versteht. Es ist ein Zeichen von Verstand und Geschmack.

„Aber wo ist Peter?" hatte Bär wol schon sieben Mal nach einander geschrieen, noch ehe die ersten Begrüßungen vorüber waren. Endlich antwortete Jean Jaques: „Peter kommt erst später, wenn er überhaupt diesen Abend noch kommt. Es fiel Ebba ein, sich in E., wo wir zu Mittag aßen, schlafen zu legen, und sie wollte sich auf keine Weise wecken lassen. Peter lockte und pochte vergebens. Zuletzt mußten meine Frau und ich sie verlassen, damit ma chère mère uns diesen Abend nicht vergebens erwarten sollte. Ebba, dächte ich, hätte ganz gut im Wagen schlafen können; denn sie mag das Land nicht sehen und sitzt beständig eingehüllt in ihrer doppelten Florkappe." Ma chère mère zuckte leicht mit den Augenbraunen, aber tief zog Bär die seinigen herunter. Fast in demselben Augenblicke hörten wir einen Wagen rollen und Halt machen. „Da ist er!" rief Bär, fuhr auf wie eine Bombe und stürmte zur Thür hinaus, dem geliebten Bruder entgegen, ehe ma chère mère ihn zurückhalten konnte. Sie schüttelte den Kopf und sah zornig aus, aber ich hatte meinen Bär lieb, weil er seinen Bruder so liebte.

Siehe nun die Schwägerin Nr. 2.

Eine kleine, zarte Figur schwebt muthwillig, aber anmuthig herein. Die Augen sind halbgeschlossen; der kleine Strohhut hängt am Arme; die kleine Mütze mit den Rosabändern sitzt auf dem einen Ohre und küßt auf der andern Seite gleichsam unversehens einige Locken dunkelbraunen Haares, die sich hervordrängen. Ihr Mann folgt

ihr mit den Augen, während er in der Thüre aufs Neue in Bär's Umarmung gefangen wird. Ma chère mère erhebt sich majestätisch wie das erste Mal und geht der kleinen Sylphide drei Schritte entgegen; aber zu unser Aller Erstaunen schwebt diese vor ihr vorbei, ohne aufzusehen, und wirft sich nachlässig in den Lehnstuhl, den ma chère mère soeben verlassen hat, indem sie ausruft: „Ach, ich bin so müde, so müde, so warm, daß ich sterben könnte! Uh!" Der kleine Seidenrock flog auf und zeigte ein feines, weißes Linonkleid, welches wieder die allerniedlichsten Füßchen blicken ließ.

Du hättest ma chère mère sehen sollen. Sie stand wie vom Donner gerührt. Aber Peter eilte vor, ergriff Ebba's Hand und suchte sie vom Stuhle aufzurichten, indem er flüsterte: „Ebba, um Gotteswillen besinne Dich! Ebba, es ist ma chère mère!

„Himmel!" rief Ebba, wie aus einem Traume erwachend, und sah mit einem Paar schöner brauner Augen zu ma chère mère auf, ungefähr wie man zu einem Kirchthurme aufsieht. Ma chère mère ihrerseits näherte sich mit einer Miene, welche zu sagen schien: „Was bist Du für ein kleines wunderliches Geschöpf?"

Als ma chère mère Ebba ganz nahe gekommen war, machte diese plötzlich ihre Hand aus der Peter's los, hüpfte auf den Stuhl, schlug beide Arme um ma chère mère's Hals und küßte sie mit eines Kindes Anmuth und Freiheit. Dies schien auf ma chère mère einen eignen Eindruck zu machen. Mit ihren beiden großen Händen umfaßte sie Ebba's feinen Körper, hob sie in die Höhe, setzte sie wie ein Kind auf ihren Arm, ging mit ihr unter den Kronleuchter, welcher jetzt von den Strahlen der untergehenden Sonne schimmerte, und betrachtete den von Licht umstrahlten Cherubskopf. Ebba lachte, wir mußten Alle lachen, und da erschallte auch Alles übertönend ma chère mère's grobes Ha, ha, ha! Sie klopfte und kniff die Wangen des schönen, verzogenen Kindes, bis es die feinen dunkeln

Augenbraunen runzelte und ein Mal nach dem andern ausrief: „Laß mich los!" Ma chère mère jedoch, welche sie vielleicht ein wenig strafen wollte, promenirte noch immer mit ihr umher, scherzend, wie man mit einem Kinde scherzt; als aber Thränen in Ebba's Augen zu kommen anfingen, schüttelte ma chère mère sie freundlich, küßte ihre Stirne, setzte sie auf den Boden nieder und begrüßte Peter mit den Worten: „Mein lieber Sohn, züchtige Dein Weib, sonst züchtigt es Dich!"

Ebba machte vor mir eine höchst ungraziöse Begrüßung, sah Bär nicht einmal an, sondern warf sich mit den Füßen auf ein Sopha hinauf und sah sich mit gleichgültiger Miene im Zimmer und in der Gesellschaft um. Ma chère mère ließ dies Alles geschehen, sah aber mit einer gewissen herben Miene drein, welche nach meinen Gedanken so viel sagen wollte, als: „Wir wollen Dich schon in Ordnung halten, kleiner Naseweis!"

Indessen ist Ebba von Kopf bis zum Fuß das allerniedlichste kleine Wesen, das ich je gesehen habe. Sie gleicht mehr einem Feenkinde als einem Menschen, aber ihr Gesicht wird von einem etwas übermüthigen und schnippischen Zuge verunstaltet, welcher besonders um die aufgesperrten Nasenflügel und den kleinen trotzigen Mund spielt. Freilich ist sie noch sehr jung, aber sie scheint mir ein Kind zu sein, das besonders schwer zu ziehen ist. Bär schien dasselbe zu denken und betrachtete sie und Peter mit einer gar bekümmerten Miene. Peter ist augenscheinlich gewaltig in sein kleines launenhaftes Weib verliebt, welches sich nicht sonderlich um ihn zu kümmern scheint. Und es wundert mich nicht, daß er einem so jungen, kindischen Wesen keine Liebe einflößen kann. Er ist häßlich und hat eine sehr große Nase; das Haar, graugelb, steht nach allen Himmelsstrichen. Er ist still und in sich gekehrt, aber seine Augen sind schön und haben einen sprechenden, seelenvollen Blick. Er saß den ganzen Abend wie in sich versenkt, drückte zuweilen Bär's Hand und

sah oft auf seine Frau, welche auf dem Sopha liegend eingeschlafen war. Der Abend wäre etwas langweilig geworden, wenn nicht Jean Jaques gewesen wäre. Er war vor Kurzem im Auslande gereist und erzählte uns verschiedene, recht interessante Sachen von mechanischen und industriellen Unternehmungen, von Eisenbahnen, dem Wege unter der Themse u. s. w. Jean Jaques sieht gut aus, hat die Gabe einer leichten Unterhaltung und scheint voll von Leben und Kenntnissen zu sein. Ma chère mère war sehr von Jean Jaques' Erzählungen belustigt, und wir Alle hörten sie mit großer Theilnahme an. Es that mir recht leid, als die Ankündigung des Soupé sie unterbrach. Wir sahen uns nach Ebba um; sie lag auf dem Sopha in dem süßesten Schlafe und war unbeschreiblich niedlich, wie sie dalag wie eine Rosenknospe unter grünen Blättern. Ich sagte etwas dergleichen, als wir um sie herumstanden. Peter dankte mir mit einem schönen Blicke. Er beugte sich nieder, küßte Ebba's Wange, um sie aufzuwecken, und sagte: „Ebba! Mein Engel! Stehe auf!"

„Warum kannst Du mich nicht in Ruhe lassen? Du bist unerträglich!" war Ebba's liebliche Antwort; und sie würde aufs Neue eingeschlafen sein, hätte nicht ma chère mère ihre kräftige Stimme erhoben: „Höre, mein liebes Kind, wenn Sie nicht gleich im Augenblick mit uns zu Tische kommt, so gehen wir von Ihr und Sie bekommt nichts zu essen. Sie muß nicht glauben, daß sich Jemand Ihretwegen Mühe zu machen gedenkt!"

Die Kleine schlug ihre braunen Augen mit einer höchst überraschten Miene auf, setzte sich auf, und ma chère mère nahm sie ohne Weiteres bei der Hand und führte sie in den Speisesaal hinaus. Ebba ließ sich führen, aber mit einer Miene von unbeschreiblich übler Laune. Ma chère mère war indessen erstaunlich gut gegen sie, setzte sie neben sich an den Tisch und hatte tausend kleine gefällige Aufmerksamkeiten für sie. Es liegt in ma chère

mère's Freundlichkeit etwas so unwiderstehlich Aufmunterndes, daß auch Ebba dabei aufthaute und sich wie eine Rose vor den Strahlen der Sonne öffnete. Die saure Miene verschwand und machte einer fröhlichen und guten Platz. Sie ward dabei unendlich schön, und ihr kleiner Amorskopf schien mir bezaubernd. Sie aß, lachte und schwatzte mit ma chère mère, welche sich viel mit ihr beschäftigte. Peter sah ganz glückselig aus. Jean Jaques sprach mit Tuttén — welche nicht weniger glückselig aussah — vom echten englischen Rostbeaf und vom französischen omelette soufflée. Ich hielt mich in einer beständigen Conversation mit Jane Marie, deren verbindliches Wesen und angenehme Unterhaltungsweise mir immer mehr gefielen. Bär saß schweigend neben Peter und machte Grimassen.

Am Ende der Mahlzeit ließ ma chère mère eine Schale rauchenden Punsches hereintragen, füllte die Gläser für uns Alle und gab der Bedienung mit der Hand einen Wink. Wir schwiegen plötzlich Alle still, als erwarteten wir etwas Ungewöhnliches, und ma chère mère, nachdem sie mit verschiedenen Lauten ihre Kehle klar gemacht hatte, erhob ihre klangvolle Stimme und sprach mit Kraft und Ernst folgendermaßen:

„Meine Söhne und Töchter! Ich will Euch dieses sagen, weil ich Euch jetzt zum ersten Male Alle in meinem Hause und an meinem Tische versammelt sehe; ich will Euch dieses sagen, meine Kinder, weil ich noch oft Euch hier zu sehen wünsche, als drei einige und glückliche Familien. In einem alten Reglement für Kriegsvolk, welches im Besitz meines seligen Mannes, des Generals Mansfelt, war, hieß es, daß im Augenblick, wo die Schlacht losgehen sollte, der Mannschaft nur die Ordre gegeben ward: „Thut Euer Bestes!" Diese Regel kann auch für Verehelichte gelten. Erziehungsbücher, väterliche und mütterliche Ermahnungen, die Vorschriften der Lehrer gehen bis zu Hymens Altar, aber dort machen

sie Halt und sagen zu den Getrauten blos: „Thut Euer Bestes!" Denn es ist wahrhaftig nicht leicht, hier Vorschriften zu geben. Jede Ehe hat ihre eigne Freimaurerloge, die jeder andern ungleich, und worein zu blicken, für keinen Uneingeweihten gut ist. Aber einige gute Rathschläge, meine Kinder, könnt Ihr wol von einer alten Frau mit anhören, die ein Stück von der Welt gesehen und einen guten Theil in der Freimaurerloge des ehelichen Standes gearbeitet hat; und nehmt Ihr diese Rathschläge in Euren Ehen ad notam, so werdet Ihr Euch wohl dabei befinden. Wenn Ihr glücklich sein wollt, meine Kinder, so hütet Euch vor sauren Mienen und wechselnden Launen. Damit lockt man den Satan ins Haus. „Wenig Gewölk kann Sonne und Mond verdecken." Ja hütet Euch, meine Töchter, vor Dem, was man graues Wetter im Hause nennen kann, und Ihr, meine Söhne, hütet Euch der Novembersturm zu sein, der es hervorruft. Erinnert Euch, was das Sprichwort sagt: „Friede nährt, Unfriede zehrt." Ich habe von Euch, meine Kinder, schon gesehen, was mir nicht gefällt; ja ich habe es gesehen; aber ich hoffe, daß es vergehen und sich bessern wird, und daher will ich jetzt nicht weiter davon reden. Lügt einander nichts vor, weder im Großen, noch im Kleinen. Eine einzige kleine Lüge hat schon eine ganze Ehe zerstört. Eine kleine Ursache hat oft große Folgen. Legt nicht die Hände zusammen und sitzt müßig. „Müßiggang ist des Teufels Kopfkissen." Lauft nicht viel aus dem Hause. „Eigner Herd ist Goldes werth."

„Manche Ehe, meine Freunde, ging auf wie eine Morgenröthe und fiel herunter wie ein Pelz. Warum, meine Freunde? Weil die Gatten es versäumten, einander so wohlgefällig nach der Hochzeit zu sein, wie sie es vor derselben gewesen waren. Suchet immer einander zu gefallen, meine Kinder, aber habt dabei Gott im Sinne. Verschwendet nicht heute Eure Liebe, erinnert

Euch, daß die Ehe ein Morgen und ein Uebermorgen hat. Spart Feuerung für den Winter. Bedenkt, meine Töchter, was das Wort Hausfrau*) sagen will. Das verheirathete Weib ist des Mannes Hausglaube. Auf sie soll er sich in Haus und Familie verlassen können; ihr soll er seines Herzens Schlüssel und das Schloß seiner Speisekammer anvertrauen. Seine Ehre und sein Haus sind in ihrer Obhut, sein Wohl in ihrer Hand. Bedenkt dies! Und Ihr, meine Söhne, seid wahre Männer und gute Hausväter! Handelt so, daß Eure Frauen Euch achten und lieben! Und was soll ich Euch mehr sagen, meine Kinder? Leset fleißig Gottes Wort, das wird Euch aus Sturm und Stillstand führen und Euch sicher in den Hafen bringen. Und übrigens — thut Euer Bestes! Ich habe das Meinige gethan. Gott helfe und segne Euch Alle zusammen!"

Ma chère mère breitete hierbei ihre Arme aus, wie um uns zu segnen, machte eine feierliche Begrüßung mit dem Kopfe und leerte hierauf ihr Glas bis auf den Grund.

Ebba war naseweis genug, ein ganz vernehmliches Gähnen hören zu lassen. Sie rührte ihr Glas nicht an, sondern beugte sich gegen den Stuhlrücken zurück und schloß die Augen. Jane Marie trank ihr Glas mit einer anständigen Miene aus. Mir ward es im Anfange der Rede schwer, mich des Lachens zu enthalten, wegen der häßlichen Gesichter, die Bär immerfort schnitt; aber allmälig ergriff mich der Ernst und die Kraft in ma chère mère's Worten; Bär ward auch ruhig, und als die Rede zu Ende war, begegneten sich unsere Augen, und herzlich tranken wir einander und ma chère mère zu.

Als der Skål getrunken war, klingelte ma chère mère. Die Bedienten kamen herein und mit ihrer steifsten Generalsmiene stellte sich ma chère mère an Lagman Hök's

*) Hausfrau heißt auf Schwedisch Hustru, was ursprünglich so viel ist wie Hausglauben. Anmerk. d. Uebers.

Arm auf und ließ uns Alle paarweis an sich vorbeimarschiren, wobei sie uns gleichsam musterte. Als ich vorbeiging, klopfte sie mir auf die Schulter und sagte: „Du bist doch die Kleinste!" (Das ist nicht wahr, denn ich habe mich mit Ebba gemessen und bin einen halben Kopf größer als sie; aber ma chère mère will sich mit mir necken.) Ebba allein wollte sich nicht in ma chère mère's Anordnungen fügen; sie wollte allein gehen, und um ihrem Manne zu entkommen, hüpfte sie wie ein Vogel umher und zwischen uns durch. Ma chère mère beschloß den Zug mit Lagman Hök.

Wir schwatzten noch ein wenig nach dem Souper, dann führte ma chère mère die jungen Paare in ihre Zimmer. Ich folgte und auch Bär, der sich durchaus nicht wollte ausschließen lassen. Ebba's gute Laune dauerte noch fort, äußerte sich aber in Lachen und Spott über die altmodischen Meubeln. Ma chère mère hielt ihr deswegen eine kleine Moralpredigt, welche Ebba aufmerksam anhörte; und als diese zu Ende war, küßte Ebba ihr die Hand, verneigte sich und dankte mit komischer Demuth. Sie ist ein anmuthiges, aber ganz verzogenes Kind und scheint besonders übel als Frau für den stillen und ernsten Peter zu passen. Jane Marie hingegen schien vollkommen mit Allem zufrieden, bemerkte auch mit Wohlgefallen meine Blumen und bewies sich durch ihr vernünftiges und feines Benehmen als vollkommenen Contrast zu der übermüthigen Ebba. Ma chère mère war aufgeräumt und scherzte mit uns Allen, wenn auch nicht fein, doch wirklich witzig. Sie hat in ihrem Wesen etwas ganz Eignes, was die Menschen an sie fesselt. Ich bemerkte diesen Abend auch, wie sie durch ihr bestimmtes und unzweideutiges Benehmen ihrer Umgebung Zufriedenheit und Sicherheit zu verleihen versteht. Sie setzt sogleich einen Jeden an seinen Platz. Man richtet sich leicht nach ihr und befindet sich wohl dabei.

Ma chère mère bat mich und Bär, morgen mit der

Familie zu Mittag zu essen. Ich war froh darüber, denn ich wollte die Familie gern in der Nähe sehen. Es ahnt mir, daß ich in Jane Marie eine Freundin gewinnen werde, und mein Herz bedarf weiblicher Freunde. Seit Du, Marie, mich verlassen, habe ich eine große Leere in meinem Leben verspürt — denn schreiben reicht doch nicht aus — und wenn ich Jane Marie lieb gewinnen kann, so werde ich Dich doch nicht weniger lieben. Aber zurück zum letzten Abend, zu Bär, zu Rosenvik. Dort angekommen, theilte ich Bär alle meine Bemerkungen über Schwäger und Schwägerinnen mit. Aber Bär war in eine einzige Betrachtung vertieft, und auf Alles, was ich sagte, antwortete er nur mit einem Seufzer und mit den Worten: „Armer Peter!" Etwas ungeduldig über das ewige „Armer Peter!" sagte ich zuletzt: „Nun wohl denn, Peter muß es wol machen, wie ein gewisser Bär; er muß seine Frau durch Verstand und Güte zähmen und sich dann ihrer Tyrannei unterwerfen."

Bär blickte mich freundlich an, sagte mir schöne Dinge, schloß aber aufs Neue mit: „Armer Peter!"

Vor Ebba hat er eine wahre Angst, nennt sie eine Hexe und will nicht einmal zugeben, daß sie schön sei. Sowie mir, gefällt auch ihm Jane Marie.

Und jetzt will ich mich zum Mittag ankleiden. Ich schicke Dir tausend Küsse und sende meinen Brief ab.

Vierter Brief.

Rosenvik, d. 21. Juni.

Der Mittag lief gestern gut ab. Ma chère mère war heiter und freundlich; Ebba recht artig und schön wie die Morgenröthe; Jane Marie höchst elegant und

wohl gekleidet — doch hätte ich etwas mehr Freiheit und den großen Sevognée von der Stirne weggewünscht. Ich liebe Nichts, was die Stirne beschattet. Jean Jaques unterhielt mit seinen interessanten Erzählungen. Lagman Hök goß eine halbe Karaffine Wasser auf den Tisch und muß durch dies Ereigniß stark frappirt worden sein. Nach einer Weile beschrieb ihm Jean Jaques mit großem Eifer einen geflügelten Dampfwagen, mit welchem man in der Luft fahren könne. Lagman Hök hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Jean Jaques, hierdurch ermuntert, beschrieb immer eifriger, immer ausführlicher, als der Lagman ihn plötzlich unterbrach und bekümmert fragte: „Verzeihen Sie, Herr Baron, von welcher Karaffine sprechen Sie?" Ma chère mère lachte und Jean Jaques sah ganz verblüfft aus.

Jean Jaques spricht gar viel; ich fand dies heute etwas ermattend, besonders nach dem Essen. Zuletzt hörte ich nur ein unaufhörliches Brausen, aus welchem die Worte: Eisenbahn, Manchester, Tunnel, Dampfmaschinen, Penny-Magazine hervortönten und mein Ohr trafen. Je mehr Jean Jaques beschrieb, desto schläfriger ward ich, und zuletzt verließ er die unwürdige Zuhörerin; bald aber weckte mich ein sonderbares Ereigniß aus meiner Schläfrigkeit. Ma chère mère saß auf dem Sopha und legte ihre abgenutzten Patience-Karten zur „blocade de Copenhague". Neben ihr saß Lagman Hök und schnupfte. Ein junger Bedienter ging mit einigen Kaffeetassen durchs Zimmer und Jean Jaques rief aus: „Himmel, wie sieht er Bruno ähnlich!" Ma chère mère's Patience-Tisch bekam in demselben Augenblick einen Stoß, sodaß er mit la blocade de Copenhague umrollte; aber man konnte jetzt nur auf ma chère mère hinsehen. Sie ward zuerst bleich, dann gelb. Die Nase ward spitz, die Lippen wurden blau, und den Athem hörte man wie ein schweres, starkes Zischen; sie erhob sich wie eine brausende Welle, streckte die geballte Hand drohend gegen Jean

Jaques, die Augen standen verwirrt und Schauder erregend aus dem Kopfe. Auch Jean Jaques erblaßte und zog sich zurück. Es war wirklich furchtbar, ma chère mère anzusehen, und fast athemlos vor Schrecken erwartete ich einen fürchterlichen Ausbruch. Aber plötzlich schien ma chère mère in der drohenden Stellung zu erstarren; unbeweglich, stumm und wild, gleichwie von einer schrecklichen Bezauberung ergriffen oder als wäre ein Grausen erregendes Gespenst vor ihren Blicken aufgetaucht, stand sie lange so, und nur der Athem zischte wild und gab Zeugniß von einer heftigen innern Bewegung. Während sie so dastand, verwandelte sich mein Schrecken in Herzensangst, und ich war im Begriff, zu ihr hin zu eilen, aber Bär hielt mich heftig zurück, und während er seinen Arm um meinen Leib geschlungen hielt, saß er selbst ganz still und betrachtete sie aufmerksam. Kein Anderer näherte sich ihr, und nach einigen Augenblicken wich die fürchterliche Spannung von selbst. Die geballte Hand sank nieder; Lebensfarbe kehrte wieder ins Gesicht und in die erblauten Lippen; die Augen wurden milder. Sie athmete einige Mal tief, aber immer leiser und gleichsam seufzend, und ohne ein Wort zu sagen oder sich nach Jemandem umzusehen, schritt sie langsam aus dem Zimmer und verschloß die Thüre hinter sich. Dessenungeachtet wollte ich ihr folgen, aber Bär verhinderte mich daran, und als er mich so unruhig und aufgeregt sah, zog er mich bei Seite und gab in folgenden Worten mir eine Erklärung über diesen wunderlichen und ängstlichen Auftritt: „Ma chère mère hat einen Sohn gehabt, der Bruno hieß" — „Und er ist todt?" unterbrach ich ihn fragend. „Ja!" „Und deshalb wirken sein Name und das Andenken an ihn so auf sie ein?" fragte ich erstaunt. „Nicht blos deshalb; er hat ihr vielen Kummer gemacht, und Alles, was an ihn erinnert, besonders die Nennung seines Namens, erschüttert sie heftig. Aber man muß solche Ausbrüche unbemerkt vorübergehen lassen; sie gehen

am schnellsten vorüber, wenn sie ganz und gar sich selbst überlassen wird!" — „Aber was ist denn mit ihrem Sohne gewesen?" — „Das ist eine lange Geschichte, Fanny; ich werde sie Dir ein anderes Mal erzählen." — „Ein anderes Mal ist ein Schelm; ich hasse das „ein anderes Mal". Ich kann nicht länger warten, als bis heute Abend, Bär!" — „Nun wohl denn, heute Abend! Jetzt dürfen wir nicht länger hier stehen und flüstern."

Wir kehrten zu den Uebrigen zurück. Lagman Hök saß im Sopha am Patience-Tische und ich sah, daß er la blocade wieder so zu legen suchte, wie sie bei der Umwerfung des Tisches gewesen war, damit ma chère mère bei ihrer Zurückkunft ins Zimmer durch keinen Umstand an den vorhergegangenen Auftritt erinnert werden möchte. Als es ihm geglückt war, die Karten in Ordnung zu bringen, schnupfte er und nieste neun Mal nach einander, was Ebba in ein heftiges Lachen versetzte. Seine Sorgfalt für ma chère mère rührte mich. So etwas ist liebenswürdig. So sollen Freunde für einander denken. Habe ich Dir Lagman Hök's Portrait gezeichnet? Ich glaube nicht. Sieh hier einen flüchtigen Entwurf. Er kann ungefähr sechzig Jahr alt sein, ist mager und lang, hat lange Füße, lange Hände, einen langen Hals und ein langes Gesicht, in dessen Pockennarben und Furchen Du lauter Häßlichkeit findest, bis Du über eine große Habichtsnase kommst und ein Paar Augen triffst, welche unter tiefen Augengewölben einen ruhigen, guten und angenehmen Blick haben. Sie bringen den Eindruck freundlicher Lichter hervor, die man an einem kühlen Herbstabende aus den Fenstern der Herberge schimmern sieht. Er scheint einen Pflock in jedem Gliede zu haben; ich habe noch nie einen so langen und steifen Rücken gesehen, und jedes Mal, wenn ich ihn erblicke, wundere ich mich darüber, wie ihn Jemand poetischer Phantasien hat beschuldigen können. Aber ma chère

mère scheint hierin eine fixe Idee zu haben. Uebrigens kann ich wenig über ihn urtheilen. Außer mit ma chère mère spricht er selten mit Jemandem. Seine Stimme, sein ganzes Benehmen ist sachte, aber obgleich er stille und schweigsam ist, so ist man doch nie geneigt zu vergessen, daß er sich im Zimmer befindet. Er ist gewiß ein guter Mensch, aber er schnupft so schrecklich, daß immer große Haufen Schnupftabak auf seinem Platze liegen. Nun, das ist auch noch nichts Böses.

Während Lagman Hök die Patience in Ordnung legte und Jane Marie, Jean Jaques und ich über Musik sprachen, hatte Ebba Gelegenheit, ihre Artigkeiten zu zeigen. Nachdem sie die Stricknadeln aus meinem Strumpfe gezogen, Lagman Hök's Schnupftabaksdose umgeworfen und allerhand Unfug in den Zimmern getrieben hatte, schlich sie sich hinter Bär und Peter, die in irgend einem wichtigen Gespräch ihre Köpfe zusammengesteckt hatten, und nähte ihre Rockschöße zusammen. Die guten Brüder ahnten nichts Schlimmes, auch ich nicht, die ich, das schöne Wetter gewahr werdend, einen Spaziergang vorschlug. Man willigte ein, die beiden Brüder standen auf, und ratsch! blatsch! erklang es, als die Rockschöße gewaltsam von einander gerissen wurden. Bär machte eine verzweifelte Capriole und die allerschrecklichste Grimasse. Unmöglich konnte ich mich zurückhalten, laut aufzulachen, und in einem Paroxysmus kindischer Freude wälzte sich Ebba im Sopha. Peter wußte nicht recht, wie er die Sache nehmen sollte; Bär war im Anfang etwas aufgebracht über Ebba, und wie ich glaube, auch auf mich, nachher fluchte er aber lustig und gutmüthig über uns Beide. Jane Marie schüttelte etwas mit dem Kopfe, mußte aber doch auch lachen. Als sie jedoch an ihrer eignen schönen Tapisserie-Arbeit sehen mußte, daß Ebba sich auch hierüber gemacht und einige verkehrte Stiche genäht hatte, ward sie ganz roth, warf einen strengen Blick auf Ebba und sprach in einem ganz herben

Tone von „unverzeihlicher Naseweisheit". Und gewiß ist es verdrießlich, eine schöne Arbeit so mitgenommen zu sehen. Leichter konnte ich mich über meine ausgezogenen Stricknadeln trösten. Lagman Hök saß ganz stille und suchte seinen Schnupftabak aufzusammeln. Um von diesem Auftritt wegzukommen, bestand ich aufs Neue auf den Spaziergang. Alle waren bereit, außer Ebba. Nachlässig im Sopha liegend, erklärte sie, daß sie, so lange sie auf dem Lande wäre, ihren Fuß nie aus der Thüre setzen würde, daß sie das Land und den Staub auf den Landstraßen verabscheue, daß das Grüne ihren Augen wehe thäte u. s. w. Vergebens suchten wir sie zu überreden, vergebens stellte ihr Jane Marie ihren kindischen Unverstand vor. Sie blieb eigensinnig bei ihrem Vorsatze, und Peter — blieb zurück bei ihr. Jetzt mußte auch ich, wie Bär, bei mir seufzen: „Armer Peter!" Auch Lagman Hök saß stille auf seinem Platze, vermuthlich die Zurückkunft seiner Freundin erwartend. Unter dem Vorwande, einen Shawl zu holen, schlich ich mich ganz leise zu ma chère mère's Schlafstubenthüre und horchte dort unter unruhiger Theilnahme für sie. Ich hörte, daß sie heftige Vapeure und ein langes spasmodisches Gähnen hatte, und sehr ihretwegen beruhigt, folgte ich meiner Gesellschaft auf den Spaziergang.

Das Wetter war schön. Jean Jaques sprach mit Bär von den neuen Einrichtungen, die er auf dem Gute machen wolle, und tadelte ma chère mère's altmodische Anordnungen, wozu Bär gewaltige Gesichter schnitt, während er Rauchwirbel aus seiner Tabakspfeife blies. Ich kam mit Jane Marie ins Gespräch über Bulwer's und Miß Martineau's vortreffliche Romane und hatte ein großes Vergnügen, sie anzuhören. Ich fand, daß sie belesen sei und mehrere Sprachen verstehe, und wir kamen überein, Dante's „Commedia divina" zusammen zu lesen. Das wird göttlich werden! Während wir uns zusammen hierüber freuten, gingen wir einen schönen Wald-

weg hinunter auf eine Mühle zu, deren Wasserstürze wir durch den Wald rauschen hörten. Plötzlich ward ich Etwas gewahr, welches machte, daß ich stille stand und Bär am Arm zupfte, um ihn aufmerksam zu machen. Wir standen Alle still und sahen schweigend nach Links, wo die Sonne einen offenen und grünenden Platz beglänzte. Unter den Eichen dort ging ein Mann von kräftiger, fast athletischer Gestalt, in eine dunkle und edle Reitertracht gekleidet. Er ging langsam, die Arme kreuzweise über einander geschlagen, das Haupt, wie in tiefem Nachdenken, gesenkt. Neben, oder richtiger hinter ihm ging ein schönes, glänzendes, schwarzes Pferd, den Zaum mit weißen Schnecken reich besetzt. Die Zügel hingen lose und der schöne Kopf beugte sich bald zum Grase herunter, bald erhob er sich liebkosend über seines Herrn Schulter, der hieran gewöhnt zu sein schien und seinem treuen Begleiter volle Freiheit ließ. Wir konnten blos einen Schein vom Profil des Mannes sehen, denn er ging von uns abgewandt, aber es ließ uns ein finsteres und düsteres Angesicht ahnen. So gingen Mann und Pferd in freundschaftlichem Frieden mit einander immer tiefer in den Wald hinein und verschwanden endlich aus unsern Blicken. Aber unsere Muthmaßungen folgten ihnen, und wir blieben bald dabei stehen, daß wir den so vielfach besprochenen geheimnißvollen Nachbar auf Ramm gesehen hatten. Und mag er nun Romulus oder Romanus heißen, Frau von P.'s Roman rechtfertigen oder nicht, so viel ist gewiß, daß sein Auftreten vor uns und sein Aussehen einen wirklich romantischen Anstrich hatten. Ich gestehe, daß ich ganz neugierig bin, etwas mehr von ihm zu sehen; ich bin überzeugt, wenn ich ihn nur ein Mal en face zu sehen bekomme, so werde ich gleich sagen können, ob er ein Spion ist oder blos ein ehrlicher Kerl, der sich langweilt; ob er ein Don Miguel ist oder ein Howard; denn die Erzählung,

die ich im Himmelreiche hörte, war von dem letztern Charakter.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde geluſtwandelt hatten, kamen wir nach Hauſe. Im Vorgemach ſaß ma chère mère bei ihrer Patience, Lagman Hök neben ihr. Alles war, als wäre nichts Merkliches vorgefallen. Nur ma chère mère's Geſicht war bleich und ungewöhnlich ernſt. Sie begrüßte uns freundlich, ſprach aber mit Niemandem. Tuttén gab uns Thee. Jane Marie ſetzte ſich ans Fortepiano und ſpielte ein ſchweres Stück von Herz; mehr ſchwierig als ſchön ſchien es mir. Aber wie ſie ſpielt! Sie iſt eine wahrhafte Meiſterin auf dem Fortepiano. Schade nur, daß ſie keine Stimme hat, wir würden ſonſt zuſammen ſingen. Aber ſie wird mich accompagniren. Ich bin glücklich, ſie zur Schwägerin zu haben. Welcher Unterſchied zwiſchen Jane Marie und Ebba! Ebba war jedoch dieſen Abend ganz liebenswürdig und wollte nur, daß alle Welt tanzen ſollte. Als Niemand wollte, begann ſie für ſich allein im nächſten Zimmer zu tanzen und ſang dazu ganz niedlich. Peter verſchlang ſie mit den Augen. Ich wundere mich darüber nicht; ſie iſt eine kleine Grazie, wenn ſie gut und fröhlich iſt. Theils ihr zu Gefallen, theils von einer heimlichen Tanzluſt verführt, leiſtete ich ihr nach einigen Augenblicken Geſellſchaft. Wir verführten Jean Jaques und zuletzt ſelbſt Peter, und tanzten eine Weile in der Munterkeit unſers Herzens und zu Ebba's unbeſchreiblicher Freude. Aber als die Herren, müde geworden, uns verließen, als Ebba in einer Ecke des Sophas neben mir hingekauert von allen Bällen zu erzählen anfing, die ſie im vergangenen Winter in Stockholm beſucht hatte, wie ſie gekleidet geweſen und wie oft ſie, beſonders von Dieſem und Jenem, aufgefordert worden wäre, da ward ich von einer unwiderſtehlichen Gähnſucht überwältigt, welche mich bald in die Arme des Schlafs geführt hätte, wenn nicht ein überlautes Sprechen im Vorgemache mir

gestattet hätte, Ebba's Geschwätz zu unterbrechen, um dort hineinzugehen. Ma chère mère spielte Boston mit Jane Marie, Lagman Hök und Bär und zankte soeben mit Jane Marie, welche, wie ich vermuthe, besser spielt als ich und ma chère mère auf irgend eine Weise bête gemacht hatte. Ich hörte nur die Worte: „Wie kann es Ihr einfallen, nicht mitzugehen, wenn Sie mit vier Trümpfen und dem Piquekönig in der Vorhand sitzt?" — „Es fällt mir nicht ein, mitzugehen, wo ich sehe, daß ich mein Spiel nicht machen kann," antwortete Jane Marie piquirt. — „Und deshalb sollte ich bête werden," sagte erzürnt ma chère mère, „und ich war ja renonce in Treff und Sie in Carreau!" Sie waren gar nicht gut auf einander. Diese Scene ward durch den Buchhalter unterbrochen, der hereinkam und über zwei Knechte klagte, die im Stalle seinen Befehlen zu gehorchen sich weigerten. Ma chère mère ließ ihn genau von der Beschaffenheit seines Befehls und von der Weigerung der Knechte Rechenschaft ablegen, und da diese einen groben Trotz zu erkennen gab, ward ihr Angesicht streng und sie erhob sich heftig. Jean Jaques stand auch auf, aber ma chère mère drückte ihn nieder, ging hinaus, kam aber sogleich zurück in Januarius und Kasket gekleidet und begab sich mit großen Schritten, vom Buchhalter begleitet, in den Stall hinunter. Nach zehn Minuten kehrte sie zurück, wie es schien, von ihrer Verrichtung ganz aufgefrischt.

„Wie ging es?" fragte Bär.

„Wie soll es anders gehen als gut," antwortete ma chère mère munter. „Ich gab ihnen Worte und keine Lieder. Dann erfahren sie, wo sie zu Hause sind, und ich möchte wol sehen, ob sie sich unterstehen werden, nicht prompt zu gehorchen. Uebrigens war es nicht so gefährlich mit den Leuten. Tannerström war wol auch zu commode; er hat das auch hören müssen. Aber so geht es. Alle wollen, daß die Art gehen soll, aber Nie-

mand will den Schaft halten. Alle wollen Herren sein, aber Niemand will den Sack tragen."

Das Souper ward angesagt und ma chère mère war wie gewöhnlich bei Tische eine artige und muntere Wirthin. Alle Spuren von der Nachmittagsscene waren verschwunden.

Als Bär und ich spät am Abend wieder in unserer stillen Heimat waren, begehrte und erhielt ich von ihm Aufklärung über die Ereignisse, welche ma chère mère's Ruhe gestört hatten, und hier hast Du ungefähr in denselben Worten, wie Bär sie mir gab, eine wunderliche und unheimliche Geschichte:

Ma chère mère hatte mit dem General Mansfelt einen einzigen Sohn, welcher nach seinem Vater Bruno genannt wurde. Seine Geburt hatte der Mutter beinahe das Leben gekostet, und der so theuer Erkaufte ward ihr theurer als das Leben selbst. Mehr als ein Mal sah man die Mutter auf den Knieen an der Wiege des Sohnes, ihn gleichsam anbetend. Manche Nacht, wenn ein leichtes Uebelbefinden seinen Schlaf unruhig machte, saß sie an seinem Lager und wachte still. Sie gab selbst dem Kinde die Brust; kein Anderer als sie durfte ihn pflegen, ja kaum ihn anrühren; ihr Busen war seine Wiege, ihre Kniee sein Stuhl, ihre Arme seine Welt, und sie umgab mit unendlicher Liebe den schon frühzeitig wilden und despotischen Knaben, der doch auch seinerseits an ihrem Halse mit heftiger Zärtlichkeit hing und nirgends außer an ihrer Brust Ruhe zu haben schien. Schön war es, sie zusammen zu sehen. Es war die Löwin und ihr Junges, welche in einer Mischung von wilder Kraft und tiefer Zärtlichkeit sich zu gleicher Zeit bekämpfen und küssen. Dessenungeachtet ward das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn schon von der Wiege an wunderlich und zuweilen feindlich. Eines Tages legte sie das neunmonatliche Kind an ihre Brust; der Knabe, hungrig oder böse, biß heftig zu mit seinen jungen Zähnen.

Gereizt vom Schmerze gab die Mutter ihm einen Schlag. Das Kind ließ augenblicklich die Brust los und nahm sie nie wieder. Man mußte ihn abgewöhnen, denn die Mutter litt den Gedanken nicht, daß eine fremde Amme ihm ihre Milch geben sollte. Späterhin, als einst die Mutter dem achtjährigen Knaben eine wohlverdiente Bestrafung geben wollte, wandte er sich wie ein junger Löwe gegen sie selbst und — schlug sie!

Aber zwischen ähnlichen wilden Auftritten sah man auch solche, welche eine unbegrenzte Hingebung bewiesen. Sie warf sich zwischen ihn und jede Gefahr; er küßte die Spuren ihrer Füße. Wenn sie sich einander nach einer kurzen Trennung wiedersahen, geschah es mit Ausbrüchen der heftigsten Liebe; der nächste Augenblick konnte sie wieder in Streit verwickeln. Dies Verhältniß nahm mit den Jahren zu. Beide hatten einen gewaltsamen und bestimmten Willen. Sie schienen weder ohne, noch mit einander leben zu können.

Es war unmöglich, einen schönern Knaben zu sehen, aber obgleich die Mutter ihn in ihrem Herzen anbetete, so war doch ihr Gerechtigkeitsgefühl so streng, daß sie ihn niemals vor seinen Stiefbrüdern begünstigte, nicht einmal in dem Allergeringsten. Nie ward er vor ihnen verschont, wenn es Bestrafung galt, nie ward er ihnen vorgezogen in Hinsicht auf Belohnungen und Vergnügungen. Er hatte nichts vor ihnen voraus, außer den Liebkosungen der Mutter.

Wir wurden im Hause Alle streng und in Betreff des Geldes gar zu knapp gehalten. Ich hatte immer Neigung zur Sparsamkeit; dessenungeachtet mußte ich oft zu einer unschuldigen Industrie meine Zuflucht nehmen, um mir Postgeld oder Mittel zu andern kleinen Ausgaben zu verschaffen, welche ma chère mère für überflüssig hielt. Da ward ich insgeheim Tischler. Bruno war von Natur ein Verschwender und zum Durchbringen geneigt. Um seine Lust an Leckerbissen und Vergnü-

gungen zu befriedigen, nahm er schon früh seine Zuflucht zu einer weniger unschuldigen Industrie. Er schnappte weg, was er nicht gutwillig erhielt, zuerst von den Brüdern, dann von den Hausleuten. Aber Niemand durfte ihn deshalb bestrafen, oder es der Mutter erzählen. Mit einer herkulischen Stärke begabt, erhielt der feurige und kräftige Knabe bald eine große Gewalt über seine Brüder und ward von ihnen, sowie von Allen im Hause gefürchtet. Geliebt war er von Keinem, außer von mir. Ich weiß nicht recht, was mich so an ihn fesselte. Ich bewunderte seine großen natürlichen Anlagen; seine wilden, aber witzigen Streiche lockten mir oft zu derselben Zeit ein Lächeln ab, wo ich sie tadeln mußte, und was wol am meisten wirkte, er war mir wirklich zugethan. (Dies sagte Bär mit gerührter Stimme, schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:) Ich muß ihm die Gerechtigkeit erzeigen, zu sagen, daß er nie unfolgsam war, wenn man mit Vernunft und Milde zu ihm sprach, und mehr als ein Mal hat er auf meine Bitten von gewaltsamen Handlungen abgelassen, oder hat bei meinen Vorstellungen heftig geweint, indem er seinen unglückseligen Anfang auf dem Wege des Lasters erkannte. Aber ich war um diese Zeit selten zu Hause. Viel älter als Bruno, hatte ich meinen akademischen Cursus schon beendigt, als er den seinigen begann, und war fast beständig in der Ausübung meines ärztlichen Berufes vom Hause entfernt.

Merkwürdig war die Gewalt, die von Bruno's dreizehntem bis zu seinem sechszehnten Jahre ein Kind, ein kleines Mädchen, über ihn erhielt. Es war dies dieselbe Serena Löfven, von welcher Du letzthin in der Stadt so sehr eingenommen wurdest. Sie war damals ein schönes, stilles, aber kränkliches Kind. Ma chère mère, welche immer große Achtung für Madame Dahl gehegt hatte, vermochte diese, während dreier Jahre jeden Sommer einige Monate auf Ramm zuzubringen, um durch Brun-

nentrinken und die frische Landluft Serena's Gesundheit zu stärken. Der wilde Bruno ward von dem kleinen, engelgleichen Kinde angezogen, und es war wunderbar, zu sehen, welchem Zwang und welchen Entsagungen er sich ihretwegen unterwarf, zu sehen, wie er Alles verließ, um sie in den Wäldern auf Ramm umherzutragen, um mit ihr zu kosen, oder stillsitzend sie zu betrachten, wenn sie schlief. An den Feiertagen, wenn Bruno Ferien hatte, pflegte er mit einem Korbe Eßwaaren in der Hand und Serena auf dem Arme, schon früh Morgens aus dem Hause zu wandern, und selten sah man sie vor dem Abend wieder. Bei diesem Leben kräftigte sich Serena's Gesundheit und Bruno ward milder. Eine Bitte von Serena's kindlicher Stimme, ihre Thränen waren für Bruno eine wirksamere Triebfeder als die Befehle seiner Mutter und seiner Lehrer.

Hätte man auf diesen Hang Bruno's, der Strenge zu widerstehen und der Milde nachzugeben, geachtet und ihn darnach behandelt, so bin ich überzeugt, daß er ein guter und ausgezeichneter Mann geworden wäre. Aber sein Lehrer, ein Mann von schroffem und unbiegsamem Charakter, und noch mehr seine Mutter schienen es sich vorgenommen zu haben, nur mit Gewalt seinen wilden Sinn zu unterjochen.

Ma chère mère ahnte indessen nicht, auf welchem gefährlichen Wege sich Bruno befand, und ich weiß nichts, was ich im Leben so gefürchtet hätte, als daß sie es entdecken würde — sie, so stolz, so empfindlich im Punkte der Ehre, so streng in ihren Grundsätzen und in ihrem ganzen moralischen Wandel. Bruno's blühende Schönheit, seine großen Anlagen und Talente, seine Geschicklichkeit in körperlichen Uebungen, seine Kühnheit, ja selbst seine übermüthige Kraft machten den Stolz der Mutter aus, und ihre Augen blitzten vor Freude bei seinem Anblick oder bei der bloßen Nennung seines Namens. Etwas Entehrendes von ihm zu hören, mußte

ein Todesstoß für sie werden. Auch Bruno hatte Stolz und Ehrgefühl und an dem Beifall der Mutter war ihm vorzüglich gelegen; aber seine heftigen Leidenschaften und sein Unvermögen, sie zu beherrschen, zogen ihn immerfort in verbrecherische Handlungen hinein.

Doch kam jetzt eine Periode, wo es schien, als würden sie aufhören. Ich verbrachte einige Sommermonate auf Ramm. Bruno hatte im Frühling das Abendmahl des Herrn besucht; ich fand ihn ungewöhnlich ruhig und besonnen. Das Verhältniß zwischen ihm und seiner Mutter war friedlicher und liebevoller als je. Ich hoffte, daß Bruno für immer von seinen Verirrungen zurückgekehrt wäre. Er selbst sagte mir, daß es sich so verhielte. Daß er auch jetzt heimliche und weit größere Ausgaben hatte, als er hätte haben sollen, merkte ich jedoch bald. Ich hatte mich seit einiger Zeit im Stande gesehen, Bruno mit Geld zu unterstützen, und hoffte auch, dadurch ihn abzuhalten, sich dasselbe auf unrechtem Wege zu verschaffen. Er sprach mich mehr als ein Mal an und ich lieferte ihm auch was ich konnte; aber eines Tages begehrte er eine so große Geldsumme, daß ich erstaunt und unwillig ihm dieselbe abschlug (ich konnte auch nicht anders) und ihm seine Verschwendung vorwarf. Bruno schwieg, knirschte aber mit den Zähnen und verließ mich. Es war dies gerade am letzten Tage, den wir zu Hause zubringen sollten. Am Tage darauf sollten wir Beide abreisen, er nach der Universität, ich nach S. Am Vormittag ritt Bruno zur Stadt, um von den alten Dahls und seiner kleinen Braut, wie er Serena nannte, Abschied zu nehmen. Er ward erst zum Abend zurückerwartet.

Gleich nach dem Mittage meldete der Buchhalter mit großer Bestürzung, daß eine bedeutende Geldsumme, die er am Morgen auf dem Comptoir gehabt hätte, fort wäre, und daß er einen Hausdieb in Verdacht haben müsse, da nur Jemand, der im Hause sehr bekannt

wäre, wissen könne, wo er die Gelder zu verwahren pflege.

Es war das erste Mal, daß nach ma chère mère's Wissen sich so Etwas in ihrem Hause ereignete. Sie nahm die Sache mit der größten Heftigkeit auf und unternahm sogleich eine Hausvisitation. Begleitet vom Buchhalter und zweien ihrer ältesten und treuesten Diener ging sie selbst durch das Haus, untersuchte jeden Winkel und visitirte ihre Dienstleute mit der größten Strenge; die alten Diener mußten sich ebenfalls einer Untersuchung unterwerfen. Da überall Nichts gefunden ward, was die geringste Veranlassung zum Argwohn hätte geben können, so fiel ma chère mère auf den Gedanken, daß wol der Angeber selbst der Dieb sein könne, und die Sachen des jungen Buchhalters, und selbst die Kleider, die er anhatte, wurden mit noch größerer Genauigkeit durchsucht, als es bei den Uebrigen der Fall gewesen war. Dieser junge Mann war Bruno's persönlicher Feind, und sei es, daß er wirklich Bruno in Verdacht hatte, oder blos der Erbitterung, welche ma chère mère's Verfahren bei ihm erweckte, Luft machen wollte, genug, er sagte mit bitterm Unmuth: „Ihro Gnaden dürften näher bei sich finden, was Sie suchen." „Was meinen Sie?" fragte ma chère mère mit fürchterlichem Blick. „Ja," fuhr der Gereizte fort, „daß Ihro Gnaden bei Ihrem eignen Fleisch und Blut Das finden könnten, wofür Sie ungerechterweise unschuldige Menschen in Verdacht ziehen!" — „Mensch, Du lügst!" rief ma chère mère, bleich vor Zorn, indem sie seinen Arm faßte und schüttelte. Noch mehr aufgebracht und fast wild sagte dieser: „Ich will ein Lügner sein, wenn nicht einer Ihrer Söhne ein Dieb ist!"

„Folge mir!" sagte ma chère mère, und mit flammenden Blicken und bleichen Wangen begab sie sich, vom Buchhalter und den beiden Dienern begleitet, in unser Zimmer hinauf. Ich war aus gewesen, war soeben nach

Hause gekommen und von Dem, was im Hause vorfiel, unterrichtet worden, als ma chère mère mit ihren Begleitern zu mir eintrat. Ich kann nicht beschreiben, welches Gefühl mich in diesem Augenblicke ergriff; es durchfuhr mich eine Ahnung des wirklichen Verhältnisses; ich erblaßte und unwillkürlich setzte ich mich auf Bruno's Reisekoffer, der nebst dem meinigen gepackt im Zimmer stand. Ma chère mère sah mich mit einem durchbohrenden Blicke an, stutzte und ward noch bleicher. Darauf sagte sie mit fester Stimme zu mir und meinen Brüdern, die auch hereingekommen waren:

„Meine Söhne! Ihr müßt Euch der Ehre des Hauses wegen der Untersuchung unterwerfen, welche alle Anderen in meinem Hause bestanden haben. Ich brauche Euch nicht zu sagen, daß alles Dieses nur pro forma geschieht und daß ich von Eurer Unschuld überzeugt bin."

Hierauf richtete sie auf mich einen mir damals unerklärlichen Blick, ging vor meinem Koffer vorbei und untersuchte die Sachen meiner Brüder. Dann kam sie ins Zimmer zurück und öffnete meinen gepackten Koffer. Alles ward bis auf den Boden aufgerissen. Man fand Nichts, was man nicht hätte finden sollen; mein Tischlerwerkzeug lag zu unterst. Als Alles untersucht war, warf ma chère mère mir einen Blick voll Mutterliebe und Freude zu. Ach! sie hatte mich in Verdacht gehabt, den besonnenen Mann eher, als den wilden Jüngling; denn jetzt erhob sie ihr Haupt und in ihrem starken ausdrucksvollen Gesichte las man ein „Gottlob! Jetzt bin ich ruhig!"

„Jetzt sind nur noch die Sachen des jungen Barons übrig," sagte ehrfurchtsvoll einer der alten Diener, „aber sein Koffer ist verschlossen und überdies ist es ja unnöthig ..."

„Mag es sein!" rief ma chère mère. „Aber er

muß ein gleiches Loos mit den Uebrigen theilen. Der Koffer soll aufgebrochen werden!"

„Aber der junge Baron.... ist nicht zu Hause;" sagte der Diener ängstlich, „wir können nicht!"

„Seine Mutter befiehlt es," sagte ma chère mère heftig.

Es geschah. Mit eigner Hand nahm die Mutter Bücher und Kleidungsstücke auf, die in großer Unordnung dorthin geworfen waren. Plötzlich zuckte ihre Hand, als wäre sie von einem glühenden Eisen gebrannt worden: sie war auf ein Bund Zettel gestoßen. Es war die vermißte Geldsumme. Sie nahm sie auf, wandte sie in der Hand hin und her, betrachtete sie, als könne sie ihren eignen Augen nicht trauen, und erbleichte immer mehr und mehr; ein Ruf unaussprechlichen Jammers stieg endlich aus ihrer Brust empor. „Mein Blut!" rief sie aus, „mein eignes Fleisch und Blut!" und sank ohne einen Seufzer leblos zu Boden. Wir trugen sie fort, und unsere Bemühungen riefen endlich ihre Lebensgeister zurück. Schrecklich war ihr Erwachen. Aber sie vergoß keine Thräne, äußerte kein Wort des Zorns oder der Klage; sie schien stark und entschlossen.

Sie schickte sogleich nach dem Pfarrer Rhen, dem Kirchenhirten der Gemeinde. Es war ein Mann von Eisen, streng, kraftvoll, bereit für das Gesetz mit Mund und Hand zu kämpfen, und außerdem ein redlicher und treuer Freund von ma chère mère. Ihm vertraute sie sich an, und was geschehen sollte, ward zwischen ihnen abgeredet. Ich ahnte, was man beabsichtigte, und versuchte vergebens den Einfluß, den ich zuweilen bei ma chère mère hatte, um sie zu einem weniger strengen, oder wenigstens weniger heftigen Verfahren zu bewegen. Aber alle meine Vorstellungen blieben fruchtlos. Sie antwortete nur: „Unbestrafte Schande lockt mehr hervor. — Bitteres muß mit Bitterem gesühnt werden."

Am Abend, zur Zeit, wo man Bruno zurückerwartete,

wurden meine drei Brüder und ich, die alten Diener und der Buchhalter in ma chère mère's Zimmer berufen. Es war nur schwach erhellt, und dort, in dem düstern, dämmernden Zimmer, den Pfarrer Rhen an ihrer Seite, saß in einem großen Lehnstuhle Bruno's Mutter, auf deren Angesicht man jetzt den Kummer lesen konnte, den sie in ihrem Herzen trug. Aber über Kummer und Scham und Zorn herrschte eine so strenge Entschlossenheit, wie ich sie noch nie an einem Menschen gesehen habe. Hier war das kleine aber furchtbare Gericht jetzt versammelt, vor das Bruno gestellt werden sollte. Hier erwarteten wir ihn in einer schrecklichen Stunde. Niemand sprach. Bei dem schwachen Lichtscheine sah ich den kalten Schweiß auf der Stirne der unglücklichen Mutter perlen.

Es war ein Abend am Ende des Septembermonats. Draußen war es schon stürmisch und der Wind machte die Fenster erzittern. Einen Augenblick ward's stille, und in diesem Augenblicke hörte man auf dem Burghofe eines Rosses feurige Hufschläge. Ich sah ma chère mère zittern. Ich hatte es früher nie gesehen. Ich hörte ein unheimliches Klappern — es waren nicht die Fenster — es waren Zähne, die zusammenschlugen. Meine Brüder weinten. Die alten Diener standen stumm und mit niedergeschlagenen Blicken; auf dem Gesichte des Buchhalters war ein Zug von Reue; selbst der eisenfeste Pfarrer schien nach Athem zu schöpfen. Da ward die Thüre rasch aufgestoßen, und Bruno trat ein. Ich sehe ihn, als stände er in diesem Augenblicke vor mir. Er war warm vom Ritte und vom Sturme, voll von Gesundheit und Feuer; ich hatte ihn nie schöner gesehen. Er kam zu seiner Mutter herein, begierig, wie er es nach der Abwesenheit eines Tages pflegte, sich in ihre Arme zu stürzen. Aber schon in der Thüre stand er stille, stutzte und warf einen erschrockenen Blick auf seine Mutter. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Bruno erblaßte, sah auf uns umher, sah wieder auf seine Mutter. Jetzt traf ihn

ihr flammender Blick und der seinige sank nieder; sein Kopf beugte sich, er ward immer blässer; er stand da — ein Verbrecher. Und jetzt erhob sich die Stimme seiner Mutter, unheimlich streng des Diebstahls ihn anklagend; sie zeigte auf seinen aufgebrochenen Koffer, auf die dort gefundene Geldsumme und forderte sein Bekenntniß.

Mit unbegreiflichem, trotzigem Uebermuthe bekannte Bruno sich für schuldig.

„Falle nieder auf Deine Kniee und nimm Deine Strafe!" sprach die strenge Richterin. Aber Bruno stand unbeweglich. Ein alle Kraft vernichtendes Bewußtsein schien ihn nach dem ersten Augenblicke trotzigen Bekennens überwältigt zu haben. Er war todtenbleich, sein Haupt gegen die Brust gesenkt, die Augen auf den Boden geheftet. Der Pfarrer Rhen ging auf ihn zu.

„Junger Mann!" redete er Bruno mit leiser Stimme an. „Sie haben sich schwer gegen Gottes heiliges Gebot und gegen Ihre Mutter versündigt. Bekennen Sie Ihr Verbrechen und unterwerfen Sie sich unserer Bestrafung."

Bruno stand betäubt und stumm da. Der Pfarrer hielt sein Stillschweigen für eine Einwilligung, und begann jetzt mit starker, feierlicher Stimme die bei der Kirchenbuße übliche Frage herzulesen. Bruno stand noch unbeweglich, scheinbar ohne etwas zu sehen oder zu hören. Aber jetzt fragte der Priester mit strengem Tone:

„Erkennst Du, daß Du durch Dein Verbrechen Dich nicht allein gegen Gott schwer versündigt, sondern auch in seiner Gemeinde großes Aergerniß verursacht hast?"

Bei diesen Worten erwachte Bruno aus seiner Betäubung. Er richtete stolz das Haupt empor, ein flammender Blick schoß aus seinen Augen, und er antwortete nichts. Noch ein Mal ward die Frage wiederholt; noch ein Mal blieb Alles still. Ma chère mère erhob sich: „Fall' auf Deine Kniee nieder, Sünder!" rief sie mit furchtbarer Stimme.

Bruno sah sie an, finster und drohend. So blickte auch sie auf ihn.

„Ich will nicht!" sagte endlich Bruno trotzig. „Was hat dieser Priester mit mir zu thun? Ich habe ihn nicht begehrt. Handelt es sich hier um ein Sündenbekenntniß — so können Andere als ich in Rede kommen ... Reizt mich nicht ... oder ..."

„Schweig," sagte ma chère mère finster, „und antworte blos auf meine Fragen. Bekennst Du Dich dieses Diebstahls allein schuldig?"

Bruno schwieg und blickte düster auf seine Mutter.

„Antworte!" sagte sie heftig, „antworte! Theilt noch ein Anderer diese Schuld mit Dir?"

Bruno warf noch einen langen Blick auf die Mutter und sagte dann mit fester Stimme: „Nein! Ich allein bin schuldig!"

„So beuge Deine Kniee, Unglücklicher! Deine Mutter, die Du mit Schande bedeckt hast, befiehlt Dir, den Schimpf zu leiden, den Du verdient hast. Falle nieder!"

Bruno stampfte im wilden Uebermuthe, ballte die Faust und warf wilde, trotzige Blicke um sich her.

„Werft ihn nieder, Ihr Andern!" rief ma chère mère in fürchterlichem Zorne. „Priester, wenn Du ein Mann bist, so beuge den ungehorsamen, entarteten Sohn zur Erde! Laß ihn sich demüthigen vor dem Gesetze des Herrn!"

Ich wollte dazwischentreten, aber schon hatte der Pfarrer seine kräftige Hand auf Bruno's Schulter gelegt; doch in demselben Augenblicke war sie mit einer solchen Heftigkeit fortgeschleudert, daß der Pfarrer eine vollkommene Fronteveränderung machte.

„Vergreifst Du Dich am Diener des Herrn!" schrie der Pfarrer in Zorneswuth, und sich vergessend faßte er Bruno mit sehnigem Arme. Aber dieser hatte die Spannkraft und Stärke des Löwen, und nach einem kurzen Kampfe lag der Priester am Boden hingestreckt.

„Greift ihn! Haltet ihn!“ rief ma chère mere, außer sich vor Zorn.

Der Buchhalter und mein Bruder, welche Hand an Bruno legten, lagen bald über den Pfarrer hingeworfen. Bruno sprang einige Schritte zurück, ergriff einen in der Ecke stehenden Stock, schwang ihn über seinem Kopfe und drohte mit dem Ausdrucke wahnsinniger Raserei im Gesichte einem Jeden, der es wagen würde, sich ihm zu nähern.

Niemand wagte es — außer seiner Mutter. „Bleibt stehen!“ sagte sie zu den Andern, und mit festen Schritten und ruhiger Haltung schritt sie zu ihrem Sohne hin, legte die Hand auf seinen Kopf, beugte ihn tief nieder und fragte mit einer Stimme, die das Blut in meinen Adern erstarren machte, ob er sich ihrem Willen unterwerfen, oder — ihren Fluch empfangen wolle!

Mutter und Sohn sahen einander in die trotzigen, flammenden Augen. So standen sie lange. Noch ein Mal ward die Frage wiederholt, und darauf folgten von beiden Seiten schreckliche Worte. Dann ward es stille. Die fluchenden Lippen erstarrten, die trotzigen Blicke erloschen. Mutter und Sohn versanken Beide in tiefe Ohnmacht. Man trug sie Beide in ihre Zimmer. —

(Bär hielt inne. „O schrecklich, schrecklich!“ rief ich aus, indem ich schaudernd meinen Kopf an seine Schulter lehnte.

Bär war blaß und schwieg einen Augenblick, während er starr vor sich hin sah. Dann fuhr er fort:)

Beide kamen wieder zum Bewußtsein, sahen sich aber diesen Abend nicht wieder. Ich wollte mit Bruno reden, aber er stellte sich schlafend; zuletzt verfügte ich mich in mein Zimmer. In der Nacht, als Alles still und finster war, hörte man plötzlich in Bruno's Zimmer einen wilden, anhaltenden und durchdringenden Schrei. Ich sprang auf und eilte hinein. Bruno's Mutter stand dort allein mit wildem und verstörtem Aussehen. Bruno war

fort. Das geöffnete Fenster schien anzudeuten, daß er durch dasselbe entflohen war; obgleich ein Sprung von dieser Höhe fast unglaublich schien. Es war jedoch so. Bruno war diese Nacht aus dem mütterlichen Hause entflohen und kehrte nie zurück. Wir hörten niemals wieder etwas von ihm. Alle Nachforschungen waren vergeblich, Bruno war fort, als wäre er aus der Anzahl der Lebenden gestrichen. Siebzehn Jahre sind seit dieser unglücklichen Zeit verflossen und wir haben nicht die geringste Spur seines Lebens entdeckt. Wir haben daher seinen Tod für wahrscheinlich angenommen.

Bei seiner Flucht nahm Bruno nicht das Geringste mit sich, außer den Kleidern, die er anhatte, und einigen Papieren. Auf seinem Tische lag ein Blatt Papier, worauf folgende Worte an mich in sichtlicher Eile geschrieben waren:

„Härte habe ich mit Trotz erwidert, Gewalt mit Gewalt, und dies hat mich verbrecherischer erscheinen lassen, als ich wirklich bin. Aber vor Dir, Bruder, der Du nie hart und unvernünftig gegen mich gewesen bist, vor Dir, der Du, wie ich glaube, mich lieb hast, will ich nicht schlechter erscheinen, als ich bin. Höre mich denn — denn es ist das letzte Mal — dieser letzte Diebstahl (und ich hatte geschworen, daß es der letzte sein sollte) war nicht ganz ein Diebstahl. Uebermorgen sollte das Geld zurückerstattet sein. Sprich mit Herrn F. in W., wenn Du Dich davon überzeugen willst. Das Geld war nicht für mich; es war für den unglückl... aber was thut dies zur Sache? Meine Mutter schlug mir ein Darlehn ab; — ich nahm nur von Dem, was doch einst das Meinige werden sollte — es ward entdeckt, und sie... auf sie fällt die Schuld wegen Dessen, was geschehen ist und noch geschieht. Lebe wohl für immer!

Bruno."

Ma chère mère riß das Papier aus meiner Hand und las den Inhalt. „Er hat also mehrere Male gestohlen!“ sagte sie heftig. „Ich habe also einen Dieb zur Welt gebracht!“ Sie zerriß das Billet in tausend Stücke. Von diesem Augenblick sprach sie in drei Jahren kein Wort. Sie schloß sich ein in ihre Zimmer, ließ diese verdunkeln, litt weder das Licht, noch den Anblick der Menschen, aß und trank wenig, schlief beinahe nicht, sprach mit Niemandem, und Niemand durfte um sie sein, außer Elsa. Wenn Jemand von uns sich erdreistete, gegen ihr Verbot zu ihr hineinzukommen, gerieth sie in heftigen Zorn und wies den Verwegnen hinaus; oder sie saß unbeweglich mit den Händen vor dem Gesichte, schwieg eigensinnig und blieb taub gegen alle Bitten.

Lagman Hök verwaltete indessen ihre Angelegenheiten in Gemeinschaft mit dem Pfarrer Rhen. In den Händen dieser Ehrenmänner waren sie sicher. Ein geschickter ortskundiger Inspector verwaltete die Güter unter ihrer Aufsicht. Aber als ma chère mère's hypochondrischer Zustand so lange dauerte und noch länger fortzufahren drohte, beschloß ich nach genommener Abrede mit jenen Freunden, ihre Familie zusammen zu berufen und in Gemeinschaft mit derselben zu beschließen, wie die Sachen jetzt und für die Zukunft gestellt werden sollten. Diese Familienzusammenkunft fand statt auf Ramm im October 18—, drei Jahre nach Bruno's Flucht. Eines Tages, als wir Alle im großen Saale versammelt waren und uns eifrig berathschlagten, sprangen die Thüren plötzlich auf und ma chère mère trat ein, hoch, ruhig, besonnen und Ehrfurcht gebietender als je. Sie redete die Versammlung auf ihre gewöhnliche kräftige und feierliche Weise an, sagte, daß sie den Zweck derselben kenne, billigte diesen in Hinsicht ihrer langen Krankheit, erklärte aber jetzt den Congreß für aufgelöst; denn sie war nun wieder gesund und fühlte sich vollkommen im Stande,

selbst wieder wie früherhin über ihr Eigenthum und ihre Familie zu schalten. Sie dankte mit einem Ernste, der Alle rührte, ihren Freunden für ihre Hülfe und für ihre Geduld mit ihr, „die der Herr so hart geschlagen." Dann hieß sie alle ihre Verwandten freundlich willkommen, bat sie, noch lange da zu bleiben und wie früher auf Ramm froh und vergnügt zu sein.

Es ist schwer, den Eindruck zu beschreiben, den dieser Auftritt auf die Versammlung hervorbrachte. Verwunderung, Hochachtung und Mitleiden waren die Gefühle der Meisten; ich empfand wahre Freude, denn aufrichtig liebte ich ma chère mère.

Um ihrem Wunsche nachzukommen, verweilte die Familie noch einige Tage auf Ramm. Aber alle Freude war aus Ramm verschwunden, und ma chère mère, obgleich wie früher kräftig und gebietend, ging umher wie ein Schatten von Dem, was sie einst gewesen war. Ihre Farbe war verwandelt, ihr Haar war ganz grau geworden; ihr schönes, früher so lebensfrisches Gesicht trug Spuren des schrecklichsten Leidens; sie, die früher so heiter gewesen, war jetzt düster und schwermüthig. Sie trug stets dunkelgraue Kleider und verschmähte jeden Putz. Dazwischen hatte sie immer Anfälle tiefer Melancholie und saß dann ganze Stunden stumm, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend.

Der erste Gebrauch, den ma chère mère von ihrer wiedergewonnenen Selbstbeherrschung machte, war, von Ramm nach Carlsfors zu ziehen. Kurz darauf verkaufte sie jenes Gut; sie schien Bruno als todt zu betrachten, nannte nie seinen Namen und duldete Nichts, was an ihn erinnerte. Die alten Diener erhielten ihren Abschied mit Pension; sie erneuerte fast ihr ganzes Haus. Elsa allein blieb zurück. Die Jahre schwanden dahin, allmälig nahm die düstere Schwermuth in ma chère mère's Gemüth ab, und seit einigen Jahren hat sie wieder viel von ihrem frühern lebensfrischen Wesen angenommen.

Man muß nur Alles vermeiden, was die Wunde in ihrem Herzen berührt; diese heilt wol nie vollkommen hier auf Erden.

Bruno's Flucht machte großes Aufsehen in der Gegend; aber ma chère mère war so geehrt und geliebt von ihren Hausleuten, daß die schimpfliche Veranlassung seiner Flucht dem Volke unbekannt blieb. Einige lose Gerüchte zerfielen bald und man blieb bei dem Glauben stehen, daß Unverträglichkeit zwischen den Gemüthern der Mutter und des Sohnes die alleinige Ursache dieser gewaltsamen Trennung gewesen sei. Und im Grunde war es wol auch so. Bei einer andern Behandlung von Kindheit an wäre Bruno's Schicksal vermuthlich auch anders geworden. Aber jetzt... unglücklicher Bruno! Ich werde ihn immer betrauern und beklagen. —

So schloß Bär mit einer Thräne im Auge und einem tiefen Seufzer. Mir ward nach dieser Geschichte unheimlich und traurig zu Muthe; aber ich gestehe, daß sie ma chère mère ein erhöhtes Interesse in meinen Augen verlieh. Ich gewahrte jetzt in der Tiefe ihres Wesens ein verwundetes und blutendes Mutterherz, und ihr Unglück war größer als ihre Fehler. Ich fühlte mich ihr näher, und es schien mir, als ob ich sie lieben könne.

Den 22.

Ich werde jetzt dieses Briefpaquet absenden, muß Dir aber vorher noch sagen, daß ich jetzt hier als Strohwitwe sitze. Bär ist mit Peter verreist, um in G. einige Geldgeschäfte zu ordnen. Bär hat sich während seiner zwanzigjährigen Praxis ein kleines, nettes Vermögen zusammengespart, welches er auf Peter's Rath bei dem großen E.'schen Handlungshaus anlegen will. Während dessen schalte und gebiete ich einsam über Rosenvik, das Cabriolet und Polle. Bär hat mich gebeten, mich oft dieses letztern zu bedienen, um nach Carlsfors zu fahren. Peter bat mich so freundlich, nach seiner kleinen Ebba

zu sehen. Ich will ihrem Wunsche willfahren, obgleich ich jetzt am liebsten zu Hause bliebe, in meiner geliebten Heimat, und meine Erbsen blühen sähe.

Am Ende nächster Woche bekommen wir einen Besuch auf Rosenvik, der mich ein wenig ängstlich macht. Es ist der junge Baron Stellan S., der Sohn vom einstmaligen Jugendfreunde Bär's, dem verstorbenen Hofmarschall S. Bär ist Vormund des Sohnes gewesen und hat ihn lieb sowol seines Vaters als seiner selbst willen. Der junge Stellan ist Kammerherr, schön, reich und talentvoll. Alles Das ist gewiß nicht so schrecklich; aber Verschiedenes, was ich von seiner Eleganz, seiner Toilette, seinem Ton gehört habe, macht mich wirklich ängstlich, in meinem geringen und dürftigen Hause einen so feinen Herrn würdig zu empfangen. Ich sehe nicht, wie es ihm hier werde gefallen können, und wollte doch, daß ein Freund Bär's es in dessen Hause angenehm finden möchte.

Doch Alles kann noch gehen — aber wie wird es mit meinem Romane gehen? Ich bekomme ja keinen Knoten, keine Verwickelung, folglich auch keine Entwickelung, ich bekomme nur lauter neue Personen. Wie werde ich mich mit ihnen Allen herauswirren, wie alle diese Fäden zusammenhalten, ohne in einen vollkommenen Wirrwarr zu gerathen? Jetzt kommen wieder zwei neue Figuren, beide sich zu Romanhelden eignend; der glänzende Stellan S. und der geheimnißvolle Romilly. Ich komme ganz außer Athem. Wie wird es mir mit meinem Romane gehen? Aber wie es auch geht, so verbleibe ich Deine

Franziska.

An den Leser von einer fremden Dame.

Ich hoffe, werther Leser, daß dieses Dich bei guter Gesundheit und guter Laune antreffe. Ich hoffe in Folge dessen, daß Du es entschuldigen werdest, wenn unter die Briefe einer jungen Frau ein und der andere Brief von einem Herrn sich einschleichen sollte, und daß Du es nicht gar so übel aufnehmen werdest, wenn ein unverheirathetes Frauenzimmer ein und das andere Mal die Feder ergreifen sollte, um mit Dir zu reden. Alles Dieses geschieht nur, damit Du weniger Mühe haben sollst, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie außerdem Du, lieber Leser, und die junge Frau Euch mit den Nachbarn „herauswirren" könnet.

Ich verbleibe, mein Leser, mit aller Achtung für Dich

eine fremde Dame.

Bruno Mansfelt an Antonio de R.

Ramm, Mittsommer Abend 18—.

Hier bin ich wieder, hier, wo ich geboren ward, wo ich spielte und liebte als Kind und Jüngling. Zwischen damals und jetzt liegt ein Meer, ein Meer voll von — aber gleichviel!... Ich bin jetzt wieder hier. Die Eichen stehen noch ebenso grün, des Berges Gipfel steigt noch ebenso hoch, die Wolken fahren wie früher darüber. Gefühle, Gedanken, Thaten sind ja auch Wolken;... sie fahren, sie fliehen, der Raum verschlingt sie; — verschlingt? — Nein, etwas von ihnen bleibt zurück. Ich fühle es.

Ich bin auf des Berges Gipfel hinaufgestiegen; ich

habe da gestanden, wo ich als Knabe stand; wo ich mit laut athmender Brust stand und die Wogen des Sees von dem Winde schäumen, wo ich blaue Berge sich hoch am andern Ufer erheben sah und mein Ahnen, mein Streben, meine Sehnsucht weit über diese hinausflogen. Ich stand an demselben Tannenbusch, er war jetzt über mich gewachsen, obgleich seine Wurzel auf dem Berge ruht. Eine Steinhacke lag daneben. Ich war mit ihm bekannt. Der Knabe baute auf dem Gipfel des Berges eine Pyramide und pflanzte dort seine Freiheitsfahne. Die Pyramide war eingestürzt und der Mann stand jetzt dort und dachte an die Werke des Knaben und lächelte — ein bitteres Lächeln. Ich bin im Walde herumgewandert, auf dem Felde und an der Meeresküste; ich habe manche Stelle aufgesucht, manche Erinnerung geweckt. Die stürmischen schienen mir ruhig, die verbrecherischen unschuldig. Du kannst begreifen, wie es kommt. Ich habe meinen ganzen Frühling wieder durchgelebt. Ich habe genossen, ich habe geweint — es war Wollust!

Jetzt ist es Abend und Alles um mich her ist ruhig. Auch ich habe einen Augenblick Ruhe. Sowie früher weht das Laub der Esche im Abendwinde und schlägt leise ans Fenster; sowie früher kreist der Falke über der Wiese. Der Nebel liegt weiß und durchsichtig über grünem Boden und ruhenden Geschöpfen. Ich höre den einförmigen Gesang der Grasmücke — ich weiß nichts Schöneres. Bei diesem Gesange schlummerte ich als Kind jeden Sommerabend ein, das Gesicht gegen den Abendhimmel gewandt, der roth war wie jetzt, und sah die Wolken sich vergolden und klarer strahlen, wenn die Sonne tiefer herabsank — gleichwie die Thaten eines edlen Lebens, wenn dieses in die Tiefe versunken ist. O!

Und als sich meine Augen schlossen, als sich des Lebens Bilder in Träume zu verweben anfingen, da näherte sich immer — da jeden, jeden Abend kam Jemand an mein Bett, und pflegende Hände hüllten um Schulter

und Brust die Decke, die ich oft nachlässig abgeworfen; — ein warmer liebkosender Hauch ging über meine Wange. Ich wußte wohl, wer mir nahe war; es war — meine Mutter. O! wie zuckt und bebt nicht jede Fiber meiner Seele bei diesem angebeteten und schrecklichen Namen. Meine Mutter! — Sie war eine schöne und edle Frau. Ich war stolz, mich ihren Sohn zu nennen. Zuweilen warf ich plötzlich die Umhüllung ab, die sie sorgfältig um mich gelegt hatte, und mit einem Sprunge war ich an ihrer Brust und umarmte, küßte sie so, wie ich noch keine Geliebte geküßt habe. Und sie schloß mich wieder in ihre Arme; — das — das war Liebe! Zuweilen wieder verblieb ich stille, stellte mich schlafend, und da sah ich sie an meinem Lager auf die Kniee fallen. Sie betete — betete für mich! — Wie ist sie erhört worden!

Die Zimmer habe ich ausbessern und meubliren lassen. Ich wollte nicht, daß sie sich gar zu ähnlich sein sollten. Ich fürchtete, daß der Geist eines Kindes dort im weißen Unschuldskleide mir erscheinen könne. Nur das Schlafzimmer meiner Mutter habe ich unverändert gelassen. Ich bin nicht darin gewesen. Ich konnte nicht. Es ist jetzt verschlossen.

Wirst Du mich hieran wiedererkennen? Wirst Du mich nicht anklagen, schwach und kleinmüthig geworden zu sein? Höre! Ich bin froh, noch menschlich fühlen zu können. Ich bin froh, daß noch kein Mumienfrieden mein Herz erstarrt hat. Aber verweichlichen, aber niederschlagen soll mich kein Gefühl im Leben, käme es auch aus dem Abgrunde; keine Freude und kein Schmerz.

Ich weiß es gar zu wohl, ich werde nie glücklich; ich bekomme nie Frieden — ich werde nie vergessen — gleichviel — ich werde tragen. Allein will ich tragen, was ich allein verbrochen habe. Manchen Ton kann das Leben aus meiner Brust locken, doch nie den des Jammers. Ich biete dem Schmerze und der Welt Trotz. Außerdem kann man ja immer aufhören, wenn man des

elenden Gaukelspiels, welches „Leben" heißt, überdrüssig wird. Zuweilen dachte ich: „Vielleicht wird es besser; vielleicht werden klare Tage die Schatten der Vergangenheit auswischen; vielleicht wird der Sturm schweigen, und diese klagenden und anklagenden Stimmen werden wegsterben!... Jahre, ländliche Arbeit, Gewohnheit, vielleicht häusliches Glück!..." Du lächelst, Antonio; auch ich lächelte, denn ich träumte kindisch. Mag es sein, aber als ein Wachen suche ich in allen Fällen etwas — vielleicht auch blos einen Traum.

Hast Du von einem Manne gehört, der seinen Schatten suchte? (Er hatte ihn verloren, und es behagte ihm seitdem nicht in der Welt.) Ich bin dieser Mann. Ich suche meinen verlorenen Schatten. Ich suche Achtung, Ansehen an dem Orte, wo ich zuerst gegen das Gesetz des Staats mich verging. Ich will den Bürgerkranz gewinnen und durch Wohlthaten frühere Missethaten sühnen. Kann das geschehen? Vor der Welt — ja; aber vor dem Richter in der eignen Brust? Ich will noch Eins, und ohne Dieses zu erlangen, ist alles Andere Nichts. Wird mir Dies versagt, so verlasse ich noch einmal das Land meiner Kindheit und gehe noch einmal in die weite Welt hinaus und bin — verflucht. — Warum ward Kain's Stirn vom Himmel mit ewiger Unruhe gezeichnet? Er war von seiner Mutter verflucht. Ich weiß, was Kain fühlte. Auch ich bin von meiner Mutter verflucht und ohne Ruhe auf Erden. Und jetzt, auf diese Stirne, worauf ihr Fluch so schwer ruht, begehre ich, will ich, daß sie ihre Hände lege, den Fluch wegnehme und einen Segen hinlege. O! erst dann wird ihr brennend Feuer abgekühlt werden. Werde ich mein Haupt an die Brust schmiegen dürfen, welche mir die erste Nahrung reichte? Werde ich Verzeihung in diesem strengen Blicke sehen? Werde ich noch einmal in Liebe die Lippen küssen dürfen, welche mich einst verfluchten? O! Ich durste, brenne, schmachte nach dieser Wollust...

Weißt Du einen hohen, heiligen, süßen, furchtbaren Namen, einen Namen, der in einem Kampfe zwischen Leben und Tod entsteht, einen Namen, den Gott selbst in der Liebe und dem Schmerze eines Menschen ausgesprochen hat? — Diesen Namen will ich Dir in die Seele rufen, die mich verstoßen hat — Mutter, o Mutter!

Mutter, meine Mutter! Wirst Du den verbrecherischen Sohn anerkennen, wirst Du ihm verzeihen? Kaum wage ich es zu hoffen. Doch sollte sie es. Viel war ihre Schuld. Hartes gegen Hartes, Bittres gegen Bittres — es konnte nicht wohl gehen. Aber will sie nur jetzt hold sein, will sie nur jetzt verzeihen, so will ich zu ihren Füßen Abbitte thun.

Du kennst meine Leidenschaft für Musik. Hier kann ich sie befriedigen. In einem der Zimmer habe ich eine Orgel errichten lassen; ihr Ton ist gut. Jeden Abend nach Anbruch der Dämmerung sitze ich an ihr und spiele bis tief in die Nacht hinein. Je tiefer die Stille wird, je dunkler die Dämmerung, desto höher steigt der Sturm der Orgel. Der beruhigt mich. Er erhebt und erquickt meine Seele. In den Strömen der Töne ertränke ich die wilden Erinnerungen, die im Schoße der Nacht lebendig werden. Musik ist eine herrliche Sache. Sie ist ein Rausch, eine Entzückung, eine Welt, darin zu leben, zu kämpfen, zu ruhen — ein Meer schmerzvoller Wollust, unbegreiflich und grenzenlos wie die Ewigkeit.

In solchen Augenblicken habe ich zuweilen eine Vision. Es scheint mir dann, als ob aus dieser stürmischen Welt, über dieses Meer brausender Töne sich erhöbe — schwebte eine, wie soll ich es nennen — eine Hoffnung, ein himmlischer Geist, ein holder, versöhnender Genius, der aus den Strömen der Töne das Schönste, das am meisten Aetherische an sich zieht und sich daraus seine reine Gestalt webt. Je tiefer die Fuge rast, desto höher wird dieses Bild verklärt, gleich dem Sterne in dunkelnder Nacht. Dann sinkt der Sturm, dann beruhigt sich meine Seele,

alle Mistöne, alle Qualen weichen, und die himmlische Gestalt schwebt allein strahlend über das beruhigte Meer. Aber dann erlischt auch sie und verschwindet. Ich kann sie nicht festhalten Sie steigt auf den Schwingen der Töne und fällt mit ihnen. Auch kann ich nicht immer dieses göttliche Phantasma heraufrufen; aber ich habe eine unbeschreibliche Sehnsucht, es zu schauen. Eine Wirklichkeit, die so schön wie diese Vision wäre, hat das Leben mir in keinem Augenblicke geschenkt. Selten begebe ich mich zur Ruhe, ehe die ersten Sonnenstrahlen auf dem Helga-See tanzen. Dann ist meine Seele vom Streite und der Entzückung der Nacht matt geworden. Dann kann ich einige Stunden ruhen.

Wird das Ohr meiner Mutter einmal dem Gesange meines Herzens horchen, dem Miserere meiner Seele an sie? Aber ehe sie meine Stimme hört, will ich Boten aussenden, die in freundlichen Melodien von dem Fremdlinge zu ihr sprechen sollen. Sie soll ihn preisen und rühmen hören, und wird dann weniger davor zurückschaudern, in ihm ihren Sohn zu erkennen.

Aber — will sie nicht — dann wirst Du, Antonio, in Kurzem bei Rouge et Noir wiedersehen

Deinen Freund.

Franziska Werner an Maria M.

Fünfter Brief.

Rosenvik, d. 25. Juni Abends.

Hu! ein stürmischer Tag, ein wahrer „Unglückstag." Der Anfang war jedoch gut. Gestern war ich zum Mit-

tag und Mittsommertanz auf Carlsfors eingeladen, bekam aber mein Kopfweh und konnte nicht kommen. Ich ließ meine Mädchen zum Tanze gehen (außer Sissa, die mich unter keiner Bedingung verlassen wollte,) und brachte den schönen Mittsommertag auf dem Sopha liegend zu. Das war gerade nicht angenehm; aber es that mir wohl, an die Vielen zu denken, die an diesem Tage froh waren. Am heutigen war ich wieder voll von Gesundheit und schwellendem Leben. Ich hatte Lust zu einem langen Spaziergange, nahm meinen Arbeitskorb und wanderte ab nach Carlsfors. Das Wetter war etwas finster, aber ruhig und angenehm. Das Land stand in seiner vollen Sommerpracht. Noch war die Sense nicht über das blumenreiche Gras gegangen. Schmetterlinge flogen darüber mit schimmernden Flügeln; die Vögel sangen; auch ich sang, wie ich über die schöne Erde dahinging, und fühlte mich glücklich, eins der kleinen Wesen zu sein, welche aus leichter und dankbarer Brust ihre Stimme zum Lobe des Schöpfers erheben dürfen. Einen solchen Spaziergang einsam, ohne Gesellschaft zu machen, ist eine der größten Freuden, die ich kenne. Ich werde dabei immer leicht und sorgenfrei wie der Vogel, und vergesse alles Schwerfällige auf der Erde, vor Luft, Blumen, grünen Bäumen, blauen Wellen; das Leben der Natur wird das meinige.

In Carlsfors angekommen, fand ich ma chère mère in voller Arbeit bei ihrer Drechslerbank. Sie schien froh, mich zu sehen, umarmte mich herzlich, schalt mich wegen meiner „dummen Kopfschmerzen", und bald entspann sich zwischen uns ein lebhaftes und scherzhaftes Gespräch, während dessen sie mit ihrer Arbeit fortfuhr und ich ihre Kunstfertigkeit bewunderte. Es macht mir wirklich Vergnügen, zu fühlen, daß ma chère mère und ich einander immer näher kommen. Es ist Etwas in uns, was zusammen paßt. Ich mag sie leiden, und es ist mir bei ihr immer leicht und frei zu Muthe. Sie ist eine kluge,

zuverlässige, wenn auch strenge Frau und gehört zu den seltenen Menschen, die immer wissen, was sie wollen. Solche Personen haben auf mich einen wohlthätigen Einfluß. Meine Quecksilber-Natur fühlt sich durch die ihrige gleichsam beruhigt und geordnet. Zwei oder drei Mal während unseres Gesprächs redete ma chère mère mich mit dem Worte Du an, welches in ihrem Munde etwas besonders Ernstes und Anmuthiges hat. Gewöhnlich sagt ma chère mère Sie zu allen Frauenzimmern, und Jane Marie heißt bei ihr „meine Schwiegertochter". Das kleine Wörtchen Du machte mir ein besonderes Vergnügen; auch erfreute mich das Geschenk einer schönen gedrechselten Dose, die ma chère mère unter meinen Augen fertig machte.

Können wol zwei Menschen hier am Orte zusammen reden, ohne des neuen Nachbars auf Ramm zu erwähnen? Ich glaube, dies ist unmöglich. Auch ma chère mère sprach heute von ihm. Der wunderliche Mensch soll seinen Aufenthalt in dieser Gegend mit einer großen Donation zur Errichtung einer Schule, welche schon längst ein Bedürfniß war, eingeweiht haben. Der alte, achtungswerthe und noch in seinem hohen Alter so wirksame Herr Dahl soll nebst dem Pastor D. in W. die Veranstaltung dieser Sache übernommen haben. Ma chère mère sprach davon, als wolle auch sie daran Theil nehmen und zu der neuen Errichtung sowol mit Eichenholz als ihrem guten Rathe beitragen. Einige Worte, welche ma chère mère auf Veranlassung dieses Gespräches über Erziehung und Aufklärung äußerte, erfreuten mich wegen der klaren und gesunden Gedanken, die sie enthielten. So gingen wir im Sonnenschein mit einander; aber am Mittage zogen sich Wolken zusammen.

Jane Marie war wie gewöhnlich gegen mich zuvorkommend und gefällig, aber gegen Ebba hatte sie einen vornehmen und ermahnenden Gouvernantenton, der ihr ebenso wenig anstand, als er Ebba wohl that. Was

diese betrifft, so war sie bei einer so häßlichen Laune, daß derselben kaum ein Liebhaber einen andern Namen hätte geben können. Nachlässig in Kleidung und Haltung lehnte sie sich mit der mürrischsten Miene auf den Stuhl zurück, wollte nichts essen, schnitt Gesichter, warf Messer und Gabel weg, keifte nach rechts und nach links und benahm sich höchst unschicklich. Jane Marie tadelte und moralisirte vergebens. Ma chère mère sagte nichts, aber ich sah an gewissen Blicken, daß ein Unwetter nicht fern sei. Ich war ängstlich wie vor allem Unwetter im Hause und that, was ich konnte, um das, was jetzt drohte, abzuwenden. Aber Jane Marie war sonderbar. Es schien, als wollte sie Ebba's Fehler eher bemerkbar machen, als sie verdecken. Ebba fing an, leise vor sich hin zu singen. „Man singt nicht am Tische, Ebba!" sagte Jane Marie, lauter als es nöthig war. Ma chère mère schien noch auf meine Seite treten und das Unwetter zerstreuen zu wollen. Sie redete Ebba zugleich freundlich und in einem scherzenden Tone an. Ebba schwieg und sah sie trotzig an. „Ebba! es paßt sich nicht, ma chère mère so anzublicken," sagte Jane Marie meisternd.

„Darf doch selbst eine Katze einen König ansehen," sagte ma chère mère noch bei guter Laune, äußerte aber mit einigem Ernst, daß sie glaubte, ein vernünftiges Frauenzimmer und kein Kind an ihrem Tische zu haben u. s. w. Ebba fing aufs Neue an, eine Romanze zu trällern. „Sing nicht, Ebba!" sagte Jane Marie, „sondern höre, was ma chère mère sagt." „Ich weiß nicht, warum ich es thun sollte," antwortete Ebba mit beispiellosem Trotz. „Weil es Deine verdammte Schuldigkeit ist;" donnerte plötzlich ma chère mère, indem sie die geballte Hand auf den Tisch schlug, „und kennst Du diese nicht, so werde ich sie Dir, hol' mich der Henker, lehren!" Sie richtete sich auf, die Nase ward spitz und bleich, der Athem pfeifend. Indessen würde wol dieser Sturm vorübergegangen sein, wenn nicht Ebba's Unschick-

lichkeit alle Grenzen überschritten hätte. Ich habe gemerkt, daß Jane Marie in Kleinigkeiten gern den Vorrang vor mir und Ebba haben will, sie will gerne zuerst durch die Thüre gehen, zuerst zu Tische gebeten sein u. s. w. Einmal hörte ich sie zu den Bedienten sagen: „Erinnert Euch, daß Ihr mir immer vor der Baronin Ebba präsentiren sollt." Ich lasse dies gerne so gehen, aber Ebba ergreift jede Gelegenheit, sich Jane Marie's angenommener Mündigkeit zu widersetzen. Ein Teller mit Milch, der unglücklicherweise zwischen den beiden Schwägerinnen vorgehalten ward, wurde jetzt ein Gegenstand des Streites. Jane Marie wollte sich denselben mit vornehmer Miene aneignen, als Ebba ihn mit solcher Heftigkeit an sich riß, daß die Milch verschüttet ward und auf Jane Marie's Musselinkleid niederfloß. Jetzt war Alles verloren. Jane-Marie erhob einen Nothruf. Ma chère mère rückte ihren Stuhl, ging ohne ein Wort zu sagen zu Ebba hin, nahm sie am Arme und führte sie aus dem Speisesaale heraus. Ich ward schamroth über diesen Auftritt und wünschte mich weit weg. Wir standen Alle auf; Jane Marie ging, um ihr Kleid zu wechseln, und wir versammelten uns im Vorgemache, in das auch ma chère mère bald eintrat, Ebba an der Hand führend, welche ganz roth im Gesichte war und mit Mühe ihr Schluchzen unterdrückte. Ma chère mère führte sie zu Jane Marie und buchstabirte ihr eine Abbitte vor, welche Ebba Wort für Wort nachsagte, worauf sich bie beiden Schwägerinnen umarmten, aber ohne alle Herzlichkeit. Ebba sprang hierauf in ein anderes Zimmer, warf sich auf ein Sopha und weinte sich in den Schlaf.

Nach dem Kaffee machte ma chère mère Jane Marie den Vorschlag, sie wollten sich evertuiren und ein Stück zusammen spielen. Jane Marie machte gegen mich eine halbspöttische Miene, denn sie legt keinen besondern Werth auf ma chère mère's musikalisches Talent, gehorchte indeß der Aufforderung und spielte eine Sonate von Mo-

zart, welche ma chère mère ihr vorlegte und mit der Violine begleitete, mit Geschicklichkeit zwar, aber ohne besondere Anmuth. Doch die Mozart'sche Musik entzückt mich immer. Jane Marie will nichts von einem Andern spielen als von Herz und Czerny; diese sind mir zu bunt und zierlich. Jane Marie's überlegenes Talent, ma chère mère's Eifer und die Gewohnheit an „ihren Mozart", wie sie ihn nennt, machten, daß die Sonate ganz gut ging, und ma chère mère rief selbst: „Bravo!"

Nach Jane Marie sollte ich mich evertuiren, aber theils war grande sonate par Steibelt avec accompagnement de violon mir ganz unbekannt, theils bin ich nur ein Stümper neben Jane Marie im Pianofortespielen, und ich kam übel bei der Sache weg. Vergebens stampfte ma chère mère den Takt, vergebens strich sie solche Züge auf ihrer Violine, daß mein Trommelfell zerspringen wollte: wir kamen doch beständig aus dem Takte. Wir fingen wieder an, wir wiederholten, sie ward ungeduldig, ich ward ungeduldig, und wir schlossen mit einem vollkommenen Charivari. Ma chère mère legte die Violine aus der Hand, indem sie mich „ein kleines Schaf" nannte.

„Wenn Jane Marie und ich zusammenkommen," fügte sie hinzu, „geht es anders. Das kann man Harmonie nennen."

Die Harmonie zwischen ma chère mère und Jane Marie war jedoch bald gestört. Sie kamen in einer Wirthschaftsfrage an einander. Ma mère chère nahm bei ihrem Brauen immer anderthalb Tonnen Malz zu zwei Tonnen Bier und zu einer halben Tonne Ale. Jane Marie meinte, daß man nach ihrer Methode mit einem Drittel weniger Malz dieselbe Quantität guten Bieres und Ales erhalten könne.

Ma chère mère sagte, dies sei rein unmöglich; aber Jane Marie blieb bei ihrer Behauptung, und so stritten sie sich eine Zeitlang, bis endlich Jane Marie eine An-

spielung fallen ließ, daß ma chère mère nicht die rechte Braukunst verstände. Dies schlug übel an.

„Will das Ei klüger als die Henne sein?" sagte ma chère mère ganz bitter. „Ich kümmere mich nicht um Eure neumodischen Kunstbrauereien und Wundererfindungen. Es mag wol Kunst darin sein, aber desto weniger Most. Wer Etwas versucht hat, der weiß was, und ich habe einige Jahre und einige Brocken mehr gesehen als Sie, Schwiegertochter Jane Marie."

Jane Marie stickte eifrig an ihrem Rahmen, war sehr roth, schwieg aber mit einer Miene überlegener Weisheit. Alles Dies war nicht sehr angenehm. Unterdessen war Ebba erwacht. Sie kam zu uns herein und sah aus wie der Vogel nach einem Platzregen. Um sie zu ermuntern, schlug ich irgend ein munteres Kartenspiel vor. Ma chère mère willigte lebhaft ein, und wir setzten uns Alle um einen runden Tisch. Aber gleich im Anfange des Spiels kamen Jane Marie und Ebba wegen einer Spielregel in Streit, und das recht ernstlich. Ebba appellirte an mich, und ich gab ihr Recht mit einem kleinen Scherze über Jane Marie's Meinung. Diese fühlte sich beleidigt und gab mir ein beißendes Wort zurück. Gott weiß, wie es kam, daß mein Thermometer in einem Nu mehrere Grade stieg; ich ward heiß um die Ohren, antwortete etwas scharf, und wir belferten einige Augenblicke recht tüchtig, als ich ma chère mère's große Augen ganz aufmerksam auf mich gerichtet sah. Da ward ich beschämt, erröthete und suchte meine Uebereilung wieder gut zu machen. Aber nie ist ein Spiel so wenig munter gewesen. Jane Marie saß da, als säße sie in der Kirche, und setzte ma chère mère's feineren und gröberen Aufmunterungen eine Eiskälte entgegen. Ich ward ganz erfreut, als man mir meldete, daß das Cabriolet gekommen war.

Als ich von Jane Marie Abschied nahm, entzog sie sich dem Kusse, den ich so herzlich auf ihre Lippen drük-

ken wollte, und berührte nur kalt und kaum fühlbar meine Hand mit den Fingerspitzen. Ich sah, daß sie noch ganz böse auf mich war. Das that mir leid. Ma chère mère begleitete mich in den Vorsaal hinaus und sagte: „Meine liebe Franziska, wir sind heute Alle recht langweilig gewesen!"

„Ach ja!" antwortete ich so recht aus Herzensgrund, daß ma chère mère zu lachen anfing, mich umarmte und mich scharf anblickend sagte: „Ja, Du bist nicht besser gewesen als die Andern, Du Kind!"

„Und Du, Mutter, auch nicht!" sagte ich schelmisch; aber etwas erschrocken wegen meiner Kühnheit, fügte ich herzlich hinzu: „Verzeihe mir!" und küßte herzlich ihre Hand.

Sie gab mir lachend einen leichten Schlag auf die Wange und sagte mit Güte: „Nun komm morgen wieder, und wir werden versuchen, uns besser zu schicken. Willst Du? Komm, mein Kind. Ich werde den Norköpings-Wagen zu Dir schicken und Dich auch zurückfahren lassen. Den Pferden könnte einige Motion gut thun."

Diese kleine Vorsaalsscene erleichterte mein Herz bedeutend. Ich fühle, daß ma chère mère immer mehr Reiz für mich erhält. Aber Jane Marie? Wie geht es mit unserer Freundschaft und „la commedia divina"? Doch kann ich von diesem Tage noch nicht urtheilen. Es gibt böse Tage, wo die Gemüther verstimmt werden, sowie die Milch in der Milchkammer sauer wird, wenn ein Gewitter in der Luft ist. Ich selbst war ja, wie ma chère mère sagte, nicht besser als die Andern gewesen.

Morgen, hoffe ich, ist Alles wieder gut zwischen Jane Marie und mir.

Den 26. Abends.

Nein! Alles war nicht wieder gut zwischen Jane Marie und mir. Wunderlich! Wie kann man so lange wegen einer Kleinigkeit grollen, wegen einer kleinen Hitze, welche überdies gegenseitig gewesen war. Ma chère mère kam mir gestern herzlicher als gewöhnlich entgegen. Aber Jane Marie war gezwungen und unfreundlich; sie redete mich nicht an und antwortete kaum, wenn ich mit ihr sprach. Das klemmte mir das Herz zusammen. Auch Ebba that mir leid. Sie war bleich, niedergeschlagen — obgleich nicht bei böser Laune — und sah aus, als ob sie nicht recht wisse, über sich selbst und das Leben ins Klare zu kommen. Sie sah aus, als bedürfe sie einer Freundin, und ich beschloß, ihr eine solche nach meinem besten Vermögen zu werden. Ich merkte auch, daß Jane Marie's Moralpredigten ihr nicht gut thaten, und daß ihre und Jean Jaque's beständige Ermahnungen, „verständig zu sein, auszugehen und zu promeniren", nur ihr kleines eigensinniges Gehirn in dem einmal gefaßten Vorsatze bestärkten, ihren Fuß nicht aus der Thüre zu setzen und so wenig vernünftig zu sein, wie nur immer möglich.

Ich paßte auf einen Augenblick, wo wir allein waren, und sagte dann zu Ebba: „Hast Du Lust, morgen früh auf meinem Hofe frischgemolkene Milch zu trinken? Ich habe eine Kuh, Namens Audumbla, welche die allerköstlichste Milch hat und außerdem so zahm ist, daß sie Brot aus Deiner Hand nimmt, wenn Du sie füttern willst. Hast Du Lust?"

„Ach — ja!" sagte Ebba überrascht, indem sie ihre schönen Augen aufsperrte, die plötzlich ganz strahlend wurden.

„Nun, da komme ich und hole Dich morgen früh ab. Aber kannst Du um sechs Uhr auf sein?"

„Um fünf, um vier Uhr, wenn es sein soll!" sagte Ebba eifrig.

„Aber Du kannst nicht so weit gehen. Es ist über eine Viertelmeile von hier nach Rosenvik. Nein — es wird zu weit!"

„Nein, nein! gewiß nicht. Ich kann wol eine Meile und noch mehr gehen. Ich bin stark. Kann ich doch eine ganze Nacht tanzen!"

„Nun, da komme ich morgen früh um sechs Uhr, hole Dich ab und behalte Dich den ganzen Tag bei mir. Wir werden uns selbst unsere Pfannkuchen zum Mittage backen, und des Abends bringe ich Dich im Cabriolet zurück. Polle ist so gut, daß ich überzeugt bin, Du kannst ihn selbst lenken."

„Himmel, was das lustig werden wird!" rief Ebba entzückt.

„Aber wir müssen erst Erlaubniß von ma chère mère haben, Ebba."

„Das versteht sich; ich laufe sogleich, um mit ihr zu reden!" Und fort war Ebba. Der Abscheu vor dem Lande, der Vorsatz, nicht auszugehen, Alles war vergessen wegen der Aussicht, auf meinem Hofe Milch zu trinken und Polle zu lenken.

Ich war froh über meinen kleinen Sieg und daß ich Ebba einen ganzen Tag für mich behalten durfte. Es sagt mir etwas, daß sie ein gutes Herz und Verstand besitzt, wenn sie nur auf angemessene Weise hervorgerufen werden.

Als ich einige Augenblicke darauf in ma chère mère's Cabinet ging, fand ich sie mit Ebba, die auf ihren Knieen saß und mit der fröhlichen Freiheit eines Kindes schwatzte, während sie ma chère mère's Mütze allerlei Buchten und Formen gab. Ma chère mère lachte und ließ sie gewähren. Es herrschte zwischen ihnen das allerbeste Verständniß.

Ma chère mère sah mich freundlich an und rief aus: „Nun, meine liebe Franziska, ich höre, daß Du Ebba morgen entführen willst, um süße Milch mit den

Kälbern auf Deinem Hofe zu trinken. Ich vermuthe, daß Du sie im Luftballon wegführest, denn Du weißt ja, sie kann staubige Wege und grünes Gras nicht ausstehen."

„Was das munter werden wird!" rief Ebba, in ihre Hände klatschend, aus, während sie aus dem Zimmer hüpfte.

„Es ist nichts Böses in ihr," sagte ma chère mère, „aber sie ist ein verzogenes Kind und muß noch zurechtgewiesen werden. Wäre es früher geschehen, so würde es jetzt nicht nöthig gewesen sein. Wenn Du Kinder bekommst, Franziska, so erinnere Dich an Sirach's Worte: „Hast Du Kinder, so züchtige sie!"

Ich führte an, daß man auch blos durch Vernunft auf Kinder wirken und sie zu denkenden und guten Menschen erziehen könne.

„Alle Wege können nach Rom führen," sagte ma chère mère, „aber der Ruthenweg geht schneller als der Vernunftweg. Es versteht sich, daß man auch auf jenem mit Vernunft einhergehen müsse. Aber vernünftig mit Kindern reden, das heißt, sich heiser sprechen und nichts dafür haben. Lehre dem Wolf Pater noster, er ruft doch immer Lamm! Meines Schwagers Reinhold Kinder sollten nach dieser Vernunftmethode erzogen und so prächtig werden. Na! die waren gar zu abscheulich! Die ausgelassene Brut war eine Pest für alle Menschen im Hause. Eines Tages waren Fremde bei meinem Schwager und die Kinder fuhren und hausten umher wie kleine Teufel. Jemand von den Fremden sagte etwas von „schwarz wie ein Rabe", und einer von Reinhold's Jungen schrie überlaut: „Der Rabe ist weiß!" „Nein, mein Junge, der Rabe ist schwarz." „Nein," schrie der Knabe arg, „der Rabe ist weiß, der Rabe ist weiß!" „Der Rabe ist schwarz!" sagte die Mutter. „Der Rabe ist weiß!" schrie der Knabe. Nun, was sollte man thun? Konnte man gleich einen Raben zur

Hand haben, um seine Vernunft zu überzeugen? Nein, und so durfte der Junge das letzte Wort behalten. Ich hätte ihn unter den Händen haben wollen, so hätte er bald lernen sollen — und das mit Nachdruck — daß der Rabe nicht weiß ist. Nein, nein, Franziska! die Vernunft ist eine gute Sache, hilft aber nichts bei Kindern. Wer Vater und Mutter nicht gehorchen will, der soll der Trommel gehorchen!"

Die Erzählung und ma chère mère's Eifer machten mich herzlich lachen, aber der Gedanke, wie unglücklich ma chère mère ihre Lehre in Hinsicht auf ihren eignen Sohn angewendet habe, flößte mir ein trauriges Gefühl ein, und gedankenvoll sprach ich:

„Es möchte wol so sein, daß es für verschiedene Kinder eine verschiedene Behandlung gibt."

„Vielleicht!" sagte ma chère mère, und eine dunkle Wolke lagerte sich auf ihrer Stirne, aber sie zerstreute sie schnell und sagte wieder munter: „Indessen, Franziska, freut es mich, daß Du den schönen Wildfang Ebba etwas in Deine Obhut nimmst. Bei ihren Jahren fallen kluge Worte selten vergebens hin. Was im Schnee verborgen wird, kommt auf in Thauwetter."

Der schöne Wildfang war den ganzen Tag recht aufgeräumt und liebenswürdig. Jane Marie war dagegen desto sauerer, wenigstens gegen mich und Ebba. Es sah so aus, als glaubte sie, wir hätten uns gegen sie verschworen. Ich hatte großes Verlangen, ihr zu zeigen, daß es nicht so war und daß ich nichts sehnlicher wünschte, als wieder mit ihr gut zu sein; aber da ließ sie mich einen Zug sehen, der sie gänzlich aus meinem Herzen zog, denn er verräth einen großen Mangel an Güte und wahrer Bildung.

Es war gegen Abend. Man sprach von Bellini. Ebba war von seinen Romanzen entzückt. Jane Marie sagte, er sei zu einförmig, und es sei kein Leben in seinen Melodien. „O!" rief Ebba aus, „ich muß Dir

ein Stück von ihm vorsingen, welches gottvoll ist und das ich vorigen Winter bei Herrn B. lernte. Du mußt es hören." Sie sprang zum Fortepiano und sang wirklich mit vieler Anmuth ein kleines entzückendes Stück des melodischen Meisters. Ich lauschte mit großem Vergnügen, aber gerade während Ebba mit aufmerksamem Sinn ein ausdrucksvolles Movendo ausführte, rückte Jane Marie lärmend ihren Stuhl und ging aus dem Zimmer, indem sie die Thüre hart öffnete und zuwarf. Ebba ward roth und auch ich, denn Jane Marie's Benehmen, deutlich darauf berechnet, Ebba herabzusetzen, war verletzend. Ich sah an einem Blicke von ma chère mère, daß auch sie so wie ich dachte, und als Ebba mit Thränen in den Augen aufhörte, lobte ma chère mère sie gar sehr, und sicherlich mehr, als sie gethan haben würde, wenn Jane Marie nicht so große Unfreundlichkeit gezeigt hätte.

Jane Marie wird als ein Frauenzimmer von ausgezeichneter Bildung gepriesen. „Ach," dachte ich bei diesem Auftritt, „wie oberflächlich wird nicht oft dieses schöne, vielsagende Wort genommen!" Und ich fühlte keine Lust mehr, gar zu sehr nach einer Versöhnung mit Jane Marie zu streben. Ich lasse sie kommen, wann sie will.

Aber o! was kam jetzt mit Freude und Entzücken zu mir? Ein Brief von Dir, meine Marie, so schön, so voll von Dem, was mich glücklich macht. Obgleich es schon spät ist, kann ich doch nicht eher zur Ruhe gehen, als bis ich Dir etwas von den Gefühlen und Worten habe abbürden können, die Du in mein Herz heraufgerufen hast!....*)

*) Diese Gefühlsergießung erscheint hier nicht. Man hat sich die Freiheit genommen, aus den Briefen der jungen Frau Alles auszuschließen, was nur für Marie ist, und bittet den Leser deshalb um Entschuldigung. Man hat auch meistentheils die Brief-

Den 27. Abends.

Heute Morgen um fünf Uhr begab ich mich auf den Weg nach Carlsfors, um Ebba abzuholen. Das Wetter war so schön, wie ich es nur wünschen konnte. Um sechs Uhr war ich an Ort und Stelle und traf Ebba schon angekleidet und mich voll Eifer und Ungeduld erwartend. Außer den Hausleuten war noch kein Anderer wach, als Ebba. Wir begaben uns auf den Weg. Im Anfange schwatzte Ebba, hüpfte, lachte, sang und freute sich ihres Lebens wie ein Vogel; als wir aber auf dem halben Wege nach Rosenvik in einen großen, schönen, dichtbelaubten Wald hineinkamen, ward sie plötzlich ganz still. Und in der That war die Scene um uns herum wol geeignet, zugleich angenehme und ernste Gedanken einzuflößen. Es war vollkommen ruhig; große Thautropfen hingen am Laube der Bäume und mit goldenen Strahlen brach die Sonne durch den Wald und gab dem reichen Laubwerke mannigfaltige Schattirungen von Licht und Schatten. Die Luft war von einer nicht zu beschreibenden Reinheit und Lieblichkeit. Unwillkürlich ging Ebba immer langsamer, und schweigend ging ich an ihrer Seite. Es war mir feierlich zu Muthe. Ich warf dann und wann einen Blick auf Ebba. Eine sanfte Blässe war über ihr junges, schönes Gesicht hingegossen; eine gewisse Befangenheit stand dort zu lesen; große Thränen hingen in den Augen, die sich langsam umschauten, als erblickten sie mit Erstaunen eine unbekannte Welt. Da begann ein Vogel zu schlagen — wunderbare, entzückende Töne — man hätte sagen können, sie seien von einer denkenden Seele belebt.

„O, was ist das?" fragte Ebba verwundert, indem sie stille stand.

Schlüsse ausgelassen, welche von allen Schlüssen uns immer als die langweiligsten und am wenigsten lehrreichen vorgekommen sind.

„Es ist eine Nachtigall," antwortete ich, selbst mit einem kleinen Freudenrausche über die geliebten, aber selten gehörten Töne. Ebba horchte lange, sah lange und gleichsam lauschend auf Alles um sich her. Es war, als ob das Ohr ihrer Seele sich zum ersten Male dem hohen Liede des Lebens geöffnet hätte.

„Mein Gott!" flüsterte sie, „wie feierlich ist es, wie wunderbar, wie schön!"

Und halblaut wiederholte ich die Worte Tegnér's:

„O, wenn so viel Schönes in jeder Ader
Der Schöpfung und des Lebens sich verkündet,
Wie schön muß nicht die Quelle sein,
Die ewig klare!"

Ebba warf sich weinend an meinen Hals, und ich drückte sie mit schwesterlicher Zärtlichkeit an mich.

„Ach, Franziska!" sagte sie, „ich weiß nicht, wie mir ist. Ich bin glücklich, und doch muß ich weinen. Es ist so schön, so groß und wunderbar um mich her! Sage, was gleicht diesem?"

„Das Leben!" antwortete ich.

„Das Leben?" wiederholte Ebba verwundert, „aber das Leben ist doch verschiedenartig, hat manche ungleiche Auftritte."

„Ja, aber was wir in diesem Augenblicke sehen, gleicht der Wahrheit des Lebens, der innersten Wirklichkeit des Lebens, welche ernst, aber doch froh ist."

Ebba legte die Hand an ihre Stirn. „Ich verstehe Dich nicht recht," sagte sie, „aber ich glaube zu ahnen . . . . . Gedanken durchfahren mich, aber ich kann sie nicht ordnen."

„Mit der Zeit, meine liebe Ebba, wirst Du sie besser verstehen."

„Und wenn ich des Lebens Ernst, von dem Du sprichst, verstehen werde — werde ich dann froh sein dürfen und lachen wie jetzt?"

„O ja, Ebba! dann erst wirst Du recht froh und

glücklich sein können; dann wirst Du nicht, wie jetzt, so oft üble Laune und langweilige Augenblicke haben."

„Ich will den Ernst des Lebens kennen lernen!" sagte Ebba lebhaft. „Aber wer wird mich ihn lehren? Jane Marie kann es nicht. Du kannst es, aber bald reise ich weit von hier weg."

„Weißt Du, Ebba, wem diese Waldscene ferner ähnlich sieht?"

„Wem denn?"

„Deinem Manne!"

Ebba sah mich an, und ihre Augen blitzten. „Ich glaube, Du hast Recht!" sagte sie.

„Ja, auch seine Seele ist ernst und doch hell. Und willst Du des Lebens Ernst, des Lebens Schönheit kennen lernen, so lebe für ihn, Ebba! O Ebba, werde wie eine Nachtigall in seiner häuslichen Welt, sei für ihn gleich den Sonnenstrahlen zwischen diesen Bäumen; schließe Dich innig an ihn, laß Dich von ihm leiten, mache ihn glücklich, und Du wirst selbst glücklich werden, Du wirst verstehen, was das beste Gut des Lebens ist, und wirst an Werth gewinnen vor Dir selbst, vor Gott und Menschen."

Ebba war bleich, küßte meine Hand und weinte.

Aber ach! wie schön waren nicht diese Thränen auf der jugendlichen Wange! Sie verkündeten die Morgendämmerung der Weiblichkeit in einem bisher nur kindischen Wesen.

Ich überließ Ebba ihren Gedanken, und schweigend setzten wir unsern Weg nach Rosenvik fort. Erst als wir dort angekommen waren, erwachte Ebba aus ihrem stillen Nachdenken, und die schäumende Milch, die wir in Gläsern aus dem Milcheimer nahmen, schien uns ein wahrer Göttertrank. Es fiel Ebba nicht ein, zu glauben, daß Audumbla's Milch von gewöhnlicher Natur sein könne, und ich suchte durchaus nicht, sie davon zu überzeugen.

Mein Zusammensein mit Ebba während des übrigen Tages bestärkte mich in meinem Glauben von ihr. Viel schöne Anlagen sind in ihr verborgen, die, gehörig gepflegt und entwickelt, sie zu einem guten und liebenswürdigen Menschen machen könnten. Sie hat freilich noch viel Kindisches, aber ich habe allen Grund, dies ihren siebzehn Jahren zu verzeihen, da ich bei siebenundzwanzig . . . . . Einen Augenblick verfiel Ebba in tiefe und, wie es schien, wehmüthige Gedanken. Ich fragte zärtlich, was sie so bedrücke.

„Ach," seufzte Ebba, „wenn er doch nur nicht Peter hieße!" Ich mußte über diesen Kummer laut lachen. Aber Ebba fuhr mismuthig fort: „Jane Marie glaubt auch, daß Peter ein schrecklicher Name sei und daß Jean Jaques so wohl klinge. Ach, wie unangenehm, daß er gerade Peter heißen muß!"

Ich suchte Ebba zu trösten und stellte ihr alle die großen Männer vor, die diesen Namen getragen hatten. Der Apostel Petrus brachte wenig Wirkung bei ihr hervor; ebenso wenig Zar Peter; der Herr Peder im Volksliede machte den Namen schon mehr poetisch, und fast gänzlich mit ihm versöhnt ward sie, als ich ihr zu verstehen gab, daß Peter und Pedro derselbe Name wäre, und daß ein vor Kurzem verstorbener, mit unserm Königshause nahe verwandter Kaiser denselben geführt hätte. Sie nahm sich vor, ihren Mann Pedro zu nennen; ich schlug ihr allerlei Verkürzungen vor, und wir schlossen damit, über die ganze Sache herzlich zu lachen, sodaß Ebba zuletzt mit dem Namen Peter ebenso versöhnt ward, wie ich es mit dem weit weniger poetischen Namen Lars Anders bin.

Wir beschlossen den Tag damit, Seifenblasen in die freie, ruhige Luft hinauszuwirbeln mit ebenso viel Eifer und Freude, als wenn wir noch kleine Kinder wären. Dann brachte ich Ebba im Cabriolet nach Hause und überließ ihr zuweilen zu ihrer großen Freude die Zügel.

Ich war recht neugierig, zu sehen, ob Jane Marie noch in ihrer Unfreundlichkeit beharre. Es schien mir unglaublich; aber schon beim ersten Gruße merkte ich, daß es so war. Ich ward dabei ganz niedergeschlagen, und meine Hoffnung auf ein freundschaftliches Verhältniß mit ihr war jetzt beinahe verloren; denn nie kann ich Jemanden lieb haben, der nicht billig und gut ist. Ein solches Benehmen (so richtig mit dem häßlichen Namen „Groll" benannt) macht das Leben zu einem finstern Herbsttage. Tausend Mal besser ist dann ma chère mère's Zorneswuth. Sie spricht tüchtig heraus; aber wenn es gesagt ist, so ist es auch vorbei und sie ist wieder vollkommen gut und macht Dem keine saure Miene mehr, der ihr zuwider gehandelt hat. Gleichwol bin ich froh, daß ich nicht täglich vor ihrem Scepter zu „kuschen" brauche, und je mehr ich Bär mit Andern vergleiche, desto mehr gleicht er einem Engel des Friedens.

Ma chère mère war diesen Abend sehr mit ihrem Nachbar auf Ramm beschäftigt. Theils hatte sie eine Menge vortheilhafter Gerüchte von ihm vernommen, theils hatte er jetzt ihr selbst eine große Artigkeit erwiesen. Ma chère mère hatte vor einiger Zeit in einer Gesellschaft geäußert, sie sehne sich nach einem Rehbraten und wünsche, ein Paar Rehe zu haben, um sie in ihren Park zu setzen und dort mit ihnen einen Versuch zu machen. (Ma chère mère war vor ihrem Unglück eine große Liebhaberin der Jagd und hat mehr als ein schnellfüßiges Reh erlegt.) Jetzt hatte ihr der neue Nachbar auf Ramm den köstlichsten Braten, einen fetten, jungen Rehbock, gesandt, den er geschossen hatte, und zugleich ein Paar lebende Exemplare dieses Thieres, welche man so glücklich gewesen war in Schlingen zu fangen. Das Geschenk war von einem sehr artigen französischen Schreiben des Nachbars begleitet, welches besagte: daß er zufällig den Wunsch der frühern Besitzerin von Ramm erfahren habe und sich glücklich schätze, ihn erfüllen zu können, zumal

da er selbst bald Inhaber des Gutes sein und dann keinen höhern Wunsch hegen würde, als den, in einem freundschaftlichen Verhältnisse mit einer so geachteten Nachbarin zu stehen. Als ein Unterpfand und Beweis dessen bat er das Ueberschickte zu betrachten. Der Brief war unterzeichnet: „Antonio de Romilly."

Ma chère mère war entzückt über das französische Schreiben, über die Nehe und besonders über die Artigkeit des neuen Nachbars.

„Seht, das kann man savoir vivre nennen," rief ma chère mère aus. „Ja, diese Südländer haben hierin ihres Gleichen nicht. Wir müssen den Mann sehen. Ich werde ihn zu meinem ersten großen Mittage einladen — ja, wenn er mir auch keine Visite vorher macht. Eine solche Artigkeit ist sieben Visiten werth. Jetzt muß ich sogleich sein Schreiben beantworten, und das auf Französisch. Franziska soll nachher meinen Brief durchsehen. Gottlob, ich habe die französische Sprache grammatikalisch erlernt und sie gesprochen und geschrieben so gut wie irgend Jemand. Aber in späteren Zeiten werde ich wol etwas davon verschwitzt haben. Ich freue mich gerade mein Französisch mit dem artigen Monsieur de Romilly wieder üben zu können. Es wird recht angenehm sein, seine nähere Bekanntschaft zu machen."

Ich sage, wie ma chère mère: es muß recht angenehm sein, die Bekanntschaft dieses Mannes zu machen; denn ein Mensch, von dem Alle reden und den Niemand sieht, der Wohlthaten und Artigkeiten erweist und den Niemand kennt, ist unstreitbar eine seltene und interessante Erscheinung.

Ma chère mère arbeitete lange an ihrer französischen Epistel, und als ich sie durchlas, hatte ich alle Mühe, nicht zu lächeln; so zierlich und altmodisch war sie. Aber theils war sie ihr selbst so ähnlich, theils durchgehends in einem so antiken Styl verfaßt, und drückte überdies ihre Meinung so deutlich aus, daß ich es sowol für

unmöglich, als für unnöthig hielt, sie zu ändern. Ich ließ daher die Ausdrücke „monsieur et très honoré voisin", „politesse magnanime", „présent gentil et courtois" und dergleichen sonderbare Worte mehr stehen. Ich sagte, das Schreiben sei gut, und ma chère mère, die mich mit einiger Unruhe betrachtet hatte, ward sehr zufrieden mit sich, mit dem Briefe und auch mit mir.

Den 30.

Ach! Ich athme wieder. Die Luft ist endlich frei zwischen Jane Marie und mir. Und der Südwind, der den Nebel zerstreute, hieß — Schmeichelei! Vorgestern kam Bär nach Hause, zufrieden mit sich selbst, seiner Reise, seinen Geschäften und vor Allem mit seiner kleinen Frau, welche auch ihrerseits mit ihm nicht unzufrieden war. Gestern Abend war Sonntagstanz auf Carlsfors. Ma chère mère hatte uns gebeten, demselben beizuwohnen, weil sie dann für die beiden jungen, zuletzt gekommenen Ehepaare den Skål trinken und eine Rede an die Leute halten wolle, was am Mittsommertage hätte unterlassen werden müssen, weil Bär und Peter abwesend waren. Ma chère mère spielte mit der Violine zum Tanz fast den ganzen Abend hindurch. Ebba tanzte aus Herzens Grunde; so auch ich. Jane Marie, welche mit ihrem Manne auf Visiten ausgewesen war, kam erst spät zurück und war nur Zuschauerin des Tanzes. Ich ergoß einen Strom von Lobeserhebungen über ihre Toilette, die wirklich sehr geschmackvoll war, und endlich zerstreute sich das graue Gewölk, das sich zwischen uns gelagert hatte, und Jane Marie ward — zu meiner unbeschreiblichen Erquickung — freundlich wie früher. Aber mit der Commedia divina unserer Freundschaft ist es doch leider aus. Das thut mir leid. Ich möchte unter meinen vielen Nachbarn und Bekannten eine Freundin finden. Ebba ist zu viel Kind, Fräulein Hausgiebel zu viel Vogel, und ma chère mère — ist ma chère mère! Es wird

auf die Länge ein dürftiges Vergnügen, viele Nachbarn und keinen Freund um sich zu haben.

Nach dem Tanze ließ ma chère mère Punschbowlen hereinbringen und Skåle wurden für die Neuvermählten getrunken; auch hielt sie eine Rede, gespickt mit kräftigen Sprichwörtern. Aber im Ganzen schien mir diese Rede nicht zu ma chère mère's gelungensten zu gehören.

Bär wird meinen Brief mit zur Stadt nehmen; deshalb schließe ich jetzt in Eile. Es sollte mich wundern, wenn Jemand so lange Briefe schriebe, wie ich. Aber deshalb bist Du doch meine Maria und ich Deine

Franziska.

Sechster Brief.

Rosenvik, den 3. Juli.

So wie eine Biene von Blume zu Blume fährt, so fahre ich von Nachbar zu Nachbar und sammle Honig für meinen Stock. Heute ist die Ernte reich gewesen. Kein Wunder! Denn ich war heute bei der Blume des Thals, der guten und liebenswürdigen Serena.

Bär erinnerte mich heute Morgen daran, daß wir den alten Dahls versprochen hatten, einen ganzen Tag bei ihnen zuzubringen. Er machte mir den Vorschlag, ihn auf den Morgen zur Stadt zu begleiten; dann wolle er mich bei Dahls abliefern und selbst dort zu Mittag eintreffen, nachdem er seine Patienten besucht hätte. Ich erschrak im Anfang vor diesem Project und erhob Vorstellungen dagegen, so wie eine Pillenschachtel oder eine andere Doctorwaare ganz früh am Morgen abgeliefert zu werden. Auch schien es mir nicht die schicklichste Manier von der Welt zu sein, fremde Leute so zu überfallen und sich in ihr Haus für einen ganzen Tag einzunisten, während sie vielleicht den ungebetenen Gast nach Nova

Zembla wünschten. Indessen war Bär in seiner lakonischen Weise außerordentlich beredt und warf alle meine Gegenwehren um. Auch lockte mich insgeheim der Gedanke an Serena und der Eindruck vom Himmelreiche. Ich kleidete mich einfach, aber nett nach Bär's Geschmack, und fort rollte das Cabriolet mit Bär und seinem Weibchen.

Ich ward richtig an Ort und Stelle „abgeliefert". Bär war es in seinen eigensinnigen Kopf gekommen, nicht mit mir hineinzugehen . . . ich sollte selbst für mich reden. Vergebens stellte ich ihm vor, daß ich nicht einmal so glücklich wäre wie eine Medizinflasche, der wenigstens ein beschriebenes Papierstreifchen mitgegeben wird, welches erklärt, „wozu sie dienen soll," und daß man im Hause gar nicht wissen würde, was man mit mir machen solle. Bär bat mich, nur in würdigem Tone von ihm zu grüßen, und versicherte, daß dieses mit meinem Gesichte die gewünschte Wirkung hervorbringen würde. Zankend trennten wir uns.

Als ich allein die Treppe hinaufstieg, schien ich mir nicht mehr Gewicht zu haben, als Jemand, der in der Absicht kommt, Geld zu leihen; aber kaum zur Thür hereingekommen, war ich bereit, zu glauben, daß ich der Rahm zum Kaffee sei, oder ein ersehntes Geschenk: so gefeiert, bewillkommt und umarmt ward ich, und fühlte in meiner dankbaren Seele, daß alles Dieses auf meines Bär's Rechnung komme. Ich kam gerade zum Kaffee, aß, trank, schwatzte und fühlte mich in Kurzem wie ein Kind vom Hause.

Und jetzt sollst Du in Prosa eine Beschreibung der Familie haben, welche ich einst schon mit poetischen Farben gezeichnet habe. Sie verhält sich wie ein Alltag zum Feiertag, aber — das Himmelreich ist doch nahe. Ich spreche jetzt nicht aus eigner Eingebung, sondern nach Aufklärungen, die ich von Fräulein Hellevi Hausgiebel und von ma chère mère erhalten habe.

Das Haus.

Ueber ein halbes Jahrhundert haben die bejahrten Gatten dieses Haus, diese selben Zimmer bewohnt. Dort wurden sie getraut, und dort werden sie im nächsten Winter ihre goldene Hochzeit feiern. Die Zimmer sind unverändert, die Meubeln noch dieselben wie vor funfzig Jahren, und Alles ist doch sauber, gemächlich und freundlich wie eine einjährige Wohnung. Aber es ist einfacher als die Häuser unserer Zeit. Ich weiß nicht, welcher Geist des Friedens und der Anmuth in dieser Heimat mich anweht. Ach! in derselben sind funfzig Jahre wie ein schöner Tag dahingegangen. Hier haben tugendhafte Gatten gelebt, geliebt und gewirkt. Manche reine Freude hat hier geblüht, und als die Sorge kam, war sie nicht bitter. Gottesfurcht und Liebe erleuchteten die finsterſten Wolken. Von hier ging manche edle That, manche wohlthuende Kraft aus. Hier wuchsen glückliche Kinder auf; sie sahen Kraft in dem Beispiel der Eltern, gingen in die Welt hinaus, bauten Häuser wie diese und wurden gut und glücklich. Oft noch kehren sie mit Liebe und Freude nach der elterlichen Heimat zurück, um zu segnen und gesegnet zu werden. Ach, meine Marie! Ich fühle, daß ich wieder in den poetischen Ton verfalle. Aber was willst Du? Es gibt Bilder aus dem Alltagsleben, welche immer, man mag sie wenden wie man will, in einem poetischen Glanze stehen. Doch will ich suchen, mich mehr an die Erde zu halten. Also die Kinder — drei Söhne und vier Töchter — kommen fast jährlich einmal mit ihren Kindern, um die geliebten Eltern zu besuchen und neues Leben im Hause ihrer Kindheit zu verbreiten. Noch ist das Haus für sie dasselbe, gleich liebevoll, gleich gut. Es ist nur stiller, friedlicher geworden; denn es ist dort Abend, und die Schatten des Grabes beginnen um die verehrten Alten aufzusteigen.

Und jetzt ein Blick auf diese.

Der Greis.

Ein langes Leben voll Redlichkeit, Fleiß und Wohlwollen hat sich auf seiner hohen Stirne, in seinem offenen und wohlwollenden Wesen gleichsam abgedrückt. Seine Gestalt ist noch fest, und sein Gang wankt nicht. Der hohe Scheitel ist kahl, aber unter demselben geht ein Kranz silberweißer Locken um das ehrwürdige Haupt. Niemand in der Stadt sieht dieses Haupt, ohne in freundlichen und ehrfurchtsvollen Grüßen das seinige zu beugen. Die ganze Gegend, sowie die Stadt liebt ihn wie ihren Wohlthäter und verehrt ihn wie ihren Patriarchen. Er hat sich selbst sein Glück geschaffen, Vieles für das allgemeine Beste aufgeopfert und, ungeachtet vieler Widerwärtigkeiten und Verluste, den Muth nicht sinken lassen. In Seele und Worten ist er noch lebhaft, noch voll Munterkeit und Scherz, aber seit einigen Jahren ist sein Gesicht sehr schwach geworden, auch kommt das Podagra zuweilen und trübt seine Laune. Ach, des Lebens Prosa!... Aber um das Lager, an das er von Leiden gefesselt wird, bewegt sich ein Engel. Seine Füße werden von weißen, weichen Händen berührt und umwickelt; das Krankenzimmer und auch der Blick des Greises wird hell — vor Serena!

Wir kommen nicht aus der Poesie in dem Hause, wo sie weilt.

Die Greisin.

Ein bejahrtes Gesicht, ein gebeugter Rücken; Du siehst eine alte Frau. Aber Du zeigst ihr etwas Schönes, Du sprichst von etwas Liebenswürdigem, und ihre Miene, ihr Lächeln strahlt von der ewigen Jugend, welche unsterblich in der fühlenden Seele wohnt. Unwillkürlich mußt Du dann ausrufen: „Welch' schöne Alte!" Wenn Du neben ihr sitzest und in die milden frommen Augen blickst, so ist Dir, als wolltest Du ihr Deine ganze Seele eröffnen und an ihre Worte wie an ein Evangelium glauben.

Sie hat Vieles durchlebt und erfahren, und doch sagt sie, daß sie leben will, um zu lernen — gewiß müssen wir noch von ihr lernen! Ihr Ton und ihr Wesen verrathen wahre Bildung und viel Menschenkenntniß. Ihre Kinder hat sie allein erzogen; noch lebt sie mit Gedanken und That für Kinder und Kindeskinder; noch trägt sie Haus und Familie auf ihren Schultern, aber sie stützt sich jetzt an Serena. Seit dem Tode ihrer jüngsten Tochter ist sie etwas schwermüthig geworden; man merkt es nicht an ihren Worten, aber sie seufzt oft. Sowie ihr Mann, ist auch sie allgemein verehrt und geliebt, und Alle kommen darin überein, daß eine vollkommnere Vereinigung als zwischen diesen beiden Gatten nicht denkbar ist.

Willst Du in einem kleinen Zuge ein Miniaturbild des Ganzen sehen? Jeden Abend bratet der Greis selbst zwei Aepfel; jeden Abend, wenn sie fertig geworden sind, gibt er einen davon „seiner schönen Alten", wie er sein Weib nennt. So haben sie funfzig Jahre lang Alles mit einander getheilt. Die gute Alte nannte mich sogleich Franziska und „Du", in einem guten, großmütterlichen Tone, der mir in der Seele wohl that. Ma chère mère mag ich leiden, aber diese gute Alte könnte ich lieben.

Und jetzt zu der dritten Person, der eigentlichen Schönheit und Zierde dieses Hauses.

Serena.

Ihre Mutter hieß Benjamine und war, gleich dem Benjamin in der Bibel, der Eltern jüngstes und liebstes Kind. Kaum achtzehn Jahre alt, verheirathete sie sich mit einem jungen Manne, der ihre ganze Liebe besaß und verdiente. Es war eine Verbindung, schön wie ein Frühlingstag, aber gar zu schnell abgebrochen. Die Tochter, welche nach zwei Jahren die Frucht derselben ward, wurde Serena genannt; in ihr wurde sie für die Erde vollendet. Die Mutter segnete ihre Tochter und starb;

der Vater folgte ihr wenige Monate nachher. Sie konnten nicht lange getrennt sein. Die Wiege der kleinen Verwaisten ward im Hause der Großeltern aufgenommen. Serena ward ihr Trost und bald auch ihre lieblichste Freude. Aber nicht blos ihnen, sondern allen ihren Bekannten und Freunden ward Serena lieb. Das schöne Leben ihrer Eltern, ihr zeitiger Tod hatten über die Mutterlose den Trauerflor geworfen, welcher so leicht eine theilnehmende Thräne in die Augen guter Menschen hervorlockt. Ihre Kindheit war leidend; eine Hüftkrankheit, welche sie lange wie gefangen hielt und von den Spielen der Kindheit schied, bleichte ihre Wange und führte zeitig auf ihre Lippen dieses Lächeln stiller Wehmuth, welches noch zuweilen dort mit einer geheimen Bezauberungskraft weilt. Dieses Alles, vereint mit ihrer stillen Geduld, der innerlichen Liebenswürdigkeit ihres ganzen Wesens, fesselte Aller Theilnahme und Aller Herzen an sie. Es schien eine Zeitlang, als sollte der schmachtende Engel die Schwingen erheben und der Himmelfahrt der Eltern folgen. Aber es ward nicht so. Liebevolle und treue Pflege hielt sie auf der Erde zurück. Wie eine Rose im Sonnenschein auf dem Grabe, wie eine junge Weinrebe, welche ihre zarten Zweige um feste und ältliche Stämme schlingt, so wuchs Serena auf, beglänzt von den liebevollen Blikken der Freunde, zärtlich gestützt und geleitet von Denen, welche die Stütze ihrer Eltern gewesen waren. Sie ward gesund, lächelte, spielte, entwickelte sich und reifte allmälig zu einem schönen und harmonischen Wesen.

Sie lernte Alles mit einer gewissen Schwierigkeit, aber sie behielt, was sie lernte, in einem treuen Gedächtniß. Immer etwas furchtsam beim Beginne einer Arbeit, verließ sie dieselbe nie, bis sie vollendet und zwar gut vollendet war. Ihre Lehrer waren im Anfang ungeduldig, zuletzt aber immer zufrieden. Serena war nicht reich begabt, aber sie that das Ihrige so wohl, und dann — war sie so gut, so wahr, so liebevoll!

So wuchs sie auf, ward reif und ward die Blume des Thals. Der Ernst in ihrer Seele, die Klarheit in ihrem Verstande machten sie fröhlich; fröhlich von der Freude der Engel, der reinen, belebenden, sich mittheilenden Freude.

„Sieh auf Serena!" sagte jede Mutter in der Gegend zu ihrer Tochter, und die Töchter sahen und suchten ihr, welche sie lieben mußten, ähnlich zu werden. Aber die Prosa in diesem Gemälde, der irdische Zug bei diesem Engelbilde! Ach! auch dieser muß hervor. Serena ist lendenlahm! Das Wort erschreckt mich. Ich bin bereit, zu Dem, was ich gesagt habe, „Nein" zu rufen. Und wenn Du jetzt in Serena eine hinkende und linkische Figur erblickst, so rufe ich aus allen Kräften: „Nein, nein, nein! Es ist nicht so." Sieh eine anmuthige, vollkommen schöne Gestalt, deren kleine, beim Gehen merkliche Biegung nach vorn sie durchaus nicht entstellt. Es ist eine langsame Wellenbewegung, welche mehr der anmuthigen Ausnahme von der Regel als einem wirklichen Mangel ähnlich sieht. Ist es die Erinnerung an ein Leiden oder der Ton ihres ganzen Wesens, was diesen Naturfehler so vollkommen verdeckt? Wie dem auch sei, so flößt er Dem, der sie sieht, kein anderes Gefühl ein als eine unwillkürliche Lust, sie stützen zu dürfen.

Serena's sonstiges Aussehen mußt Du aus meiner früheren Schilderung abnehmen. Die Unschuld auf ihrer Stirn, der klare Kindesblick mit dem Sterne im blauen Himmel entzückte mich wie das erste Mal, und ich fand sie beinahe noch schöner in der einfachen Alltagstracht als in dem Feiertagskleide.

Ich darf Goldgelb nicht vergessen, der oft zwitschernd seine schöne Beherrscherin umflog. Auf meine Frage, wie das kleine Geschöpf so zahm geworden, antwortete Madame Dahl: „Während des strengen Winters vor zwei Jahren fand Serena eines Tages den kleinen Vogel halbtodt in der Hausflur liegen. Sie nahm ihn zu sich und gab ihm Pflege und Nahrung. Der Sperling erholte sich

und ward Serena seitdem so zugethan, als wenn er verstanden hätte dankbar zu sein." Es ist wahr, daß Serena zärtlich um ihn besorgt ist, wie um Alles, was sie unter ihre Obhut nimmt. Goldgelb geht jetzt in seinen Bauer, um zu fressen, ist aber nie, außer des Nachts, eingesperrt.

Und jetzt zu mir — denn ich darf auch mich selbst nicht vergessen! — Madame Dahl bat mich zu singen (es ist doch angenehm, ein kleines Talent zu besitzen). Ich gehorchte, fand Beifall und man dankte mir lebhaft. Der alte Dahl rief munter aus: „Jetzt muß auch Serena ein Stückchen singen!"

„O Großvater!" sagte sie erröthend, „wie würde das lauten nach Dem, was wir soeben gehört haben!"

„Mein liebes Kind!" sagte lächelnd der Greis, „laß Madame Werner nicht hören, daß Du eitel bist!"

„Nein," erwiderte Serena fröhlich, „und deshalb soll Madame Werner meine schwache, heisere Stimme hören!"

Sie setzte sich sogleich ans Instrument und sang ein kleines, schönes, echtes Gesangstück von Lindeblad. Ihre Stimme war nicht heiser, aber schwach und merklich ungeübt, aber sie sang doch mit so viel Seele, mit so viel Gedanken in Ton und Worten, daß es mich innig erfreute.

„Ja!" sagte der Greis, sichtlich in seiner Seele erfreut, „dies da ist mir doch weit lieber als alle unsere Catalani, Mara, Dulcamara und wie sie Alle heißen, die mehr Instrumente als Sänger sind. Dies hier begreife ich wenigstens, mit dem Herzen wie mit dem Verstande. Hätte nur Serena Gelegenheit gehabt zu lernen, so..." Der Greis machte eine bedeutungsvolle Miene.

„Gibt es denn keine Gesanglehrer in der Stadt?" fragte ich.

„Keinen, außer dem alten E., der schrecklich falsch singt. Mehrere unserer Angehörigen haben Serena mit nach Stockholm nehmen wollen, damit sie dort ihre Talente entwickeln könne; aber sie will uns nicht verlassen. Sie weiß wohl, daß wir uns ohne sie nicht so recht wohl

würden befinden können. Und deshalb ist ihr die Stimme in der Kehle stecken geblieben und wird außerdem heiser, weil sie so viel Latein liest."

Hier reichte der Greis Serena zärtlich die Hand, welche ihn mit kindlicher Herzlichkeit umarmte. Beide lachten. „Wenn Du nicht müde bist vom Gesange," fuhr der Alte fort, „so komm, mein gutes Kind, und lies mir etwas Latein vor in dem neuen Buche von Victor ... Du weißt schon ... ich vergesse immer, wie der Kerl heißt. Willst Du, mein Kind?"

„Von Herzen gern!" antwortete Serena, und sie gingen zusammen hinaus.

„Liest Fräulein Löfven Latein?" fragte ich Madame Dahl etwas verwundert.

Die gute Alte antwortete lächelnd: „Ach, das ist Tollheit! Seit meines Alten Augen so schwach geworden sind, liest ihm Serena oft laut vor. Seine Lieblingslectüre besteht in Reisebeschreibungen und Romanen, von welchen letztern er sagt, daß sie ihm die Seele jung erhalten. Wenn in diesen Büchern Stellen vorkamen, welche laut zu lesen Serena nicht für passend hielt, pflegte sie dieselben zu überspringen, und wenn dies sich nicht gut thun ließ, sagte sie: „Hier kommt etwas Lateinisches!" Mein Mann, welcher zuweilen während des Lesens halb schlummerte, ließ im Anfang die Entschuldigung mit dem Latein gelten, obgleich er es sonderbar fand, daß es so oft vorkam. „Es ist eine ganz sonderbare Schreibart," sagte er zuweilen, „die unsere modernen Schriftsteller angenommen haben; es ist eine vermaledeite Pedanterei u. s. w.," und er war ganz aufgebracht darüber. Aber eines Tages kam das Latein beim Lesen so oft vor, daß mein Alter, höchst verwundert, der Sache nachzuforschen anfing. Als Serena mit dem Lesen aufgehört und ihn verlassen hatte, setzte er sich seine doppelte Brille auf und begann selbst das vermeinte Latein zu studiren. Er entdeckte bald, wie es sich damit verhielt,

und das Latein ward nun ein stehender Punkt in seinem Scherze mit Serena, welche er allmälig überredete, es vor ihm mit den lateinischen Stücken weniger genau zu nehmen."

Wir fuhren lange fort, über Serena zu reden, und die gute Alte hörte mit Vergnügen Dem zu, was ich über ihren Liebling äußerte. Dann sagte sie seufzend: „Sie ist jedoch jetzt weit weniger schön, als sie gewesen ist. Seit einem Jahre scheint sie mir abzumagern und hustet zuweilen. Ich fürchte, das eingezogene Leben, welches sie mit uns führt, schadet ihr. Doctor Werner hat ihr Landluft und Bewegung verordnet. — Mehrere von unsern Bekannten baten Serena, auf ihre Landsitze zu kommen, aber sie will uns nicht verlassen, und wir wissen auch nicht recht, wie wir ohne sie leben sollten; besonders will mein Alter nichts davon hören, daß sie sich von uns trennen soll. Wir haben daher gedacht, nächsten Sommer in der Nähe der Stadt ein kleines Landgut zu miethen, wo Serena bei uns sein und doch ihre Gesundheit pflegen könne. Indessen soll sie jetzt so oft wie möglich Spaziertouren zu Pferde aufs Land machen, und mein Alter und ich werden sie zu Wagen begleiten. Wir denken mit diesem Regime nächste Woche zu beginnen, wo Serena ein kleines, gutes und sicheres Pferd erhält."

Das hielt ich fest und fragte eifrig, ob es nicht anginge, daß Serena ihren Spazierritt nach Rosenvik machte und das eine oder das andere Mal den Tag über bei mir bliebe? Ich würde sie dann so wohl pflegen, wir würden draußen in der freien Luft sein, wir würden frischgemolkene Milch trinken, würden zusammen singen, und Gott weiß was ich noch Alles sagte, denn es kam über mich eine Flut von Beredtsamkeit.

Die liebe Alte dankte mir, sah halb vergnügt, halb bekümmert aus, wußte nicht, ob es sich thun ließe, und

sagte zuletzt seufzend: „Werde sehen, was mein Alter sagt, wir werden mit ihm reden."

„Ich werde mit meinem Bär reden," dachte ich, „und bekomme ich ihn auf meine Seite, wer wird dann widerstehen?" Ich bekam den allergrößten Eifer, die Sache durchzusetzen.

Bär kam. Sogleich in der Thür überrumpelte ich ihn mit meinem Project.

„Mein süßer Bär, wenn Du mich lieb hast, so mußt Du es mit mir halten, und mit mir reden, und für mich, daß Serena nach Rosenvik kommen und dort einen ganzen Tag bleiben dürfe. Siehst Du, sie soll ausreiten, um sich Motion zu machen; das hast Du selbst verordnet, Engel! — Verordne nun auch, daß sie zu uns reitet. Sage, daß es für ihre Gesundheit nothwendig sei. Ich werde sie pflegen, ich werde mit ihr singen. Sage dies den Alten, rede mit ihnen und mache, daß es so wird. Du willst es doch auch, mein Bärlein?"

„Bewahre, welcher flux de bouche! Darf man zu Athem kommen? Uf! — Nun, sehe ich, Du bist schon ordentlich heimisch hier im Hause, Du Meerkatze!"

„Alles mein eignes Verdienst und keines Andern, Bär!"

Bär ward von der Familie wie ein sehr theurer und geachteter Freund empfangen und bewillkommt. Er sieht bei solchen Gelegenheiten immer etwas paschamäßig aus und nimmt alle Freundlichkeit und Artigkeit wie einen ihm schuldigen Tribut entgegen. Und damit mag es wol auch seine Richtigkeit haben.

Da ich mich heute richtig auf den prosaischen Gesichtspunkt gelegt hatte, so hatte ich beim Mittagstische ein waches Auge auf den Theil der häuslichen Anordnung, ohne deren Vollständigkeit alle Poesie des Lebens in der Familie — hier im Norden wenigstens — wie Champagnerrausch verdunstet. Aber ich entdeckte hier

nur, daß ich recht viel von Serena zu lernen bekommen würde, im Kochen, Anrichten u. s. w. Seit einigen Jahren steht sie dem innern Haushalte im Hause ihrer alten Eltern vor und scheint es vortrefflich zu machen. Das süße Mädchen war eine aufmerksame und anmuthige Wirthin für den ganzen Tisch, während sie, neben dem halbblinden Großvater sitzend, diesem ihre beständige Sorgfalt widmete. Nach dem Mittage fing ich bald an, mein Project mit Serena wieder aufs Tapet zu bringen. Bär warf sich mit viel Kraft und Vernunft auf dasselbe Thema und wir setzten es glücklich durch. Der alte Dahl sah anfangs etwas bedenklich aus, aber als ich erwähnte, wie Serena und ich uns im Gesange zusammen üben wollten, da willigte er froh ein, schüttelte meine Hand und sagte, es sei vortrefflich! Als Serena die herzliche Einwilligung ihrer Großeltern hörte, bezeigte auch sie ihre Freude über diesen Plan, umarmte mich und sagte mit einer Thräne im Auge, ich sei doch gar zu gut, daß ich mich ihrer und ihrer Stimme so annehmen wolle.

Ich war herzinniglich vergnügt, und leicht im Herzen, schien mir alles Andere angenehm. Der Nachmittag verfloß unter angenehmer Unterhaltung. Herr Dahl sprach lebhaft von Herrn de Romilly's großer Donation und von allen den Vortheilen, welche eine Schuleinrichtung von der Art und dem Umfange, wie sie jetzt zu Wege gebracht werden könne, der Gegend gewähren würde. Der alte, aber noch kräftige Mann war schon als Director in voller Wirksamkeit für dieselbe. Er ist bei seinen siebenzig Jahren noch so warm für Menschenwohl, wie je ein zwanzigjähriger Enthusiast. Wenn man das sieht, bekommt man Lust, lange zu leben.

Serena hat eine unendlich anmuthige Unterhaltung. Man kann gerade ihre Worte nicht als etwas Ausgezeichnetes enthaltend anführen, aber es geht von ihnen ein gewisser Wohllaut der Seele aus, den ich Weiblichkeit nennen will. Ich wollte, daß sie meine Schwester wäre.

Ach, wenn ich sie zur Freundin erhalten könnte! Der Wunsch ist so lebhaft in mir erwacht. Sie ist freilich sehr jung gegen mich und betrachtet wol das Leben nicht ganz so wie ich, aber sie zieht mich mit unwiderstehlicher Macht in ihre stille Engelwelt.

Auf dem Heimwege sprachen Bär und ich fast nur von ihr. Bär war über diesen Gegenstand beredter, als er über sonst etwas zu sein pflegt. „Es ist ein höchst achtungswerthes junges Frauenzimmer," sagte er unter Anderm; „es kann einen Jeden rühren, der sieht, wie sie sich ganz und gar für die alten Großeltern aufopfert und für dieselben sich selbst vergißt. Als Arzt im Hause hatte ich gute Gelegenheit, dies zu erfahren. Ich weiß bestimmt, daß sie vier ganz gute Heirathsanträge ausgeschlagen hat — man spricht von noch mehreren — immer unter dem Vorwande, daß sie Den, der sich angetragen hat, nicht lieben könne; aber der vornehmste Grund ist gewiß der, daß sie die Alten nicht verlassen will. Sie lassen gar zu sehr merken, daß sie sich von ihr nicht trennen können. Vor zwei Jahren hielt ein junger liebenswürdiger Engländer um sie an, der sterblich in sie verliebt war. Er bekam den Korb wie die Andern, obgleich man glaubt, daß er Serena nicht ganz gleichgültig war. Er verbarg seine Verzweiflung nicht, stürzte sich in Unordnungen und nahm ein Jahr darauf ein unglückliches Ende. Man schrieb dies der verzweifelten Lage seiner Verhältnisse zu; aber gewiß war der ungünstige Erfolg seiner Liebe die vorzüglichste Ursache seines Unglücks. Sei dem, wie ihm wolle, soviel ist gewiß, daß dieses Ereigniß auf Serena einen starken Eindruck machte, und daß seit dieser Zeit ihr Gemüth weniger heiter und ihre Wange blässer geworden ist. Aber ihre Ruh und ihre Liebenswürdigkeit haben sie dennoch nicht verlassen."

„Möchte sie auf Rosenvik Rosen und Freuden pflükken!" rief ich aus.

Den 5. Juli.

Ich habe ihn gesehen, ich habe ihn gesehen! Den Waldmann, den Spion, Don Miguel, die Artigkeit, die Wohlthätigkeit, das Geheimniß, mit Einem Worte: den Nachbar auf Ramm, Herrn de Romilly! Ich habe ihn gesehen, und lebte ich auch noch funfzig Jahre und sähe ihn niemals wieder, so würde ich ihn doch niemals vergessen. Ist er denn so schön? Ich weiß es nicht. Oder so häßlich? Ich weiß es nicht. Ist er so liebenswürdig? Ich weiß es nicht. Oder so unliebenswürdig? Ich weiß es nicht. Wem sieht er ähnlich? Ich weiß es nicht. Ist er ein Romanheld? Ich weiß es nicht. Was ist er? Ich weiß es nicht.

So hat mich Fräulein Hausgiebel heute gefragt, so habe ich geantwortet.

Höre jetzt, meine Marie.

Gestern Nachmittag ward ich angenehm durch einen Besuch der Schwägerinnen und Schwäger überrascht. Schon hatte ich sie alle möglichen Entdeckungsreisen in meiner kleinen Welt machen lassen, schon fingen wir an, munter und heimisch zu werden, und entwarfen einen Plan, zu Abend auf Svanö zu essen, als plötzlich die Thüre geöffnet und zugleich von einer hohen, starken und finstern Figur verdunkelt ward. Beim ersten Anblicke erkannte ich den Waldmann, und ich ward ganz bedrückt — ich weiß nicht warum — und in mir rief es: „Samiel! Samiel!“ Bär ging dem Ankommenden mit seiner gewöhnlichen, freundlichen Offenheit entgegen und hieß ihn willkommen. Der Fremde sagte seinen Namen mit einer Stimme, die mir mistönend vorkam, Bär stellte ihn mir vor und man setzte sich.

Es gibt keinen Menschen in der Welt, der weniger fragt, als Bär, und Fremde insbesondere können für ihn ewige Geheimnisse bleiben. Nicht so Jean Jaques. Er fragt die Leute gleich aus, obgleich auf eine leichte Weise, welche Dem nicht anstößig ist, der nicht gar zu zartfühlend

ist. In wenigen Minuten hatte er Herrn de Romilly gefragt, wie lange er in Schweden gewesen sei, wie lange er noch zu bleiben gedächte, wie er es hier fände u. s. w. Man muß gestehen, daß der Fremde seinen Frageifer nicht ermunterte; denn noch nie habe ich Jemanden so kurze, unbestimmte und trockene Antworten geben hören. Dessenungeachtet ward auch ich von Jean Jaques gleichsam angesteckt und fragte ebenfalls — wie die Andern französisch redend — ob die schwedische Sprache seinem Ohre nicht hart vorkomme. Zu meiner großen Verwunderung antwortete er auf Schwedisch — wol mit ausländischem Accent, aber doch mit einer ganz veränderten melodischen Stimme —: „Im Gegentheil; sie scheint mir ganz wohltönend, besonders im Munde einer Dame."

„Sie reden Schwedisch!" sagte ich überrascht.

„Vor einigen Jahren," antwortete er in demselben sanften Tone, „verbrachte ich einen Winter in Schweden und lernte damals Ihre schöne Sprache."

Die Unterhaltung ward nun auf Schwedisch weiter geführt, aber Herr de Romilly nahm nur geringen Antheil daran, obgleich Jean Jaques sein Möglichstes that, ihn hineinzuziehen, indem er Gegenstände berührte, die dem Fremden bekannt sein mußten; besonders erzählte er viel von Portugal, dessen Handel und Colonien. Darauf fiel das Gespräch auf die Menschenracen; einen Gegenstand, den Jean Jaques sachkundig und interessant abhandelte. Aber es schien mir, als ob er ungerecht gegen die Race wäre, welche er die äthiopische nannte, indem er sie auf dieselbe Stufe mit den Thieren stellte und die Neger für einer höheren Cultur ganz unfähig erklärte. Peter bestritt zum Theil diese Behauptung. Der Sklavenhandel kam zur Sprache. Zu meinem Erstaunen sprach Jean Jaques für denselben und behauptete, daß der Neger nur als Sklave des gebildeten Europäers einigen Werth erhalten und ein einigermaßen dauerndes Glück genießen könne. Peter bestritt dies durchaus und

mit tiefen Gründen. Jean Jaques führte Worte von Tarleton und Gascone zur Unterstützung seines Satzes an. Peter beantwortete sie siegreich mit Aeußerungen von Wilberforce und Canning. Während dieser ganzen Zeit sprach der Fremde kein Wort, aber er folgte der Unterhaltung sichtbar mit der allergrößten Theilnahme. Zuweilen war ein hohnvolles und bitteres Lächeln auf seinen Lippen, zuweilen flammten seine dunklen Augen von einem sonderbaren Feuer. Ich konnte meine Blicke nicht von ihm wegwenden; welchergestalt aber seine Gedanken waren, konnte ich nicht ergründen. Doch schien es mir, als ob er mit größerem Vergnügen Jean Jaques anhörte, besonders während einer langen und eifrigen Rede, die dieser hielt und worin er den niedrigen Standpunkt des Negers, besonders in intellectueller Hinsicht, zu beweisen suchte, sowie daß die Natur selbst hier ihm eine unübersteigliche Grenze gesetzt hätte. „Macht mit dem Neger was Ihr wollt," — so schloß Jean Jaques seine Rede — „überschüttet ihn mit Bildung und Aufklärung, sein Verstand wird doch immer dem des Europäers sklavisch unterthan sein; entwickelt alle seine Fertigkeiten, und er wird doch nur eine Maschine in der Hand des Europäers bleiben. Er ist von der Natur angewiesen, diesem zu dienen."

An Bär's Grimassen sah ich, daß diese Rede ihm übel behagte, und als sie zu Ende war, sagte er mit Nachdruck: „Ich weiß nicht, ob der Neger eine hohe intellectuelle Kraft entwickeln könne; auch weiß ich nicht, ob dies das Wichtigste ist in der Sache der Menschenbildung, — aber das weiß ich, daß er ein Mensch und als solcher mein Bruder ist!..."

„Bruder!" rief de Romilly mit einem Tone, der mich auffahren ließ, so wunderlich, wild und fast drohend tönte er.

„Ja, Bruder," schrie Bär, der sich immer mehr ereiferte, „und wer mit dessen Freiheit und dessen Leben

Handel treibt, ist ein Unthier, ist schlimmer als ein Mörder!"

„Ein Mörder!" wiederholte der Fremde mit einem krampfhaften Zucken der Augenbraunen und mit einer so düstern Stimme, daß sich Aller Blicke unwillkürlich auf ihn richteten. Der Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich wieder, und ruhig, aber ernst sagte er zu Bär: „Monsieur, je pense entièrement comme vous." Hierauf schwieg er, saß still in sich versenkt da und schien nicht im Geringsten auf das Gespräch Acht zu geben, welches Jean Jaques jetzt mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit auf andere Gegenstände geführt hatte.

Nach einer Weile brachte ich die Motion nach Svanö wieder in Anregung und schlug der Gesellschaft vor, sich sogleich dorthin zu begeben, während ich ein wenig später mit einer indeß zu bereitenden Collation nachfolgen wolle. Herr de Romilly scheint an solchen Schäfermahlzeiten keinen Geschmack zu haben. Er entschuldigte sich bei uns, nahm Abschied, und als wir uns nach Svanö in Bewegung setzten, sahen wir ihn sein schönes, schwarzes Roß besteigen, und artig grüßend verschwand er hinter den Bäumen. Ich fühlte mich erleichtert, als er fort war, und gleichwol sah ich ihm unwillkürlich nach mit der Begierde, noch einen Schimmer dieses düstern, schönen Bildes zu erblicken. Wir fuhren nach Svanö und hatten dort einen heitern Abend. Das grüne Gras gleicht Ansprüche und Rangstreitigkeiten aus. Jane Marie und Ebba tranken Milch aus demselben Glase. Aber ich kann jetzt von nichts Anderem als von dem Fremden reden; ich konnte den ganzen Abend an nichts Anderes denken (Jane Marie neckte mich auch wegen meiner Zerstreutheit), ich kann sein Bild nicht aus dem Sinn bekommen. Ich habe jetzt den vielbesprochenen Nachbar en face gesehen und weiß doch nicht, was ich von ihm sagen soll. Der erste Eindruck, den er hervorbringt, ist der von großer Einfachheit und zugleich von großer Kraft. Aber

diese Kraft wird etwas drückend gefühlt. Er erinnert an eine schöne Gewitterwolke. Er ist sehr groß, von starkem Körperbau, eher fett als mager. Das Gesicht ist stark und männlich, die Farbe sehr dunkel. Einige Narben, wie von Säbelhieben, entstellen ihn nicht. Ueber dem Munde spielt zuweilen ein angenehmer Zug; was aber das ganze Gesicht verdirbt und demselben etwas Unheimliches, beinahe Häßliches verleiht, ist seine Gewohnheit, die großen, schwarzen Augenbraunen zusammenzuziehen, sodaß sie fast in eine gerade Linie über der Nase zusammenlaufen. Wenn sie wieder auseinandergehen, erhellt sich das Gesicht und man ist geneigt auszurufen: „Es ist schön." Unter den Braunen liegen ein Paar Augen, auf die ich mich nicht verstehe. Sie scheinen mir in Schwarz und Brandgelb wechselnd zu spielen. Zuweilen blicken sie eine geraume Zeit hindurch nicht auf, auch wenn der Mund spricht; zuweilen wieder heften sie sich fest mit einem so scharfen und durchdringenden Blick, daß man unwillkürlich die seinigen senken muß; zuweilen wieder sehen sie plötzlich mit einem Blicke auf, der einer Nacht gleicht, aus welcher Flammen blitzen. Dieser wunderliche und hastige Wechsel herrscht auch in seiner Stimme, und es soll mich wundern, wenn er nicht noch tiefer geht. Etwas bei ihm, was Unheil verkündend scheint, indem ich dieselbe Eigenheit schon bei einigen sehr leidenschaftlichen Menschen bemerkt habe, ist eine Ader auf seinem Scheitel, welche vollkommen die Gestalt eines Donnerkeils hat, besonders wenn sie bei einer Gelegenheit stark anschwillt. Sein Wesen gefällt mir übrigens: es ist ganz einfach, ohne eine Spur von Zwang oder irgend einen Anspruch; und gleichwol hat er nichts Offenes, nichts, was Vertrauen einflößt Er scheint mir einer gewaltigen Naturkraft zu gleichen, von der ich nicht weiß, ob sie gut oder böse sei, ob sie zerstören oder glücklich machen werde. Aber wenn diese wunderbaren Augen sich in Liebe auf Jemand heften würden, wenn diese

Stimme Worte der Liebe reden sollte — dann, glaube ich, wäre sie gefährlich. Ueberhaupt habe ich noch Niemanden gesehen, der so einem Geheimniß ähnlich sähe. Ich habe zugleich Angst und Lust, demselben besser auf den Grund zu kommen.

Aber gottlob, daß mein Bär kein düsteres Geheimniß ist, daß seine Seele klar und offen wie Gottes Tag ist! Dies macht doch die Seligkeit des Zusammenlebens und den Frieden des Hauses aus.

Den 6. Juli.

Morgen kommt Baron Stellan S. Ich kann nicht sagen, daß ich mich auf ihn freue. Bär ist ganz eifrig mit den Anstalten zu seinem Empfange. Kaum gibt es Etwas, was gut genug für ihn ist. Er soll so behandelt und verzärtelt werden, als wäre er eine kleine, gefallsüchtige Gräfin. Ein so feiner verzogener Herr wird ein gar schwieriger Gast, besonders auf dem ländlichen Rosenvik. „Ja, ja, Bär, er soll Deine türkischen Pantoffeln bekommen. Dies echte Porzellan-Waschbecken? Ja, ja, Kind! Dein Goldjunge soll das Alles haben!" Ich wollte der Kammerherr säße in Konstantinopel! Aber Bär ist so froh. Er hat die Menschen so lieb, und seinetwegen will auch ich jetzt menschenliebend scheinen.

Den 10. Juli.

Baron Stellan ist hier. Nun, es geht ganz gut mit dem Vetter. Er ist artig, angenehm, zeigt sich mit Allem zufrieden, und es ist unendlich leicht mit ihm zu leben. Er geht mit Bär spazieren, spricht von Politik und Physik mit ihm. Mir liest er vor, oder plaudert angenehm, während ich nähe. Man wird bald mit ihm bekannt, besonders wenn man ihn mehrere Tage gesehen hat. Es ist wahr, daß das Leben auf dem Lande viel dazu thut, besonders wenn man ganze Tage zusammen ist. Bär hat mich gebeten, Vetter Stellan's wegen zu

Hause zu bleiben, und dafür zu sorgen, daß er in unserm Hause Zufriedenheit und Vergnügen finden möge. Bär liebt seinen frühern Mündel wirklich von Herzen. Sieh hier dessen Portrait in einigen Federzügen. Ich möchte ihn beinahe einen Gegensatz zu Herrn de Romilly nennen. Ich verglich diesen mit einer großen, aber wilden Naturscene. Ich möchte Vetter Stellan mit einem schönen, vollkommen geordneten englischen Parke vergleichen. Die feine Bildung hat den Vetter Stellan abgeschliffen und ihr Bestes aus ihm gemacht. Seine schöne und anmuthige Figur präsentirt sich leicht und wohl. Die Ungezwungenheit in seinem Wesen erhöht seine natürlichen Gaben. Der Mund, über welchem zuweilen ein feines, etwas sarkastisches Lächeln schwebt, zeigt, wenn er sich öffnet, die schönsten Zähne, deren Weiß noch durch das Dunkel des Schnurrbarts gehoben wird. Die Augen sind nicht groß, haben aber einen schönen Blick, und über die weiße Stirne fällt das hellbraune Haar in anmuthigen Locken. Die Toilette ist mit äußerster Sorgfalt und mit vielem Geschmack geordnet. Was soll ich mehr sagen? Vetter Stellan hat mehrere Talente, zeichnet, singt gut, unterhält höchst angenehm und hat bei alle Dem — wenigstens auf dem Lande, etwas Anspruchsloses in Ton und Wesen, wofür man ihm verbunden ist, besonders wenn man seine Stellung im Leben und seine Aussichten bedenkt. Etwas zu sehr scheint er sich mit der Toilette zu beschäftigen. Aber darin ist nichts Böses. Es ist so natürlich bei Jemandem, der jung, schön und reich ist.

Den 11.

Er ist jedoch wunderlich, der werthe Vetter Stellan, und ich verstehe nicht so recht, was er eigentlich ist. Erstens sehe ich, daß er kein wahrer Christ ist. Gestern Abend sprach er viel von Mohammed's Religion, er nannte sie die weiseste, vorzüglichste aller Religionen; er

pries den Koran als das weiseste Buch. Er bekannte ganz offen, daß er von ganzem Herzen als Türke oder als Perser geboren zu sein wünschte, daß er seine Tage in orientalischer Gemächlichkeit dahinleben, ein Serail haben möchte u. s. w. Ich ward ganz aufgebracht über diese Rede, stritt gegen den Koran, ohne von dessen Inhalte viel zu wissen, und äußerte viele Verachtung gegen alle diese türkischen Ideen. Vetter Stellan ließ sich dadurch nicht stören, sondern sprach seine Gedanken hinsichtlich der höchsten menschlichen Glückseligkeit rein aus. Es war gar nicht erbaulich zu hören. Ich ward ein wenig böse und war außerdem ärgerlich sowol über meine Hitze als über Stellan's Kaltsinn, besonders aber über Bär, der nie ein Wort redete, sondern nur die abscheulichsten Gesichter schnitt, während er an seiner Schachkönigin schnitzelte. Das Gespräch ward durch die Abendmahlzeit unterbrochen und nachher nicht weiter fortgeführt. Aber ehe Bär sich zur Ruhe begeben durfte, mußte er mir wegen der Moral seines Goldjungen Rede stehen. Ich muß sagen, daß ich mit Bär auch nicht so recht zufrieden war, wenigstens nicht bei dieser Gelegenheit. Er vertheidigte mir Stellan gar zu sehr und versicherte, daß er, ungeachtet seiner türkischen Ideen, doch der rechtschaffenste Kerl sei und nie etwas Schlechtes würde thun können. Sein einziger Fehler, sagte Bär, sei etwas Leichtsinn in Betreff der Frauenzimmer, „doch dies sei ein bei jungen Leuten so allgemeiner Fehler, daß man ihm denselben nicht so streng anrechnen dürfe."

„Gut, Bär!" sagte ich, „ich will mir das merken, und wenn er, während Du fort bist, aus einem kleinen Leichtsinn mein Herz zu gewinnen sucht, so will ich denken, daß dies für junge Leute nur etwas Gewöhnliches sei, und will nicht so streng gegen ihn sein!"

Bär sah hierbei so erstaunt und verblüfft aus, daß ich innerlich lachen, ihn umarmen und ihn aus seinem Irrthum ziehen mußte. Bär war zuletzt ganz meiner

Meinung, daß es ein Glück wäre, wenn Stellan gesündere Principien bekäme, solide würde und sich wohl verheirathete. Seine Mutter und seine ganze Familie wünschen sehr, daß er sich verheirathen möge; aber Stellan zeigt nicht die geringste Lust dazu. Bär ermunterte mich sehr, vom Glück der Ehe mit ihm zu reden. Ich werde es wirklich nicht unterlassen, auch nicht, ihm etwas den Katechismus zu lesen. Er ist noch kein Sultan und wird wol die Wahrheit hören müssen.

Den 13. Abends.

Meine liebe Marie, ich habe gewiß mehrere Eigenschaften eines guten Predigers, als: Glauben, Ernst, Eifer; aber leider nicht die, meine Zuhörer zu überzeugen. Willst Du jetzt, gute Marie, meine Predigt und deren Erfolg hören? Ich saß am offenen Fenster. Mein Herz war leicht und ich sang um die Wette mit den Vögelein im Fliederbusch. Da trat Stellan ein, setzte sich neben mich und begann einige schöne Monatsrosen zu zerpflücken, die in einem Glase auf dem Tische standen. Ich dachte die Gelegenheit zu benutzen und fühlte mich im Geiste erweckt, eine Vorlesung zu halten. Um das Gespräch einzuleiten, fing ich — vielleicht nicht sehr geschickt — an, ihm freundlich vorzuwerfen, daß er die Blumen zerstörte, welche verschont ihm mehr Vergnügen schenken würden. Er antwortete, indem er mit seinem Vorhaben fortfuhr: „Sie werden jedenfalls doch bald verwelken. Und gerade ihre Vergänglichkeit macht sie mir angenehm; ich kenne keine langweiligern Blumen als Eternellen." Du siehst leicht, nach welchem Wege das Thor jetzt geöffnet war. Ich lenkte rasch dahin und führte das Gespräch auf das Kapitel der Ehe. Ich ließ es auf Stellan's Lieblingsideen losgehen und erhob die dauerhaften und reinen Freuden des Lebens im Gegensatz zu flüchtigen Vergnügungen, zu einem schwebenden Schmetterlingsleben. Ich malte mit warmen Farben, die ich aus

meinem Herzen nahm, die schöne unendliche Glückseligkeit, die sich aus einer glücklichen Ehe entwickelt.

Vetter Stellan antwortete mir im Anfang blos ausweichend, zuweilen mit einem kleinen Scherze, zuweilen mit Artigkeiten, wie z. B.: „wenn alle Frauen wie Franziska wären, so würde ich mich gleich zum ehelichen Stande bekehren! Wenn alle Ehen dieser glichen" u. s. w.

Ich stellte mich, als hörte ich dies nicht, sondern in meinem Eifer, ihn zu verheirathen, nahm ich das eine schöne und artige Mädchen nach dem andern hervor. Aber Stellan fand an allen Fehler. Das eine hatte zu große Füße, das andere zu häßliche Zähne, das dritte kleidete sich zu schlecht, das vierte hatte eine unangenehme Stimme. Zuletzt ärgerten mich alle diese Schwierigkeiten und ich fragte ihn, ob er sich denn selbst für so überaus prächtig halte? „O! bewahre!" antwortete er mit einem angenehmen Schnarren in seiner Stimme. Aber ich sah ihm an, daß er ganz zufrieden mit sich war. Und da ich nicht leugnen konnte, daß er ungewöhnlich schön und anmuthig sei, begann ich von dem inneren Menschen zu reden, warf ihm seine Oberflächlichkeit vor, sagte, wie äußere Vorzüge blos Staub wären, und erhob die Schönheit der Seele, besonders bei einigen der jungen Damen, deren Hände und Füße er getadelt hatte. Im Zusammenhange hiermit äußerte ich die schönsten Dinge über Familienleben, welches ich mit demselben Eifer pries und lobte, wie einst die selige Demoiselle Rönnquist*). Meine Schilderungen machten mich selbst ganz warm und gerührt; aber Stellan kühlte mich ab durch ein affectirtes Gähnen und ein leises Gebrumm

*) Demois. Rönnquist ist der Name der in der frühern Erzählung unserer Verfasserin: „Die Töchter des Präsidenten", (deutsch bei Brockhaus 1841. 2. Aufl.) vorkommenden Gouvernante. Anmerk. des Uebers.

nach der Melodie des „alten Noach"*). Jetzt ward ich fast böse, sagte ihm, er sei ein Heide und ein Orang-Outang, unwürdig der Hand eines edlen Mädchens, und er verdiene nicht, das höchste und reinste Glück auf Erden zu kosten.

Plötzlich ward Stellan ganz ernst und sagte: „Aber ist das Glück, von dem Sie reden, Franziska, wirklich zugegen? Ist es nicht gleich dem Vogel Phönix nur eine schöne Dichtung auf Erden? Franziska, Sie, die Sie in der Sache so sicher und heimisch zu sein scheinen, nennen Sie mir unter den Familien, die Sie kennen, eine einzige, die wirklich glücklich, wirklich einig ist und welche die Bande segnet, die sie zusammenhalten, nicht blos in einem Augenblicke ihres Lebens, sondern unter allen Wechseln ihrer Lebenszeit. Nennen Sie mir eine solche Familie, Franziska!" Stellan sah mich scharf und ernst an, und ich begann nachzudenken und zu suchen. Ist es nicht das Eitelste in der Welt, daß oft gerade das Wort, die Sache, die wir brauchen, uns entfallen muß, und daß, je mehr wir danach suchen, es sich desto mehr vor uns verbirgt? So ging es mir auch jetzt mit der glücklichen Familie. Ich glaubte, ich würde eine Menge solcher kennen, und jetzt konnte ich mich nicht auf eine einzige besinnen. Ich suchte und suchte, ich sprang Haus ein, Haus aus, bei meinen Bekannten, ich ward ängstlich und warm, denn ich fand nirgends, was ich suchte. Mit heimlicher Schadenfreude saß Stellan da und sah mich erwartend an. Um mich und das Familienglück zu retten, dachte ich jetzt mich gegen Stellan's übertriebene Forderungen zu reserviren und begann so: „Das vollkommene Glück findet man

*) Der alte Noach (Gubben Noach), ein in Schweden beliebtes Lied des genialen Volksdichters Bellman.

Anmerk. des Uebers.

nirgends auf der Erde . . . . ." Stellan unterbrach und sagte:

„Sie haben Recht, Franziska; und am wenigsten findet man es im Familienleben. Der Mensch, diese Ephemere, kann auf der Erde eine Freude, ein Glück nur unter der Bedingung genießen, daß er dort als Ephemere lebt, daß er wie der Schmetterling sich auf den Zweigen der Bäume schaukelt, den Saft der Blumen saugt und nicht wie diese sich an die Erde fesselt. Sobald er dies thut, ist er sogleich eine Beute für Würmer und Maden; Alles, was das Leben Schwerfälliges und Geschmackloses hat, dessen dicke, langweilige Prosa, kommt über ihn, die Flügel der Psyche fallen ab, der Schmetterling wird zum Wurm. Glauben Sie mir, Franziska, ich habe mehr vom Leben gesehen als Sie, und gar zu viel, um es loben zu können und um zu wünschen, selbst die Rolle eines „père de famille" zu spielen. Die Familie ist ein Instrument, welches nothwendig früher oder später verstimmt wird; dies liegt schon in der Natur der Saiten und in deren Verhältniß zu einander. Ich will Ihnen dies in einigen mir bekannten Familien zeigen. Ich könnte mit meiner eignen anfangen; denn auch ich, Franziska, habe Eltern und Geschwister gehabt; auch ich habe ähnliche Zwiste gehört, habe selbst gezankt, beneidet und mit meinem eignen Fleisch und Blut gekeift; aber dies ist jetzt vorbei; denn wir sind nun getrennt und hinsichtlich unserer Interessen geschieden, und sind dadurch — gute Bekannte geworden."

„Ich will von A—s reden. Sie hatten ein gutes Auskommen, glaube ich, bis die Kinder aufwuchsen. Diese hatten eine schwache Erziehung erhalten. Sie geriethen schlecht. Die Eltern sitzen durch sie in Sorge und Armuth."

„B—s verfuhren anders. Sie waren streng und

despotisch. Sie sitzen allein. Die Kinder sind aus dem Hause entflohen und scheuen es mehr als ein Gefängniß."

„E—s machten es zu ihrer wichtigsten Angelegenheit, ihre Kinder wohl zu erziehen. Sie ließen sie in Allem unterrichten, gaben ihnen Lehren aller Art, sparten keine Kosten und freuten und brüsteten sich eine Zeit lang über die Fortschritte der Kinder. Die Kinder wurden kenntnißreich und talentvoll, und verachteten — ihre Eltern, welche im Vergleich zu ihnen unwissend waren. Still vergrämten sich die Alten, als Schatten neben ihren glänzenden Kindern."

„Mit D—s sieht es besser aus. Sie haben keine Kinder, sie sind reich. Sie geben jetzt prächtige Soupers, wie sie vor dreißig Jahren thaten. Aber wenn Sie dieselben in der Nähe sähen, wenn Sie die Leere, die Kälte in ihrem Leben kennten . . . . . hu! Die Speisen auf ihrem Tische sind noch das Einzige, was sie erwärmt und vereinigt."

„Bei E—s sah es lange munter aus. Sie waren fröhlich, freundlich, gastfrei. Ihre Töchter wurden die drei Grazien genannt. Es gab dort Feste und Courmacher. Die Jahre gingen dahin. Die Grazien wurden alt im elterlichen Hause; sie welkten zusammen hin. Die Welt vergaß sie. Sie blieben mit einander allein und schmollen ihr armes Leben durch. An den Abenden sitzen sie um einen runden Tisch, zünden Lichter an und warten auf Visiten - - aber Niemand kommt."

„Ich will nicht von F—s reden. Die Frau hat einen Willen, der Mann einen andern; dort ist beständiges Unwetter; die Kinder pflegen zu sagen: „Stürmt es nicht von Norden, so stürmt es von Süden, aber immer ist es Nordwind."

„Wenn man nur zu schlichten versteht!" sagte die gute Madame G., als sie eine Bresche wieder gut gemacht hatte, welche ihr heftiger Mann ins Haus geschossen hatte. So hat sich diese Familie fortgeschlichtet

und sich allmälig aus aller Gemächlichkeit und Ordnung herausgeschlichtet. Sie schlichtet noch, sie hält, sie bricht nicht. Diese Familie ist in einem Zustande beständiger Kurzathmigkeit, erstickt nicht und lebt nicht."

„Meine Mutter wollte, daß ich mir eine Frau im H—schen Hause suchen sollte. Ich ging eines Abends dahin; es sah ganz gut aus: die Töchter schön und wohl gekleidet, Alles parfümirt und gemächlich. Ich ging wieder an einem Vormittage hin. Ein Paar — nicht reiner — Strümpfe lagen auf einem Stuhl im Salon. Ein infamer Geruch von saurem Kleister kam mir dort entgegen. Ich ging in ein anderes Zimmer. Die Fräulein flogen auf von den Webstühlen .... Häuslichkeit ist eine vortreffliche Sache, aber das Weben derangirt die Toilette ganz verzweifelt, und der Geruch von saurem Kleister ist mir nun einmal ein Abscheu. Saurer Kleister und häusliches Glück reimen sich niemals in meinem Sinn zusammen."

„Aber das ist kindisch!" rief ich aus. „Mit einer solchen Empfindlichkeit sind Sie gar nicht tauglich auf der Erde zu leben."

„Nun," erwiderte er, „ich gestehe, daß dies kleinlich lauten mag. Aber ich bin nun einmal von einer solchen Natur. Der saure Kleister der Häuslichkeit schreckt mich ab, Familienvater zu werden."

„Mein Freund J. war seit vier Jahren verheirathet, und ich hatte ihn seit der Zeit nicht gesehen. Vor einiger Zeit reiste ich nach der Gegend, wo er wohnte, und folgte dann der erhaltenen Einladung, nach seiner „idyllischen Heimat" zu kommen. Im ersten Zimmer lagen zwei barfüßige Dienstmägde und scheuerten. Im zweiten wäre ich beinahe umgefallen, indem ich mich in eine Schnur verwickelte, womit ein Webstuhl an den Fuß des Ofens festgebunden war. Aus dem dritten hörte ich Kinder aus vollem Halse schreien. Ich wartete einige Minuten darauf, daß das Schreien aufhören sollte, ward

dessen aber überdrüssig und eilte halbtodt mit einem Sprunge über die Scheuerwannen aus dieser idyllischen Heimat fort."

„Sie wählen auch sehr schlecht Ihre Besuchszeit," sagte ich ärgerlich. „Soll man in seinem Hause nicht scheuern lassen? Und müssen kleine Kinder nicht zuweilen schreien? Soll man nicht Geduld mit kleinen Kindern haben?"

„Ich glaube das, Franziska. Aber gerade weil ich diese schöne Geduld nicht habe und diese Familienscenen nicht so beneidenswerth finde, gerade deshalb passe ich gar nicht für den Ehestand. Aber noch wichtigere Einwürfe als jene habe ich gegen das häusliche Leben. Es gibt bei den Menschen Etwas, was sie ewig von einander abstößt. Je mehr die Individuen in nahe und dauernde Berührung gebracht werden, desto mehr werden diese Steine des Anstoßes gefühlt, desto mehr verwunden diese Ecken und Zacken. Aeußere Umstände tragen hierzu bei; man drängt einander so leicht, man ist sich gegenseitig im Wege, und die Rücksichten, welche man für einander hat und haben muß, sind ebenso viele Bleigewichte für Freiheit und Genuß. Wenn es heißt, daß Alle für einander leben, lebt eigentlich Niemand voll und glücklich für sich. Ich stelle nicht in Abrede, daß es hohes und auch dauerhaftes Glück in der Ehe und dem Familienleben geben könne; aber diese Familienleben gehören zu den seltenen Ausnahmen, zu den Echos, die noch von einem verlorenen Paradies herüberklingen. Und — da ich einmal hievon rede — was sagen Sie zu dem Apfel, der in Adam und Eva's Geschichte vorkommt? Er hat sich fortgeerbt, und die meisten Familien auf Erden bekommen einen Apfel zu beißen, der Zwietracht und Noth hervorruft. Wollen Sie wissen, Franziska, wo der größte Mangel, die größte Langeweile, der größte Neid, die größte Bitterkeit und der innerlichste gegenseitige Haß zu Hause sind; wollen Sie wissen, wo die

thränenvollsten Augen, die bleichsten Wangen, die freudelosesten, mattesten Herzen gefunden werden? — ich will Ihnen dies Alles in der Ehe, in dem häuslichen Kreise, mit Einem Worte im Familienleben zeigen!"

Ich kann nicht sagen, wie mir bei diesen Schilderungen Stellan's zu Muthe ward. Denn ich mußte in vielen Dingen die Wahrheit derselben anerkennen, und obgleich ich seinen Gesichtspunkt einseitig fand und über manche Züge, wie z. B. über den sauern Kleister, lächeln mußte, so gaben mir andere doch wirkliche Herzensstiche. Ich erschrak bei dem Gedanken, daß es so viel geistige Armuth, so viel tiefes Elend im Familienleben gebe. Aber ich liebte die Idee desselben, ich glaubte an diese, und sie war wie zusammengewachsen mit dem Besten, was ich in mir hatte. Jetzt schien sie mir durch Stellan entheiligt zu sein, ich fühlte Unmuth, ich fühlte Angst und Schmerz, und tausend gemischte Gefühle machten, daß ich in Thränen ausbrach, während ich fast schreiend ausrief: „Aber ich bin glücklich, Bär ist glücklich, wir sind glücklich!"

„Ja jetzt! in den Flitterwochen, vielleicht noch ein, zwei, drei Jahre," — sagte der unbarmherzige Stellan — „aber lassen Sie die Jahre, lassen Sie Kinder und Sorgen kommen.... Sie bekommen z. B. zehn Mädchen; — was wollen Sie mit ihnen allen machen? Kein Geld, keine Heirath; ein Mädchen lahm, eins skrophulös ...."

„Zehn Mädchen!" Ich erschrak; ich sah sie schon alle um mich herum, groß, lang, fordernd, daß ich ihnen Glück geben sollte, wie ich ihnen das Leben gegeben hätte; ich sah eins gebrechlich, eins skrophulös — ich sank nieder unter dieser Bürde, welche mich überwältigte, und während ich weinte, ohne ein Wort sagen zu können, stand Stellan auf, warf meine letzte Monatsrose fort und ging hinaus, der Abscheuliche! Ich wünschte beinahe, ihn nie wieder zu sehen!

„Zehn Mädchen!“ Ich konnte lange an nichts Anderes als an diese Worte denken. Aber allmälig suchte ich mich zu beruhigen und begann ernst und als Christin die Sache zu bedenken. Und nach und nach erhielt diese ein ganz verändertes Aussehen. Ich erschrak nicht mehr über meine zehn Mädchen, ich ward mit ihnen ganz vertraut. Ich wollte mich ihnen ganz und gar widmen, wollte sie zu gottesfürchtigen und fleißigen Menschen machen; sie sollten froh und gut werden, einander lieb haben und sich mit gutem Muthe in der Welt zeigen können. Je mehr ich mein Familiengemälde betrachtete, desto freundlicher ward es. Ich fing ordentlich an, meine zehn Mädchen innig lieb zu gewinnen, und am meisten die Lahme und Skrophulöse. Ich machte mir keine Illusionen vor; aber ich fühlte in meinem gestärkten Herzen, daß es wirklich gelingen und daß ich mit Gottes und Bär's Hülfe meine zehn Mädchen glücklich machen würde, und ich dachte, wie ich am jüngsten Tage so reich kommen und sagen würde: „Vater! hier bin ich mit den Kindern, die Du mir gegeben hast!“ So dachte, so fühlte ich, und ich ward ruhig und froh im Gemüthe. Ich ging in den Birkenhain hinaus, um meine rothen Augen und Wangen abzukühlen; dann hatte ich etwas in Küche und Vorrathskammer nachzusehen, und mit dem Einen und dem Andern hatte ich beinahe meine zehn Mädchen vergessen; aber als Bär nach Hause kam, fielen sie mir auf ein Mal alle zusammen gar schwer aufs Herz. Ich ward wieder recht kindisch. Als Bär mich zu küssen kam, legte ich meinen Arm um seinen Hals und sagte, indem ich zugleich weinte und lachte: „Nicht wahr, Bär, Du wirst mich lieb haben und zufrieden sein, und wir werden glücklich sein, auch wenn wir zehn Mädchen bekommen . . . . und Du wirst sie alle lieben, auch wenn sie lahm und skrophu— . . . . . .“ Ich konnte hier nicht recht ausreden: „Guter Bär!“ Er schnitt ein so entsetzliches Gesicht und sah

aus, als hätte er seine zehn Mädchen schon auf dem Halse. Aber als er mich so aufgeregt sah, ward er wirklich unruhig, gab mir ein Glas Wasser und bat mich, Schwedisch zu reden. (Er glaubte vermuthlich, daß „zehn Mädchen" etwas Hebräisches wäre.) Ich erklärte ihm die Sache im deutlichen Schwedisch, und jetzt lachte er tüchtig und versicherte mich, daß wir immer glücklich sein, und daß er mich und die Kinder, die ich ihm schenkte, immer lieben würde. In demselben Augenblicke trat Stellan herein. Er schien verlegen und betrübt zu werden, als er mich so aufgeregt sah; aber in meiner Herzensfreude reichte ich ihm die Hand und rief aus: „Wir werden glücklich sein, mein Bär und ich, wir werden auch mit zehn Mädchen glücklich sein, und wenn sie auch alle zusammen gebrechlich wären. Wir werden uns gegenseitig und auch diese lieben!"

Stellan ward wirklich gerührt; er erröthete, küßte meine Hand und bat um Verzeihung, daß er so unartig gescherzt habe. Bär war engelgut gegen mich und wollte sich nicht zu Tische setzen, bis ich ruhiger geworden wäre. Ich beeilte mich damit, konnte aber doch die Bissen nicht recht hinunterbringen. Ich glaube, meine zehn Mädchen saßen mir im Halse. Außerdem glaubte ich, daß Bär mich mit einer gewissen Bestürzung anblickte. Zehn Mädchen! Das war gar zu viel!

Aber ich will nicht mehr daran denken. Während Bär und Stellan einen Spaziergang machen und der Abend die Scenen der Natur in Sepia und Tusche ausmalt, will ich wieder einen Blick auf Vetter Stellan's Ziergemälde des Familienlebens werfen. Sind sie wirklich wahr? In manchen einzelnen Fällen — ach ja! aber im Allgemeinen — nein, o nein! Und wäre auch noch in irdischen Familien mehr Schatten als Licht — allweiser Künstler, der Du in so herrlichem Licht des Lebens großes Gemälde gemalt hast — Du wirst uns lehren, unsere Farbe besser auf unsern kleinen Teppich auf-

zutragen. Doch Du hast es uns schon gelehrt; und auf uns kommt es jetzt an. Arbeiten wir mit Ernst und Wahrheit, so wird auch unser Familiengemälde schön werden und würdig seiner Stelle im Museum der Seligen.

„Man findet," sagt Stellan, „bei den Menschen Etwas, das sie ewig von einander abstößt." Ich gebe das zu, man findet Neid, Ansprüche, Unbilligkeit, Langeweile, tausend größere und geringere Steine des Anstoßes, welche bittere Gefühle verursachen können. Ich gebe zu, daß sie am schärfsten gerade da empfunden werden, wo der Kreis am meisten geschlossen ist, im Familienleben. Doch wie? Gibt es denn keine Kraft — mild und mächtig — deren Wirksamkeit darin besteht, Alles auszugleichen und zu versüßen und das Böse in Gutes zu verwandeln? Wer muß sich nicht hierbei jener Lehre des Apostels erinnern, und wer hat sie nicht schon tausendmal in seinem Leben gesegnet: „Die Liebe ist geduldig und mild u. s. w." Ich will einige der von Stellan geschilderten Familienscenen vornehmen. Ich lasse die äußeren Verhältnisse dastehen, führe aber in das Innere der Familien die Engelsschwestern Wahrheit und Liebe. Sieh, wie das Gemälde verändert wird! Sieh z. B. die Familie mit den talentvollen Kindern und den weniger gebildeten Eltern. Wahre Bildung, wahre Aufklärung hat die Kinder veredelt. Es fällt ihnen nicht ein, die guten und redlichen Eltern gering zu achten, weil sie vielwissender sind als diese. Sie wissen, daß der wahre Menschenwerth in der sittlichen Güte, in dem rechtschaffenen Wandel liegt. Sie umgeben die Alten mit Ehrfurcht und Dankbarkeit, und mit ihren Talenten beleben sie deren Haus und verschönern die Tage derselben. Und dann die drei Grazien! In der That, ein trauriges Gemälde. Ich muß gähnen, wenn ich daran denke; aber nicht das Familienband ist es, sondern

Eitelkeit, Hochmuth und innere Leere, was sie in diesen Puppenzustand versetzt hat.

Wenn Stellan das Glück aus den Familien wegweist, so möchte ich wol wissen, wohin er es verlegt. Ich werde ihn fragen, welchen Menschen und welche Lebensstellung er selbst für die glücklichste ansieht. Etwa eines Junggesellen Leben? Aber dann müßte dieser ein Egoist sein, der alle Bande der Natur verleugnet. Ich beneide Keinen um eine solche Glückseligkeit; aber ich werde Stellan fragen, ob er selbst glücklich ist.

Den 13.

Ich habe Stellan gefragt. Er wollte zuerst eine ausweichende Antwort geben, scherzte und war witzig, aber ohne Freudigkeit; als ich jedoch immer ernster fragte und ihn die Wahrheit zu sagen bat, ward auch er ernst und sprach: „Ich bin nicht glücklich. Das Leben scheint mir arm, und ich fühle oft eine fast unerträgliche Leere in mir selbst."

„Ach Gott Lob!" rief ich ganz entzückt und gerührt aus. Er sah mich verwundert an. „Sie sind also nicht," fuhr ich fort, „ein unwürdiger Egoist; dies müßten Sie sein, wenn Sie bei Ihrer Art zu denken glücklich sein könnten. Sie haben mir das eheliche Leben so geschildert, daß man dazu weinen könnte; aber ich, Stellan, könnte Ihnen das Leben eines Junggesellen schildern, und Sie würden es so elend, so trocken finden, daß Sie keine Prise Schnupftabak dafür geben möchten. Aber dessen bedarf es bei Ihnen nicht, Stellan. Sie sind ein guter und denkender Mensch; Sie werden des Lebens wahren Werth einsehen wollen und werden übertriebenen Ansprüchen und übertriebener Empfindlichkeit entsagen; Sie werden glücklich werden durch edle Beschäftigungen, durch eine liebenswürdige Gattin, durch Haus- und Familienleben."

Er lächelte halb wehmüthig, schüttelte den Kopf und sagte etwas von saurem Kleister.

„Aber, Vetter Stellan," sagte ich, „auch in meinem Hause fallen Wirthsschaftsgeschäfte vor, auch hier wird gewebt, gekleistert und gescheuert. Ist es denn hier so unbehaglich?"

„Wenn alle Frauen wären wie Sie, Franziska," entgegnete Stellan. Er nahm meine Hand, küßte sie, sprach etwas von „dieser weißen, feinen Hand", küßte sie wieder und wieder, ward roth und warf mir einen wunderlichen Blick zu. Auch ich ward roth; es ward mir wunderlich zu Muthe; ich zog meine Hand zurück, fing an vom Wetter zu reden und begab mich gleich darauf in die Küche hinaus Eine dumme Scene im Ganzen! Sie darf nicht so unbesprochen wiederkommen. Nein, so wahr mein Bär lebt und ich seine Fanny bin. Denke, wenn ma chère mère's Vorlesung mir einst wohl zu Paß kommen, wenn ich wirklich Gelegenheit bekommen sollte, zu sagen: „Mein Herr, Sie irren sich u. s. w." Aber geradewegs zu meinem Manne gehe ich ich doch in keinem Falle und sage: „Lieber Freund, so und so ist es." Eine Frau, die ihren Mann und ihre Pflicht liebt, muß sich selbst sichern können. Man braucht sich deshalb nicht zu gensdarmiren. Aber vielleicht thue ich dies schon in diesem Augenblicke, wo ich über eine so geringe Sache erschrecke.

Indessen habe ich eine Art Genugthuung darin, zu wissen, daß Stellan mit seiner Weise zu denken und zu fühlen nicht glücklich ist. Und hätte ich recht nachgedacht, so hätte ich ihn gar nicht erst darnach zu fragen brauchen. Stellan ist mit allen seinen Gaben doch ein Ennuyé. Er öffnet ein Buch, liest ein wenig, gähnt und wirft es wieder weg; er nimmt ein Zeitungsblatt und macht es ebenso. Er beginnt eine Zeichnung und läßt sie unvollendet. Er hat für Nichts recht Lust und Interesse. Er ist gerne draußen in der freien Luft, liebt

die Natur, die Blumen, wird aber so leicht von dem Geringsten gestört. Bald ist es zu kalt, bald zu warm; zuweilen ist es windig, und der Wind ist ihm etwas Entsetzliches. Sonderbar! Dieser Mann, in dem Alltäglichen so zimperlich und bequem, ist doch, wie ich von Bär gehört habe, in den Stunden der Gefahr ebenso entschlossen als kühn. Er hat einen guten Kopf, schöne Kenntnisse und könnte vielleicht ein ausgezeichneter Mann werden, wenn er sich die Mühe geben wollte, ernstlich zu studiren. Aber vermuthlich riecht er sauren Kleister auch in den Büchern. Und darin hat er wol Recht, in mehr als einer Beziehung.

Den 14.

Nein, ich hatte nicht so Unrecht, mich zu gensdarmiren und auf meiner Hut zu sein. Gerade Kleinigkeiten sind es, auf die man Acht geben muß; denn wahr ist das Sprichwort: „Aus einem kleinen Funken wird oft ein großes Feuer." Wie manche junge Frau bekam nicht, verdient oder unverdient, einen Fleck auf ihren Ruf, nur weil sie in Kleinigkeiten nicht vorsichtig war!

Wir hatten den gestrigen Nachmittag auf Svanö verbracht. Vetter Stellan war ungemein munter und artig. Als wir nach Hause kamen, forderte er Bär und mich zum Ringwerfen auf. Ich nahm den Vorschlag eifrig an, und bald flogen die Ringe, umwunden mit Rosenbändern, zwischen den grünen Bäumen umher, und munter und behende fingen wir sie auf unsere Stöcke auf. Bär warf einige Male, ward aber bald müde, pustete, sagte, daß er das anstrengende Vergnügen zum Henker schickte, und ging ins Haus. Ich erkenne meinen Fehler, Marie! Als eine vernünftige und pflichtgetreue Frau hätte ich meinem Manne folgen müssen. Aber ich war so herzlich vom Spiele belustigt und hatte gar keine Neigung, aufzuhören. Warm, eifrig und fast ausgelassen fuhren Stellan und ich fort, unsere Ringe zu

werfen. Wir kamen während dessen immer weiter vom Hause weg; es fing an zu dämmern, sodaß wir die Bahn der Ringe nicht mehr so sicher bestimmen konnten, und Stellan's Ring blieb in einer Birke hinter mir hängen. Ich sprang dorthin und begann zu hüpfen, um ihn zu erreichen, als ich plötzlich mich von Stellan umfaßt fühlte, während seine Lippen nahe meinen Locken flüsterten: „Fanny, liebe Fanny!" Ich ward warm von tausend wunderbaren Gefühlen, aber in einem Nu machte ich mich los und sagte — sonderbar genug, gerade mit ma chère mère's Worten: — „Baron S., Sie irren sich! Dort — auf dem Baume hängt Ihr Ring." Und mit solchem Ernst sprach ich dies, daß ich sogleich verstanden ward. „Aha!" sagte Stellan — wie es mir schien, etwas verwirrt, indem er den Ring herunterholte. „Es wird jetzt kühl", fuhr ich fort, „es ist am besten, hineinzugehen." Und ohne Weiteres eilte ich ins Haus. Stellan folgte mir langsam, eine Arie aus Fra Diavolo brummend. Erst eine halbe Stunde später kam er hinein. Ich saß neben meinem guten Bär und erzählte ihm, daß ich ihn lieb hätte — welche Mittheilung er mit seiner gutmüthigen Paschamiene entgegennahm — als Stellan eintrat. Er hielt einen schönen Zweig wilder Rosen in der Hand, welchen er mir mit den Worten reichte: „Ich habe alle Dornen weggenommen!"

„Vielen Dank!" sagte ich, nahm den Zweig und steckte ihn — an meine Brust. Nein, Marie, das glaubst Du nicht, und es war auch nicht so; ich steckte ihn Bär ins Knopfloch. Stellan brummte aufs Neue seine Arie, und kurz darauf trennten wir uns etwas kalt.

O nein, mein Bär! Dein Vertrauen soll nicht zu Schanden werden, und ich will es auch nicht im Geringsten hintergehen. Meine zehn Mädchen werden von ihrer Mutter wenigstens die Erbschaft eines unbefleckten Rufs und guter Beispiele erhalten

Aber was soll ich jetzt machen? Ich will nicht mehr den ganzen Tag drinnen sitzen, um Vetter Stellan Gesellschaft zu leisten. Auch kann ich nicht aus dem Hause laufen, da Bär mich so ausdrücklich gebeten hat, zu Hause zu sein. Noch weniger will ich gerade zu ihm gehen und sagen: „Mein Freund, so und so ist es" u. s. w., denn dies würde nur seine Ruhe und sein Verhältniß zu seinem jungen Freunde trüben; und dieser hat doch gewiß keine böse Absicht, sondern ist nur leichtsinnig. Ich weiß jetzt, wie ich es machen werde; heute Vormittag habe ich Wirthschaftsgeschäfte; Nachmittag fahren wir nach Carlsfors und stellen Stellan ma chère mère vor. Morgen kommt Serena zu mir, und dann will ich Himmel und Erde aufrühren, um Serena acht bis vierzehn Tage auf Rosenvik bei mir behalten zu können. Ich werde Bär zwingen, das ganze Dahlsche Haus zu tyrannisiren. Serena hat Gutes davon und auch ich.

Den 15.

Es ist verdrießlich, daß Vetter Stellan gerade auf Jane Marie's Methode in der Aeußerung seiner Unzufriedenheit verfallen sollte. Es ist wol einiger Unterschied in der Art und Weise; denn Stellan grollt nicht gerade, aber er erkünstelt eine Gleichgültigkeit und Kälte, die nicht weniger als angenehm sind und mich überzeugen zu wollen scheinen, daß ich die Person sei, nach welcher er am wenigsten in der Welt fragt. Ich suche ihn zu überzeugen, daß ich es nicht merke. Aber es thut mir immer leid, nicht im vollen freundschaftlichen Verhältnisse mit Allen, die um mich sind, zu stehen. Indessen bin ich jetzt kalt gegen Stellan, er könnte fast glauben, daß ich ihn zurücklocken wollte.

Wir verbrachten den gestrigen Tag auf Carlsfors. Stellan ward auf eine sonderbare Weise von ma chère mère empfangen.

„Ich habe Ihren Vater gekannt, mein Baron," sagte sie; „das war ein braver Mann, aber ein bon vivant. Ich habe sagen hören, daß der Sohn dem Vater ähnlich sein solle; und obgleich man den Baum ehren muß, von dem man Schatten hat, so muß ich doch sagen, daß Sie ein besseres Beispiel befolgen könnten. Nun, nun, Ihr Vater bekehrte sich in spätern Jahren, und ich hoffe, daß der Sohn es auch so machen und sich in Zeiten nach einer guten Heirath umsehen werde. Daran würden Sie klug handeln, mein Baron, denn das Sprichwort sagt: „Jung gefreit, hat noch Niemand gereut" und: „Besser einen Kuchen mit Ruhe, als zwei mit Unruhe."

Stellan sah ganz überrascht und etwas aufgebracht aus über diese unerwartete Merkuriale. Ma chère mère schien überhaupt nicht bei der friedlichsten Laune zu sein, und als wir uns recht umsahen, fanden wir das ganze Haus in Kampf verwickelt. Jean Jaques war mit ma chère mère wegen neuer Einrichtungen, die er auf dem Gute treffen, und alter Misbräuche, die er abschaffen wollte, zusammengerathen. Der Streit zwischen dem Alten und Neuen war auf Carlsfors ausgebrochen. Aber ma chère mère hielt die Zügel der Regierung fest in der Hand, und Jean Jaques, genöthigt nachzugeben, fand mit Recht seine Stellung auf Carlsfors höchst unangenehm. Alles Dieses klagte er meinem Bär. Jane Marie war in offener Fehde mit Ebba und erzählte mir in bitterm Tone alle die Ungerechtigkeiten, die sie erlitt, und die in einer Menge solcher Kleinigkeiten bestanden, daß ich eher geneigt war, darüber zu lachen als zu weinen; denn es ist ebenso lächerlich als jämmerlich, wenn Menschen, welche sorgenfrei leben könnten, sich selbst einander das Dasein durch eine Menge unnöthiger, selbsterschaffener Wirren versauren. Ich suchte auf schonende Weise Jane Marie hierauf aufmerksam zu machen; aber es war nicht recht angebracht. Jane Marie ward darüber aufgebracht,

daß man Das als Kleinigkeit betrachten könne, was ihrer Würde zu nahe träte, und sie gab mir zu verstehen, daß sie selbst gar wohl im Stande sei, zu beurtheilen, was in diesen Sachen von Gewicht sei oder nicht.

Ich hatte fest beschlossen, es nicht wieder zwischen Jane Marie und mir grau werden zu lassen, und fühle außerdem jetzt ein so lebhaftes Bedürfniß nach Einigkeit, daß ich ohne Rücksicht auf Jane Marie's vornehme Miene und Sprache blos entgegnete: „Ja gewiß, beste Marie, eben Deine Bildung, Dein Verstand stellen Dich, wie ich glaube, hoch genug über Ebba, um mit ihrem kindischen Unverstande Nachsicht zu haben, ohne daß sie Deine Güte misbrauchen sollte."

„Du kennst Ebba nicht," sagte Jane Marie etwas ruhiger, „sie ist voll von Eigenliebe, Ansprüchen und Uebermuth. Sie würde sich auf meine Nase setzen, wenn ich nicht, ihr vis à vis, einen hochfahrenden Ton führte."

Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, daß alle Menschen einen überwiegenden Fond von Billigkeit und gesunder Vernunft besäßen, wo ich glaubte, daß sie nichts Besseres begehrten, als aufgeklärt zu werden, daß, wenn sie nur die Wahrheit zu hören bekämen, sie dieselbe erkennen müßten, und daß, wenn sie dieselbe erkannt hätten, sie ihre Fehler berichtigen und in Folge dessen zufrieden und glücklich werden würden. Zu jener Zeit sagte ich Manchem die Wahrheit, sparte niemals gute Rathschläge und machte mich gern zum Friedensmäkler in Zwistigkeiten; — aber ich fand höchst selten, daß ich Jemandem und am wenigsten mir selbst einen Dienst damit erwiesen hatte. Und die Wahrheit zu sagen, haben die Gegendienste dieser Art, welche einige gute Freunde mir erzeigt haben, besonders dazu beigetragen, mich zu überzeugen, daß die gar zu offenherzige Methode in solchen Fällen gerade nicht die beste ist. In spätern Zeiten bin ich höchst vorsichtig geworden, Leuten die Wahrheit zu sagen, bin ganz sparsam mit guten Rathschlägen und

habe eine richtige Furcht davor, als Friedensmäkler in einen Zwist hineinzugerathen, oder mit anderm Wollen „dazwischen zu sitzen". Wenn ich indeß ohne mein Verschulden in dies traurige Amt gerathe, verschließe ich mit einem Seufzer das Herz in der Brust, suche mein Bestes zu thun und wende die Erfahrung an, die ich bei meinen misglückten Versuchen gewonnen habe. Demgemäß sagte ich jetzt nicht zu Jane Marie:

„Meine beste Jane Marie! Gerade Du selbst bist ja hochmüthig und anspruchsvoll. Gerade Deine Fehler rufen diejenigen Ebba's hervor. Wärest Du vernünftiger in Deinem Benehmen, so wäre sie weniger übermüthig in dem ihrigen."

Ich sprach keinen von diesen Gedanken meines Herzens aus, sondern seufzte blos und sagte:

„Das arme Kind! Sie hat gewiß eine schlechte Erziehung erhalten! Die, welche eine bessere erhalten haben, müssen sie entschuldigen; eine schwache Erziehung ist ein wirkliches Unglück!"

„Ja, ein wirkliches Unglück!" stimmte Jane Marie, wie es schien, für Ebba milder gestimmt, ein. Aber auch mit ma chère mère war Jane Marie ganz unzufrieden. Jene hatte gestern den Himmelwagen anspannen lassen und zu Jane Marie und Ebba gesagt: „Eine von Euch kann mich begleiten." Als der Wagen vorgefahren war und ma chère mère schon lange darin saß, kamen zu gleicher Zeit Jane Marie und Ebba, in der Absicht mitzufahren. Blos Eine von ihnen konnte an ma chère mère's Seite Platz bekommen; Beide hatten Lust zur Fahrt. Als nun am Wagentritt ein ganz heftiger Zwist zwischen den beiden Schwägerinnen entstand, gab ma chère mère plötzlich den Pferden die Peitsche und fuhr allein im Himmelwagen davon, zum großen Aerger und Erstaunen der Zankenden.

An Ebba's Seite im Parke gehend — Ebba ist seit ihrer Morgenpromenade eine Liebhaberin des Landes ge-

worden — hörte ich später alle ihre Klagen über Jane Marie. Jane Marie hatte so unerträglich vornehme Mienen gegen Ebba; Jane Marie hatte sie eine Närrin genannt; Jane Marie wollte immer die Erste sein, wollte immer zuerst durch die Thüre gehen, immer zuerst bei Tische bedient sein; Jane Marie wollte Alles besser und prächtiger haben als Ebba, nannte Ebba's Kleider und Putzsachen gewöhnlich, von simplem Geschmack, fand immer Fehler an Ebba und Dem, was Ebba besaß, während sie ihre eignen Sachen erhob und sie ausgesucht, distinguirt und vortrefflich nannte. Die arme Ebba härmte sich darüber gar sehr. Auch ich härmte mich darüber, aber auf andere Weise. — Wir standen jetzt am Rande eines rauschenden Flusses, dessen Ufer mit Laubwerk und Blumen reich geschmückt waren. Alles um uns her war schön, frisch und ruhig. Ich ward hierbei warm ums Herz und fühlte, daß ich mit Ebba auf eine andere Art als mit Jane Marie sprechen könne. Ich schlang daher plötzlich meinen Arm um sie und sagte: „Liebe Ebba, willst Du glücklich sein?"

„Ja, gewiß!" antwortete Ebba, indem sie mich verwundert ansah.

„Ach, meine kleine Ebba!" fuhr ich innig fort, „dann hafte niemals an solchen Kleinigkeiten und lasse Dich nie von ihnen stören. Sieh, wie um uns herum Alles so schön und herrlich ist! — und Du hast Dich daran nicht erfreut, hast es kaum bemerkt, weil Jane Marie vornehmere Mienen hat und kostbarere Sachen als Du! Meine liebe Ebba, ist es nicht erbärmlich, daß wir das viele Gute und Schöne, welches das Leben bietet, uns durch so Etwas verderben sollen?"

Alles zu wiederholen, was ich in meinem Eifer hierüber sagte, würde zu weit führen; genug, ich fand bei Ebba ein williges Ohr und schilderte ihr das Thörichte in solchen Streitigkeiten und die Qual der Bitterkeit, welche sie erzeugen, sodaß Ebba darüber lachte und weinte.

Sie versprach meinethalben in Zukunft Jane Marie alle die Vortrittsrechte, denen sie nachstrebte, im Frieden zu lassen.

Indessen hatte Bär auch seinerseits bei ma chère mère und Jean Jaques dazwischen gesessen. Er hatte durch seinen Einfluß es dahin gebracht, daß Jean Jaques versprach, künftig ma chère mère weniger heftig mit reformirenden Maßregeln zu überhäufen, und diese hatte er vermocht, die Sache zu überdenken, welche Jean Jaques vorgeschlagen hatte. Was that Vetter Stellan während der Zeit? Er beschäftigte sich mit Denen, die frei vom Streite waren, machte sich angenehm bei allen Damen der Reihe nach, außer bei mir, und es gelang ihm auch, Allen recht wohl zu gefallen, ma chère mère nicht ausgenommen, welche gegen mich äußerte: „Himmel, er ist ja recht artig, der Baron S. Er vertheidigt seinen Teller vollauf. Er ist ein gesetzter junger Mann."

Ich freute mich während des Abends über Ebba, denn sie hielt trefflich ihr Versprechen, und anstatt Jane Marie ihre geliebten Privilegien streitig zu machen, kam sie derselben verschiedene Male entgegen. Jane Marie sah anfangs aus, als vermuthe sie unter diesem Benehmen eine Kriegslist; als sie aber den freundlichen Ernst bei Ebba erblickte, ward auch sie ganz verändert gegen sie und stieg bedeutend von ihren hohen Ansprüchen herab.

Wir närrischen Menschen! Wie wir uns selbst und Andere plagen! und könnten doch oft so leicht das Gemälde des Unfriedens und der Unruhe in ein Gemälde des Friedens und der Ruhe verwandeln. Als Bär und ich nach Hause gekommen waren, erzählten wir einander gegenseitig „unsere Mandaten" und wie jedes **von** uns auf seiner Seite „dazwischen gesessen" hätte. Wir empfanden mit Freude, daß niemals Jemand bei uns in dieser Bedeutung „dazwischen zu sitzen" nöthig haben werde. Gerade jetzt erhielt ich die Nachricht von Tante Ulla's Tode. Meine gute Marie! Ich konnte dabei

nichts Anderes sagen, als: „Das ist gut!" besonders da ich hörte, wie gut sie gestorben war. Tante Sophie, welche hierüber schrieb, fügte hinzu: „Anne-Marie kann jetzt in ihr Zimmer einziehen, welches viel bequemer und heiterer ist als das, womit sie sich bis jetzt hat begnügen müssen." Es gibt Menschen (harmlose, friedliche Menschen), deren Hingang gut ist, besonders deshalb, weil er Platz macht. Dieser Gedanke macht mich betrübt. O! wenn ich je einmal meine Nächsten drängen sollte, wenn Jemand unter ihnen sich sehnen sollte, einst an meinen Platz zu kommen, dann will ich fort, fort! Hier sitze ich jetzt und weine bei dieser Vorstellung und beim Gedanken an meine zehn Mädchen.

Siebenter Brief.

Rosenvik, d. 16. Juli.

Gestern begannen Serena und ich unsere Gesangübungen. Um zehn Uhr Vormittags tanzte ein kleines, hübsches braunes Pferd mit einer leichten und anmuthigen Bürde vor meine Pforte hin. Eine schwerfällige Kalesche, antik wie deren Besitzer, rollte mit den Patriachen hinter der Amazone her. Ich war froh, das ehrwürdige Paar bei mir zu sehen, und glücklich, Serena empfangen und behalten zu können, welche, durch den Ritt und die Schönheit des Morgens belebt, schon ein frischeres Leben zu athmen schien.

Ich hatte ein kleines Frühstück in Bereitschaft, und meine Eier, meine frische Butter, meine schäumende Chocolade wurden nicht wenig gepriesen. Nachdem die guten Alten gefrühstückt und Rosenvik in Augenschein genommen hatten, fuhren sie wieder davon, und ich behielt

Serena für den Tag. Ich bat dringend, daß man nicht vor neun Uhr Abends nach ihr schicken möchte, und es ward mir versprochen. Zärtlich umarmten die guten Großeltern ihren Liebling, welcher sie unter tausend anmuthigen Aufmerksamkeiten bis zum Wagen begleitete.

Hierauf hatten wir eine Singstunde. Serena hat eine schwache, aber reine Altstimme. Unsere Uebungen werden hauptsächlich die Stimme und das Notenlesen betreffen, denn ihr Ausdruck und Vortrag sind wirklich vortrefflich. Dies hat ihre eigne Seele, ihr eigner Geschmack ihr besser gelehrt, als es je ein Meister hätte thun können. Es peinigte mich, Serena Fräulein zu nennen. Sie gehört zu den Wesen, welche ich aus einem unwillkürlichen Triebe mit dem gefälligen Wörtchen Du anreden möchte. Ich bat, so zu ihr sagen zu dürfen, und bot ihr an, mich Tante zu nennen (der langweiligste Titel, den ich kenne), wenn doch mein höheres Alter einigen Respect fordern sollte. Serena weigerte sich lachend, mich meines Alters wegen zu verehren, und bat mich — wenn nichts Anderes im Wege stände — auch Du zu mir sagen zu dürfen. Froh willigte ich ein und fand zu meiner Verwunderung, daß ich nur vier Jahre älter war als Serena. Serena ist dreiundzwanzig Jahre alt; doch läßt die Feinheit der Farbe und der Gestalt dies nicht erkennen.

Nachdem wir diese Angelegenheit abgemacht hatten — lache nicht; das Du und Du ist in Schweden wirklich ein wichtiger Moment in einer Bekanntschaft, ein großer Schritt vorwärts, zuweilen auch rückwärts — nahmen wir unsere Arbeit, gingen hinaus und setzten uns auf eine Bank im Schatten der Linden und Fliederhecken. Serena, deren feine Finger in mehreren kleinen Handarbeiten außerordentlich geschickt sind, hatte einige Blumen gepflückt und übte sich, mit größter Genauigkeit deren Samenkapseln und kleinen Theile nachzuahmen. Vetter Stellan war schon seit früh am Morgen auf einer

Jagdpartie mit den Brüdern Stålmark. Ich freute mich, mit Serena allein zu sein. Ich war neugierig, sie von Bruno sprechen zu hören, und wandte bald das Gespräch auf ihn. Bei seinem Namen seufzte sie, und auf meine Frage, ob sie glaube, daß Bruno ein böses Herz habe, entgegnete sie lebhaft: „Nein, gewiß nicht! Sein Herz war gewiß gut und auch weich; warum wäre er sonst so gut gegen mich gewesen, die ich ein schwaches und kränkliches Kind war und Andern nur beschwerlich sein konnte. Sehen wir dort nicht Ramm jenseit des Sees? Ich erinnere mich dessen noch so wohl, wie Bruno mich dort in den Wäldern umhertrug oder mich in meinem kleinen Wagen fuhr. Die ersten Eindrücke, die ich von der Schönheit des Lebens und der Natur empfand, sind aus dieser Zeit. Ich erinnere mich noch, wie mir das Gesäusel im Walde so wohl gefiel, und wie ich über die Blumen entzückt war, die er für mich pflückte. Wenn er sang, so sang ich mit, und wenn er, mich auf dem Arme tragend, von einer Bergkluft zur andern sprang, fühlte ich keine Furcht, sondern nur einen kleinen Schauder, worin mehr Wonne als Unruhe lag. Nie war er gegen mich ungeduldig oder unfreundlich, und ich werde nie vergessen, wie er einmal im Begriff war, einen seiner Brüder zu schlagen, sich aber zurückhielt, als ich ihn beim Namen rief und zu weinen anfing. Warum war er zärtlich gegen mich, wenn sein Herz nicht im Grunde gut und liebend gewesen wäre? Einst rettete er auch mein Leben nicht ohne Gefahr seines eignen. Es war im Parke bei Ramm. Staare hatten dort in einer hohen Eiche ihr Nest gebaut, und in kindischem Unverstande begehrte ich, die Eier zu bekommen. Bruno setzte mich ins Gras hin und kletterte den Baum hinauf, stürzte aber auf einen Hülferuf von mir sogleich von einem der Zweige des Baumes herab und erfaßte unter einem Ausruf des Schreckens eine Schlange, die sich um meinen Hals geschlungen hatte. Ich sah ihn die Schlange erwürgen und

ihren Kopf zertreten. Dann nahm er mich in seine Arme, und ich erinnere mich noch, daß er weinte, und daß ich ihn damals durch meine kindlichen Liebkosungen zu beruhigen suchte. Ach! man hat ihn gewiß nicht klug behandelt, man hat gewiß nicht auf seine Fähigkeit zu lieben genug Rücksicht genommen. Er würde dann seiner Mutter keine Sorge gemacht haben und nicht aus seinem Hause und seinem Vaterlande geflohen sein."

„Erinnerst Du Dich noch, wie er aussah?" fragte ich.

„Nicht klar; es scheint mir, als sähe ich gleichsam durch einen Nebel einen schönen, rothwangigen Knaben mit großen, schönen Augen. Aber wenn ich das Bild deutlicher zu fassen suche, so erblaßt es."

„Und weißt Du, was seine Flucht aus dem Hause bewirkte?"

„Man hat mir gesagt, daß es eine Entzweiung mit seiner Mutter und eine harte Behandlung von ihrer Seite gewesen sei. Sie sollen viele Aehnlichkeit in ihren Gemüthern gehabt haben und wandten Beide Härte gegen Härte, Gewalt gegen Gewalt an. Bruno soll in seiner Landesflucht gestorben sein. Armer Bruno! Ich habe sein Schicksal recht betrauert. Er war so gut gegen mich!"

Serena seufzte wieder mit dem wehmüthigen Zuge in ihrem Antlitze; auch mich durchfuhr ein trauriges Gefühl. Ich wandte das Gespräch auf andere Personen. Ich sprach von Serena's Großeltern, und Serena ward froh und lebhaft, während wir dieselben priesen. Ueberhaupt scheint das Gefühl der Dankbarkeit in ungewöhnlichem Grade bei Serena vorherrschend zu sein. Es ist, als ob sie von allen Erinnerungen nur diejenigen behalten hätte, welche sie zur Liebe stimmten. Auch wenn sie von einem Buche sprach, geschah es mit dem Ausdruck der Erkenntlichkeit für das Gute, welches sie durch dasselbe genossen hatte. Und dann ihre Worte und ihr ganzes Wesen, wie einfach und anmuthig! Ich hatte sie lieb; sie that

mir wohl. Ich wünschte, daß auch ich mich auf ein Blatt ihres Erinnerungsbuches einschleichen könnte.

Zum Mittage hatten wir Bär, gute Laune, guten Appetit und — ohne Prahlerei — auch gutes Essen. Auf den Nachmittag kam Vetter Stellan, in dem Zustande, den ich für den gewöhnlichen nach Jagdpartien halte, nämlich wildhungrig und ohne Wild. Nachdem wir eine Stunde nach dem Kaffee angenehm verplaudert hatten, beschlossen wir eine Fahrt nach Svanö zu machen und dort unsere Abendmahlzeit zu verzehren. Serena und ich machten Butterbrot zurecht, füllten einige Flaschen mit kalter Schale, legten diese nebst einem Stücke kalten Bratens in einen kleinen Korb, und unsere kleine muntere Gesellschaft wanderte jetzt nach dem Ufer, wo ein kleiner grün angemalter Kahn uns empfing. Stellan ruderte. Ein leiser Wind wehte uns Kühlung zu und kräuselte die Wellen. Serena und ich sangen „la biondina“. So kamen wir an Ort und Stelle. Unter der großen Eiche, auf dem frischen Grashügel von weißem und rothem Geißklee ließen wir uns nieder, ich zwischen meinem Bär und meinem Speisekorbe, Stellan neben Serena, und als ich sie so schön und fröhlich im grünen Grase sitzen sah, während sie für einander Blumensträußchen banden, stieg in mir der flüchtige, vielleicht sündhafte Gedanke einer möglichen Verbindung zwischen ihnen Beiden auf.

Bär rauchte, auf der frischen, duftenden Matte liegend, seine Pfeife, blies langsam die Rauchwirbel gegen den blauen Himmel und hörte seiner Frau zu, die ihm Gott weiß was für närrisches Zeug vom Großmogul u. s. w. vorerzählte. Da erzitterte plötzlich die Luft, und ein Brausen, wie von einem melodischen fernen Sturme, gelangte zu unsern Ohren. Dieser Ton, feierlich, düster, aber schön, machte einen wunderbaren Eindruck. Wir schwiegen Alle und horchten. Alles war einen Augenblick stille; aber da kam wieder ein Wind und auf dessen

Schwingen wieder ein zitternder, trauriger, aber unaussprechlich harmonischer Ton, der mir bis ins Herz drang.

„Es ist die Orgel auf Ramm!" rief ich aus. „Der Wind führt uns den Schall zu. O! wer sie doch mehr in der Nähe hören könnte! Still! still! da kommt es wieder."

Wir horchten. Der melodische brausende Schall kam wieder und wieder, bei jedem fliegenden Winde, der von Ramm herwehte. Aber wir konnten nichts im Zusammenhang fassen; die zitternden Töne stiegen und starben hin; sie glichen den Seufzern eines kummervollen Geistes, und als ich ihnen lauschte, fühlte ich, was mancher Forscher der Vorzeit empfunden haben muß, wenn er auf die abgebrochenen, unbegriffenen Melodien des Daseins Acht gab, und glaubte, daß des Schicksals Wind mit den Saiten auf der Aeolsharfe des Lebens spielte.

Und mich ergriff eine Sehnsucht, eine Qual, welche nur Diejenigen begreifen werden, welche meine Leidenschaft für Musik und Zusammenhang theilen. „Ich muß dies in der Nähe hören!" rief ich mit Bestimmtheit aus. „Serena! wir Beide wollen nach Ramm hinrudern und uns einen klaren Begriff von dieser Musik verschaffen. Ich kann toll werden, wenn ich diese Töne ohne Sinn höre. Bleibe liegen, Bärchen, und rauche Deine Pfeife in Frieden. Ich bitte, laß uns fahren. Bleiben Sie da, Vetter Stellan, wir wollen allein sein, Serena und ich. Wir werden bald wieder hier sein." Die Herren sahen gar nicht zufrieden aus; Bär blieb liegen und brummte; Stellan begleitete uns bis zum Boote; Serena und ich machten uns froh und eifrig auf den Weg. Ich ruderte leicht den leichten Kahn. Die Fahrt war für mich entzückend, denn je weiter wir kamen, desto deutlicher vernahmen wir die Musik. Mir schien, als flöge der Kahn von sich selbst; gleich unsichtbaren Kräften zogen uns die wunderbaren Töne vorwärts. Der Abend ward stiller; die Sonnenstrahlen zitterten in immer dunk-

lerem Gold durch den Wald; immer höher stieg der melodische Sturm. Wir Beide, Serena und ich, empfanden einen hohen Genuß, obgleich auf verschiedene Weise. Mein Herz klopfte heftig und Thränen der Entzückung drängten sich in mein Auge. Serena war ruhiger, ihre weiße Hand spielte mit der Welle, und ihre klaren, schönen Augen blickten still und kindlich fromm, aber mit einem Ausdrucke des reinsten Genusses umher. Beide saßen wir schweigend, aber, begierig, die bezaubernde Musik immer deutlicher zu hören, kamen wir Ramm immer näher. Was soll ich Dir sagen? — Frau Neugierde hatte eine solche Macht im Boote und über mich erhalten, daß Serena's warnende Stimme sich vergebens erhob, und immer näher und näher floß der Kahn Ramms düstern Mauern und legte sich zuletzt still wie ein Schmuggelerboot in den Schatten der Erlenbüsche, dicht unter einem geöffneten Fenster. Hier hörten wir in Tönen, die nicht von Menschenhand zu kommen schienen, die geliebte Melodie „des Necken Polika", in reiche Melodien verflochten, welche an Schönheit und Kraft Alles übertrafen, was ich bisher gehört und mir vorgestellt hatte. Sie waren Kinder einer mächtigen Eingebung. Entzückt, hingerissen beugte ich den Kopf in meine Hände und träumte, daß der König des Meeres, begeistert von des Abends und der Natur Schönheit, selbst sein wunderbares Leben vor uns ergoß, das Leben, welches er in der geheimnißvollen Tiefe, in den Kristallschlössern auf dem Boden des Meeres verbringt. Aber auf ein Mal schwiegen die Töne, und ich erwachte aus meinen Träumen zum Gefühl der Gegenwart. Unwillkürlich ergriff ich die Ruder, und mit einigen leisen Schlägen führte ich den Kahn zur Seite und vom Ufer weg; aber eben so unwillkürlich blickten Serena und ich zu dem geöffneten Fenster hinauf, sahen aber gleich wieder weg, denn der finstere Romilly stand dort in eigner, düsterer Person, und seine Blicke ruhten auf uns. Wir erröthteten, nahmen Beide die Ruder und

kamen, glaube ich, in kürzerer Zeit zurück, als wir hingekommen waren, obgleich unsere Ruder jetzt den Takt ohne Begleitung der Musik schlugen. Diese hatte gänzlich aufgehört. Indessen waren wir beinahe zwei Stunden abwesend gewesen. Vetter Stellan schien ganz schläfrig zu sein. Bär war nicht so recht gut — und es wunderte mich nicht — ward es aber bald wieder vollkommen, als ich ihn herzlich um Verzeihung bat. Ich fühle zuweilen ein gewisses arglistiges Vergnügen darin, auf Gnade und Ungnade zu sündigen und mir den Ablaß von Bär zu erschmeicheln.

Wir verzehrten unsere Abendmahlzeit in Friede und Munterkeit, aber Serena, welche an ihre alten Eltern dachte und erwartete abgeholt zu werden, wandte oft ihre Augen gegen Rosenvik. Ihr Wagen kam fast in demselben Augenblicke, wo unser Kahn an der Brücke landete, und Serena schied von uns, nachdem ich mit ihr verabredet hatte, daß der nächste Singtag am Freitage sein sollte. Vetter Stellan begleitete sie bis zum Wagen und bewies ihr mehrere gefällige Aufmerksamkeiten. Es ist merkwürdig, wie das einen jungen Mann kleidet! „Komm recht bald wieder!" rief ich Serena nach, und ihre freundlichen blauen Augen, aus dem kleinen Strohhute lächelnd, blickten eine fröhliche Gewährung zurück, und mit der Hand grüßend verschwand sie zwischen den grünen Bäumen.

„Das war ein prächtiges Mädchen!" sagte Stellan, der mit mir noch etwas in den Erlen verweilte; „nur Schade, daß sie etwas lahm ist!"

„Für Sie, Vetter Stellan," sagte ich lächelnd, „hinkt doch Alles in der Welt!"

„Aber ich gestehe," fuhr er fort, „daß ich fast niemals bei einer Dame einen geringeren Fehler gesehen habe."

„Ich denke wie Sie, Vetter, und es ist sogar möglich, daß das Auge unter gewissen Verhältnissen in einem solchen Fehler lauter Schönheit sehen kann."

Er lächelte und machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als ob er getroffen wäre. Ich war im Begriff, hineinzugehen, als Stellan mich aufhielt, indem er mit einem gewissen Ernst in der Stimme sagte: „Franziska, Sie sind seit einigen Tagen gegen mich nicht mehr so freundlich wie früher. Habe ich Sie durch etwas betrübt?"

„Ja," antwortete ich offen, „denn ich war nahe daran zu glauben, daß Sie sich an meine Achtung nicht kehrten, und das hat mich betrübt."

„Verzeihen Sie mir!" sagte Stellan freundlich, aber ernst, „und glauben Sie noch Gutes von mir! Ich will nicht gerne ohne Ihre Achtung leben, Franziska. Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie mir glauben und verzeihen!"

„Da!" sagte ich und reichte ihm froh die Hand, verhinderte aber, daß er sie küßte, und ging zu meinem Bär hinein, zufrieden, Stellan's Achtung anstatt seiner Courtoisie zu haben, und etwas zufrieden auch mit mir selbst.

Morgen ist großes Gastmahl bei ma chère mère. Die ganze Nachbarschaft versammelt sich auf Carlsfors. Auch Herr Romilly ist gebeten, obgleich er keinen Besuch dort abgestattet hat. Ich bin sehr neugierig, diese räthselhafte Person wiederzusehen. Seine Töne haben mich vortheilhaft für ihn gestimmt. Wer solche Melodien hervorzaubern kann, muß ein tiefes und starkes Gefühl besitzen.

Den 18.

Ich ward in meiner Hoffnung betrogen, den düstern Nachbar auf Ramm näher betrachten zu können. Er kam jedoch nach Carlsfors, und sein Eintreten machte einen gewissen Eindruck. Mich durchfuhr ein unangenehmes Gefühl, als ich die hohe, schwarzgekleidete Gestalt erblickte, welche mit einem fast drohenden Ausdrucke die

Augenbraunen beim Hereintreten zusammenzog. Ma chère mère, welche in großer Toilette war und wirklich sehr gut aussah, ging ihm majestätisch entgegen und hielt eine ebenso artige als stattliche französische Anrede, welche jedoch der Fremde nicht mehr zu verstehen schien, als wenn es Lappländisch gewesen wäre. Er stand unbeweglich, mit niedergeschlagenen Augen da, und als ma chère mère geendet, sagte er mit leiser Stimme einige Worte, die ich nicht hörte, verbeugte sich tief und verließ sie sogleich. Ich glaube, ma chère mère war jetzt wenig von der ausländischen Artigkeit, die sie vorher so sehr gepriesen hatte, erbaut, und als wäre sie von de Romilly angesteckt, runzelte auch sie die Augenbraunen, während sie ihren Platz wieder einnahm. Einen Augenblick darauf entstand eine sonderbare Bewegung in dem einen Ende des Zimmers. Die Herren traten zusammen, und als die Gruppe sich öffnete, sah man de Romilly, todtenbleich und fast besinnungslos, im Begriff, von zwei Personen unterstützt das Zimmer zu verlassen. Bär begleitete sie hinaus, und ma chère mère bot Alles, was das Haus besaß, zum Dienste des Kranken auf. Nach einigen Augenblicken nahm sie mich mit sich und ging selbst zu ihm hinein.

Herr de Romilly saß in einer Ecke des Sopha's und schien sich erholt zu haben, bedeckte aber das Gesicht mit seinem Taschentuche. Auf ma chère mère's freundliche Fragen antwortete er mit dumpfer Stimme, klagte über heftige Migraine und sagte, daß er sich genöthigt sähe, nach Hause zu fahren, indem sein Kopfschmerz ihn ganz und gar für die Gesellschaft untauglich mache. Ma chère mère sagte, was eine artige Wirthin bei einer solchen Gelegenheit zu sagen pflegt. Der Fremde beugte nur das Haupt in stummem Dank, und wir verließen ihn, nachdem ma chère mère ihn Bär's Obhut empfohlen hatte. Bald darauf hörten wir ihn abfahren.

Jetzt einige Worte von den Vergnügungen des Tages. Ich fange damit an, den Mittag zu überspringen, der,

gleich allen großen Mittagen, etwas schwerfällig war. Ma chère mère war nicht bei frischer Laune, was auf uns Alle einwirkte. Daher zum Nachmittage.

Frau v. P. hatte bei ihrer Ankunft mir ein kleines, gnädiges Kopfnicken geschenkt, befaßte sich aber nachher nicht weiter mit mir. Dagegen that sie sehr freundlich mit Jane Marie.

Jane Marie spielte ihr schweres Stück von Herz. Es ist ihr „cheval de bataille", und streithaft ist es, das muß man bekennen, sowie daß sie es vortrefflich durchführt. Als sie aufgehört hatte, eilte Frau v. P. zu ihr hin und rief aus: „Charmant, charmant! Nur unsere modernen Componisten können so etwas schreiben. Welcher Effect! Welches Colorit! Ah! Weber ist bizarr, Rossini oft arm an Melodien; aber Meyerbeer übertrifft sie Beide. Er ist so zu sagen „le prince de la musique".

„Das Stück, welches ich jetzt spielte, war von Herz," antwortete Jane Marie etwas trocken.

„Ja, er ist vortrefflich, vortrefflich!" wiederholte Frau v. P. „Und meine liebe Baronin, die Kunst allein ist Das, was den Menschen über die Thiere erhebt. Bildung ist die wichtige Aristokratie, welche alle Ungleichheiten in Rang und Vermögen zwischen den Menschen ausgleicht. Wir leben wirklich in einer aufgeklärten Zeit."

Die Fräulein Adele und Julie waren zu Serena hingeeilt, mit gekünstelter Lebendigkeit, mit feinen, gezierten Stimmen redend: „Ach, wie angenehm, Dich zu sehen, kleine Serena! Wie geht es Dir, kleine Serena? Hast Du noch immer Schmerzen in Deiner Hüfte, arme, kleine Serena?"

Schalkhaft lächelnd antwortete Serena: „Ich danke Euch, meine Guten; es ist jetzt schon über ein Jahr, seit sie mir wehe that."

„Nein wirklich!! Himmel, ich glaubte, Du wärest

immerfort kränklich, Du siehst so bleich aus. Aber daran ist auch Dein Kleid Schuld. Was ist das für Zeuch? Was? seliger Levantin! Himmel, Du bist recht altmodisch, kleine Serena; recht arriirt!"

„Ich komme nicht von Paris!" sagte Serena mit der fröhlichen Güte, welche sowol dem eignen Herzen, als dem Herzen Anderer die Bitterkeit benimmt. Sie betrachtete die Anzüge der tadelnden Fräulein, lobte sie, fragte über Paris und horchte mit sichtbarem Vergnügen Dem zu, was ihr erzählt wurde. Die beiden Schwestern schienen mir angenehm zu werden, während sie bei Serena verweilten.

Vetter Stellan trieb sich umher, hatte zuerst ein lebhaftes Gespräch mit dem Fräulein v. P., das ihn jedoch bald zu ermüden schien, steuerte sodann zu den Brüdern Stålmark, welche sich mit einigen anderen Herren in eine Ecke des Zimmers zusammengesetzt hatten und über Pferde und Hunde sprachen, und lavirte bald darauf zu einigen bastanten Gutsbesitzern, welche über Branntweinzwang redeten; als er sich von ihnen wegbegab, ward er von Frau v. P. aufgeschnappt und mußte seiner Sünden wegen diese sich über Kunst und Bildung verbreiten hören. Zuletzt riß er sich von ihr los und machte bei Serena Halt, in deren anmuthiger Gesellschaft er sich wohl zu fühlen schien.

Ich nahm unterdessen bei meiner Freundin Brita Kassa eine Lection über Wirthschaft und Dienstmädchen, ward dadurch schläfrig und suchte die Patriarchen auf, mit welchen ich mein großes Werk: „Serena für vierzehn Tage auf Rosenvik" einzuleiten suchte. Es schien mir nicht unmöglich, es auszuführen. Es lebe die Beredtsamkeit!

Fräulein Hellevi Hausgiebel war durch eine frühere Einladung verhindert worden, bei dem Calsfors-Schmause mit zugegen zu sein. Dieser Umstand, ma chère mère's ernste Stimmung und die große Hitze draußen und drinnen machten, daß kein besonderes Leben in der Gesellschaft

war. Als Serena mit ihren Großeltern fortgefahren war, was früh genug geschah, ward es immer schwerfälliger und schwerfälliger, und ich war froh, als ich mich wieder im Cabriolet neben meinem Bär auf dem Wege zu unserm gemüthlichen Rosenvik befand.

Den 19.

O der Ungereimte, Häßliche, Grausame, Abscheuliche! — Du wirst hören, wer.

Vetter Stellan hatte sich gestern Nachmittag in die Stadt begeben, um einen Besuch bei Dahls abzustatten. Bär und ich freuten uns, allein zu sein. Bär hatte seine Werkstatt vorgenommen, ich hatte meinen kleinen Nähtisch ans Sopha gerückt und den dritten Theil des „Wachtthurmes in Koatven", welchen ich Bär laut vorlas, aufgeschlagen. Das Buch kommt mir entsetzlich vor; die einzige gute Lehre, die, wie ich glaube, man daraus schöpfen könnte — ich habe bis zu Ende darin geblättert — ist diese, lebhaft zu fühlen, welche moralische Ungereimtheit das Leben mancher Menschen und manche Dinge hier in der Welt darbieten würden, wenn wir nicht zur Lösung des Räthsels — zur Fortsetzung der Geschichte — den Blick jenseit der Gräber würfen. Ich meines Theils würde das Buch gern ins Feuer werfen; Bär aber will, daß wir es zu Ende lesen. Ich glaube, alle die Scheußlichkeiten dort machen ihm Vergnügen. Aber wieder zum Sopha, zum Tische, zum Buche. Gerade als ich mit dem Lesen anfangen wollte, fiel mein Blick aufs Fenster. Das Laub der Fliederbüsche säuselte im Winde, die Schwäne bewegten ihre weißen Schwingen, Wolken zogen leise gen Westen; es schien mir, als ob Alles winkte und flüsterte: „Komm heraus, komm heraus!" Und mich trieb eine unbeschreibliche Lust ins Freie und Grüne. Ich faßte Bär am Ohrläppchen und flüsterte ihm mein Begehren ins Ohr. Er murrte ein wenig, streckte sich, stand aber nach einigen Augenblicken auf und nahm

seinen Hut. Guter Bär! Bald hatte ich Shawl und Hut aufgesetzt und nahm meinen Bär am Arm. Gerade als wir durch die Thüre gehen wollten, sah er sich mit einer gewissen langen Miene um, als ob er etwas vergessen hätte, und ich, da ich jetzt sehr wohl alle seine Mienen kenne, sprang sogleich fort, nahm seine Pfeife, stopfte sie selbst, schlug Feuer und zündete sie zu Bär's großem Vergnügen an. Bär hatte Lust, sich im Parke von Ramm umzusehen. Wir verschafften uns einen Ruderer, und kühl und angenehm war es, über den ruhigen See daherzufahren. Bär blies in langen Wirbeln den Rauch aus seiner Pfeife; ich sang kleine Barcarolen; so legten wir, ohne es zu merken, fast eine Viertelmeile Wegs zurück und stießen bei Ramms schattigem Ufer ans Land. Wir landeten ziemlich weit vom Hause und Arm in Arm gingen wir in den düster schönen Park. Ich fühlte mich glücklich; glücklich, in dem stillen Walde an Bär's Arm zu wandeln, zu fühlen, wie die frische, liebliche Luft um mein Angesicht spielte, Bär so gut zu wissen und den Himmel über uns so klar zu sehen. Auch er war glücklich, mit seinem Weibe unter den Erinnerungen seiner Kindheit zu wandeln; er sah sich um, athmete tief und sagte ganz leise, indem er meinen Arm an sich drückte: „Wie herrlich!" Und weißt Du, meine Marie, wenn Bär ein Wort sagt, so hat es mehr Gewicht als hundert aus dem Munde eines Andern.

So wanderten wir immer tiefer in den Park hinein. Die hohen, dichtbelaubten Bäume, der Schatten, das Schweigen, die Erinnerungen, die unter diesen Schatten zu verweilen schienen, die Einsamkeit und das Bild des düstern Einsiedlers auf Ramm, welches unwillkürlich dastand gleich einem Genius des Ortes: Alles trug dazu bei, uns feierlich zu stimmen. Aber während wir langsam weiter gingen, hörten wir, zuerst dumpf, dann immer deutlicher, ein Treten und Stampfen, wie von wilden Pferden, deren sich Jemand vergebens zu bemeistern

strebt. Ich habe keine große Vorliebe für unbezähmbare Pferde; aber Bär mochte eine solche haben, denn er beeilte seine Schritte nach der Seite hin, von wo man den Lärm vernahm. Wir gelangten zu einem offenen Platze und machten Halt, wie festgezaubert durch den Anblick des wilden, aber schönen Schauspiels.

Denselben Mann und dasselbe Roß, welches wir einmal in so idyllischem Frieden zusammenwandelnd gesehen hatten, erblickten wir jetzt wieder, aber im heftigsten Kampfe. Der Mann saß jetzt befehlend auf dem Rükken des Rosses und wollte es zwingen, über einen breiten Graben zu setzen. Das schöne Thier bebte zurück; es warf sich nach rechts, nach links, es bäumte sich, es wollte nicht. Der Schaum floß von seinem schwarzen, glänzenden Körper. Aber gleich einem unerschütterlichen, despotischen Willen saß der Mann fest, mahnend, strafend, zwingend. Das edle Thier entwickelte in diesem wilden Streite die ganze Schönheit seines Geschlechtes, seine Augen funkelten, seine weit ausgespannten Nasenlöcher schienen Feuer zu sprühen, während es die Erde mit seinen Hufen schlug und mit hundert kräftigen Sprüngen dem Sprunge, den es nicht thun wollte, zu entkommen suchte. Mit beispielloser Kunst saß der Reiter fest und beugte sich nach den Bewegungen des Pferdes, während er derselben Herr zu werden suchte; und immer wieder ward das widerspenstige Thier zu derselben Stelle geführt mit derselben Forderung, und immer entstand derselbe Kampf. So stritten sie gewiß eine Stunde mit einander. Da schien das Pferd zu ermüden; es ward stille, machte aber keinen Versuch, dem Willen seines Herrn nachzukommen; Blut rann aus seinen von den Sporen zerfetzten Seiten. Der Mann stieg ab und ließ die Zügel hängen. Das Pferd stand still und sah seinen Herrn an. Dieser nahm etwas aus der Brusttasche hervor und hielt es vor die Stirne des Thieres. „Es ist das dritte Mal, daß wir streiten," sagte er dumpf, „leb wohl!"

Es blitzte vor der Stirn des Pferdes; ein Schuß brannte ab, und das Roß stürzte zu den Füßen seines Herrn nieder. Wir sahen es sterbend den Kopf diesem gleichsam zur Liebkosung hinstrecken; wir hörten ein dumpfes Stöhnen; dann ward Alles still.

Mit einer Heftigkeit, die ich bei Bär noch nie gesehen hatte, drückte er meinen Arm an sich, schlug sich mit der geballten Hand vor die Stirn und rief sich zurückziehend leise aus: „Es ist Bruno! Herr, mein Gott! ja, er ist es!"

„Es ist der Satan, der Satan selbst!" schrie ich aufgebracht. „O Bär, laß uns fortgehen, weit fort von dem abscheulichen Menschen. Ich will ihn nie mehr sehen."

„Es war Bruno!" wiederholte Bär, indem er mich in den Wald hineinführte. „Wo war ich, daß ich nicht früher... Aber jetzt war er sich ganz ähnlich... wild, unbändig wild bei jedem Widerstande — — und dieser Zug über Stirne und Mund! Bruno lebend, Bruno hier?!"

„Ich wünschte, er wäre weit von hier!" sagte ich heftig. „Er ist ein abscheulicher Mensch; und er wird uns Alle umbringen, wenn wir nicht alle Tollheiten thun, die er haben will."

Ich war heftig ergriffen, ich mußte mich hinsetzen. Auch Bär war bleich und wiederholte mit einer Mischung von Unruhe, Freude und Schmerz: „Bruno wieder da, Bruno hier! Was... was wird seine Mutter thun?"

„Ach, sie wird ihn fahren lassen. Ich wünschte, er säße in Botany-Bay, wohin er gehört."

„Das wirst Du nicht wünschen, Fanny," sagte Bär. „Bruno ist nicht schlecht. Er hat seine wilden Augenblicke, aber ist er sich nur im Geringsten noch gleich, so hat er auch seine guten. Milde und Liebe vermögen unendlich viel über ihn. Selbst sein Zurückkommen, sein Aufenthalt hier sprechen zu Gunsten seines Herzens."

Selten hatte Bär mit so vielem Eifer gesprochen.

„Und was soll jetzt daraus werden?“ fragte ich, noch voller Unmuth.

„Er muß mit seiner Mutter versöhnt werden; er muß unter uns bleiben.“

„Der Bandit, der Mörder?“

„Wir wollen sehen, wir wollen sehen...“

„Wir wollen von hier wegfahren! sonst erschießt er uns noch, weil wir ihm hier im Wege stehen. O laß uns nach unserm kleinen, ruhigen Rosenvik zurückfahren!“

Wir thaten so. Mir schien es, als führe ich auf einem aufgeregten Meere, so verstört und unruhig war ich.

Als wir nach Hause gekommen waren, sprachen wir (d. h. ich) hin und her von Dem, was geschehen war, was gethan werden konnte und was geschehen sollte. Bär ging die Hände auf dem Rücken im Zimmer auf und ab, während er, ohne daß ich es zu verhindern suchte, nach rechts und links ausspuckte und beständig ausrief: „hum, hum!“ Zuletzt kamen wir überein, daß jetzt nichts weiter zu thun sei, als die Entdeckung geheim zu halten und die Zeit abzuwarten. Bär bekam diese Nacht keinen Schlaf in seine Augen; auch ich nicht, aber gegen Morgen schlummerte ich ein und träumte dann, daß Bruno seiner Mutter einen Dolch in die Brust stieß; ich hörte ihren durchdringenden Ruf: „Mein Blut! mein eignes Fleisch und Blut?“ und sah sie in einen finstern Abgrund hinabsinken. Als ich erwachte, war ich so erschüttert, daß ich in Thränen ausbrach. Und noch einmal mußte ich mir Luft machen, indem ich aus Herzensgrunde ausrief: „O der ungereimte, häßliche, grausame, abscheuliche Mensch!“

Den 20.

Nein! Ich kann ihn doch nicht verabscheuen. Bruno hat ein Herz, obgleich er grausam gegen Pferde ist. Er kam gestern Abend zu uns, und als er kam, erhob sich

mein Herz wie ein wildes Roß gegen ihn, und ich konnte ihm kein freundliches Wort sagen. Der Besuch begann mit einem fast allgemeinen Schweigen; aber ich sah Bär an, daß das Bruderherz in seiner Brust schwoll und sich nicht lange halten würde.

Vetter Stellan hatte kurz vorher angefangen, uns ein Stück aus dem „Juden" von Spindler vorzulesen, den er als ein Meisterwerk aus dem Gebiete des Schrecklichen bewunderte. Bruno's Ankunft unterbrach das Lesen, und einige Augenblicke darauf legte Stellan das Buch aus der Hand. Bruno ward es gewahr und bat, wenn wir mit Lesen beschäftigt wären, auch einer von den Zuhörern sein zu dürfen. Vetter Stellan erklärte ihm kurz, wovon die Stelle im Buche handle, sagte, wie der Jude Zodik, schon auf verbrecherischen Wegen, durch eine der grausamsten Gewaltthaten einiger christlichen Ritter zu einer Religion, die er verabscheuet, getauft und dann von denselben barbarisch verhöhnt und verspottet ward; wie in dieser Lage die schrecklichste Verzweiflung seine Seele ergreift; er fühlte sich auf der Erde und im Himmel verworfen: „Alle Paradiese sind ihm verschlossen! Muß ich denn verloren sein? — — Verruchte Gojim! Ihr habt mir meine Seele gestohlen! Ich fluche Euch! Ich gelobe Euch Rache, vergeltende Rache!" —

Hier hatte Stellan zu lesen aufgehört; hier fuhr er fort:

„Dieser Gedanke belebte den Unseligen, von Zweifel und Muthlosigkeit Zerrissenen mit dem Funken, der nicht aus dem Himmel stammt, sondern aus der Tiefe. Zodik raffte sich zusammen, blickte wild mit wehenden Haaren zu den jagenden Wolken auf, die vergebens ihre dichtesten Schneeflocken herniedersandten, das glühende Molochgebilde abzukühlen. — „Der Bund ist zerrissen!" schrie er gellend hinauf, das einzige lebende Wesen unter dem stillen, eisigen Regen: „Sammael! Fürst der Wildniß, Fürst des Todes und Gatte der entsetzlichen Nacht-

frau Lilis, der Gebärerin aller Schreckgespenster und Sünder! Dir ergebe ich mich! Schütze mich vor dem Zorne unseres Gottes! Berge mich vor der Wuth Edoms! Lehre mich das Schwert führen gegen das Gesetz, das nicht mehr mein ist. Erlaube mir, Rache zu nehmen an Israel, wie an Esau, bis Du einst meinen Geist dahinnimmst in den Stürmen Deines Grimmes!"

Die Erzählung sagt weiter, wie Zodick sich in Gefühlen der Hölle verhärtet. Er wird ruhiger, er sieht ein, daß es dem fürs künftige Leben Verlorenen erlaubt sein müsse, hienieden doppelt in eigner Freude und in den Leiden Anderer zu leben. Er erklärt alle Menschen für vogelfrei, und bei den schrecklichen Bildern, die in seiner Seele aufsteigen, von einer wilden Freude berauscht, dankt er dem Schicksale für das Ereigniß, welches ihm Kraft verleiht, seinen Durst nach Rache zu löschen und der Feind des ganzen Menschengeschlechts zu sein.

„Das ist schrecklich!" sagte ich, als Stellan aufgehört hatte, „aber ist es auch natürlich, ist es auch wahr? Ist es nicht eins von den Schreckbildern, welche die Romane unserer Zeit so oft heraufbeschwören, welche aber kein Gegenbild in der Wirklichkeit besitzen? Verbrechen und Verbrecher kann ich begreifen, nicht aber den abgehärteten Menschenfeind, nicht einen Teufel in Menschengestalt."

Vetter Stellan zuckte mit den Achseln. „Jedenfalls," sagte er, „ist die Darstellung gelungen und effectvoll."

„Und gerade weil sie ganz natürlich, ganz wahr ist!" sagte Bruno mit Nachdruck. „Der Sünder wird zum Teufel, wenn — er keine Hoffnung mehr hat!"

„Und wer braucht ohne dieselbe zu sein?" sagte Bär mit der Zuversicht, welche dem reinen Herzen so schön ansteht. „Wer kann, ja wer muß nicht hoffen?"

„Können Sie die Last der Reue oder des Schmerzes von einer Menschenbrust wälzen, sodaß sie sich der Hoffnung öffnen möge?" fragte Bruno mit einem Tone

des Vorwurfs; „können Sie die Leidenschaften verhindern, zu zerschmettern und zu erbittern? Hoffen? Nehmen Sie dann aus der Welt Strafen, zehnmal härter, als es die Sünde verdiente, nehmen Sie aus der Seele Worte weg, welche, einmal ausgesprochen, dort ewig brennen!"

Stellan ward hier von den Brüdern Stålmark hinausgerufen, welche in Jagdkleidern und mit einem Gefolge von Hunden über den Hof zogen. Er war noch — oder wollte es werden — hungrig nach Jagd und verließ uns. Er hörte also nicht, wie ich gegen Bruno des Pferdes und verschiedener anderer Dinge wegen in der Seele entbrannte, sodaß ich ihm ziemlich bitter antwortete:

„Entfernen Sie den Hochmuth, entfernen Sie den Zorn und den bösen Willen aus der Seele des Menschen, und Sie werden sehen, daß die Strafe bessert, daß das Unglück den Schmerz reinigt und zur Demuth und Hoffnung führt."

„Die Strafe!" fiel Bruno mit wehmüthiger Heftigkeit ein; „glauben Sie mir, es gibt Sünder, welche Strafe nie bessern kann. Es gibt Naturen, welche Härte nur noch mehr verhärtet. Die stürzen sich dann noch tiefer in das Schwert hinein, das auf ihre Brust gesetzt wird. Wollen Sie einen Verbrecher dieser Art vom ewigen Verderben retten, wollen Sie das Herz in seiner Brust verwandeln, so reichen Sie ihm die Hand in Liebe, verzeihen Sie ihm, auch wenn er es nicht verdient — aber verstoßen, verwerfen Sie ihn nicht. Lange kann ein Herz zwischen Gutem und Bösem aufwallen, lange kann es noch zu retten sein — aber die Stunde kommt, wo es für ewig erstarren kann. Wenn der einzige Busen, nach welchem er sich in der Welt sehnt, sich ihm verschließt, dann sind auch alle Paradiese des Lebens verschlossen. Wenn eine schreckliche, unversöhnte Erinnerung kommt und wiederkommt, beständig, Nacht und Tag,

in jeder Stunde, in jedem Augenblicke wie ein Eisregen auf die Seele fällt, dann ..... Bitter, bitter!"

Bruno stützte die Stirn auf seine Hände; er schien uns und Alles um sich her vergessen zu haben. Der Donnerkeil auf seinem Scheitel war in scharfen Winkeln gespannt. Nach einigen Augenblicken sah er wieder mit flammenden Blicken auf und fuhr fort: „Und unter solchen Umständen soll der Mensch sich bessern, gut werden und hoffen! (Er lachte bitter.) Ach, ihr guten, glücklichen Menschen! geht hinaus in die Welt, besucht die Gefängnisse, die Galeeren; — seht hinein in diese Herzen, die mehr noch als die Leiber in Fesseln geschmiedet sind, und sprecht dann von Besserung! Es gibt Furien im Leben, im Herzen — die Sagen der Vorzeit von ihnen sind keine Dichtung — geht hinaus zu den von den Furien Heimgesuchten und predigt die Hoffnung, — wenn ihr Muth dazu habt!"

„Ja der Tausend!" schrie Bär, auf den Boden stampfend, wie im Zorne, obgleich er Thränen im Auge hatte, „ja von der Hoffnung will ich predigen, und dies in Gefängnissen, zu Land und zu Wasser. Ich will sie dem sterbenden Missethäter ins Ohr schreien, will sie hinüberrufen jenseit des Todes, jenseit der Gräber; in die endlose Ewigkeit hinein will ich rufen: „Hoffet! hoffet!"

„Er nimmt sich was vor; aber er hat Recht," dachte ich gerührt und froh über meinen Bär.

„Wollten Sie auch," sagte Bruno langsam, und seine Wange erbleichte, während er seinen Kopf mit der Hand stützte, „wollten Sie auch zu Demjenigen von Hoffnung reden, der den Fluch seines Vaters oder seiner Mutter erhalten — und verdient hat?" Seine Stimme ward matt bei diesen letzten Worten.

„Ja! in aller Welt Namen!" rief Bär heftig aus und fuhr in einem Tone und auf eine Weise fort, welche mich einen Augenblick ganz bestürzt machte: „Wozu diese Zweifel und diese Jeremiaden und diese jämmerliche Ver-

zweiflung bei einem Manne und einem Christen? Warum sind Sie gekommen, uns mit solchen Dingen zu beunruhigen?"

Das Blut brauste auf in Bruno's Gesicht, während er auf Bär einen fragenden Blick warf.

Bär sah ganz erboßt und grimmig aus, indem er schrie: „Ich gestehe, daß ich es recht sonderbar finde, daß Sie als ein Fremder in mein friedliches Haus kommen, um unsere Ruhe durch Reden über Gefängnisse, Galeeren, Furien und durch allerlei häßliche Raisonnements zu stören."

Bruno erhob sich verwundert, verletzt und stolz und heftete auf Bär seine wunderlichen, durchdringenden und flammenden Augen. Dann senkte er sie wieder und mit einer Stimme, die zugleich gedämpften Zorn und Schmerz verrieth, sagte er: „Ich habe Eure Ruhe gestört? Ich werde Euch nicht mehr stören! Lebet wohl!" Er verbeugte sich vor mir und ging zur Thüre. Bär folgte ihm, noch lauter schreiend:

„Ja, ich finde es ganz sonderbar, unerklärlich und unverzeihlich, daß Sie als ein Fremder kommen und von Verzweiflung, von unheilbarem Unglück, von Verstoßung reden, und das in" — hier legte Bär plötzlich seine Hand auf Bruno's Arm, als dieser sich in der Thüre umwandte mit einem Blicke, als ob alle Blitze der Welt aus seiner Seele zucken wollten — „und das in dem Hause eines Bruders, welches auch Ihr Haus ist, vor einem Freunde, der Alles thun will — für Bruno! Ja, es ist unverzeihlich!....."

Bär hielt ihn in seinen Armen, drückte ihn an seine redliche Brust Der Sturm verschmolz in Liebestönen. Bruno war außer sich; Blässe und Röthe wechselten in seinem Antlitze mit tausend streitenden Gefühlen; zuletzt verloren sie sich alle in das eine Gefühl überschwellender Zärtlichkeit; er preßte den Bruder heftig an seine Brust, küßte, umarmte ihn wieder, während er stammelte:

„Bruder — Bruder! . . . . . Lars Anders . . . . . kannst Du Dich noch meiner erinnern . . . . willst Du mich noch anerkennen und lieben, wie früher?"

„Schweig!" heulte Bär den Hals voll Weinen, „schweig mit Deinen dummen Fragen. Komm, hier ist mein Weib! Wir Beide sind Eins; umarme sie!"

Ich gestehe, das Bild des sterbenden Pferdes war ganz aus meiner Seele geschwunden; ich saß da und weinte bei der Umarmung der Brüder, und als Bruno sich mir näherte, reichte ich ihm meine Wange. Er küßte auch meine Hand und umarmte Bär wieder. Das warme, liebende Herz glänzte aus seinen Augen und aus seinem ganzen Wesen. Ich hatte ihn recht lieb in diesem Augenblicke. Wir hatten kaum angefangen uns etwas zu beruhigen, als man unvermuthet Vetter Stellan zurückkehren hörte. „Geheimniß!" sagte Bruno leise und nachdrücklich. Wir stellten uns wieder so ruhig und gleichgültig wie möglich. Bruno blieb nach Stellan's Ankunft lange stumm; zuletzt sagte er: „Einer meiner Leute auf Ramm ist gefährlich krank. Darf ich Doctor Werner um einen Besuch bitten — am liebsten heute Abend, oder vielleicht morgen?"

„Am liebsten heute Abend," antwortete Bär, „und je früher, desto besser, ehe es zu spät wird."

Sie machten sich sogleich zum Weggehen bereit, und als Bär von mir Abschied nahm, bat er mich leise, nicht unruhig zu sein, wenn er bis spät in die Nacht ausbleiben würde.

Ich blieb mit Vetter Stellan allein, der an mir die langweiligste Gesellschafterin in der Welt gefunden haben mag; denn ich war weit von ihm mit meinen Gedanken, und obgleich er viel von Serena sprach, blieb ich doch still und zerstreut.

Bär kam nicht vor Mitternacht nach Hause, und sieh hier ungefähr, was er mir erzählte.

Aus Bruno's Papieren, sowie aus seinen eignen

Worten ward ersichtlich, daß er einige Zeit in portugiesischen Kriegsdiensten gewesen war. Beim Abschluß des Friedens nahm er seinen Abschied, reiste nach Westindien, trat in Gemeinschaft mit einem Plantagenbesitzer und machte sein Glück im Handel. Er ward reich, führte mehre Jahre hindurch theils in den Plantagen, theils auf Reisen ein vielbeschäftigtes, thätiges Leben; aber die Sehnsucht nach dem Vaterlande, die Begierde, mit seiner Mutter versöhnt zu werden, ergriff ihn immer heftiger und stieg zuletzt so hoch, daß das Leben für ihn allen Werth verlor. Da beschloß er, zu versuchen, ob er sich von dem Fluche, der ihn furiengleich verfolgte, befreien könnte. Er reiste unter seinem angenommenen Namen nach Schweden und kam nach Ramm. Hier verschaffte er sich Nachricht von der Gemüthsstimmung seiner Mutter. Er erfuhr ihren Zustand nach seiner Flucht, wie sie seitdem alle Erinnerungen an ihn entfernt hatte, und auch jetzt nicht einmal seinen Namen zu hören im Stande war — und seine Seele ward von wilder Verzweiflung ergriffen. Es schien Bruno zu martern, über diesen Gegenstand zu reden, und er unterbrach sich selbst mit den Worten: „Gleichviel; — ein Versuch muß gemacht werden — wann, weiß ich nicht. — Laß uns jetzt nicht weiter davon reden." — Gelingt ihm sein Vorhaben, so will er sein großes Vermögen nach Schweden ziehen, Ramm kaufen und sich dort niederlassen. Gelingt es nicht, so kehrt er nach Westindien zurück und will für Familie und Vaterland wie todt sein.

So steht es. Wie wird es gehen? Hoffen! hatte Bär zum Bruder gesagt, und gleichwol macht ihn seine Kenntniß der Charaktere der Mutter und des Sohnes ganz unruhig wegen des Ausgangs. Gleichwol ist Bär in der Seele froh über Bruno's Zurückkunft und darüber, dessen Herz so warm wie früher wiedergefunden zu haben.

„Aber sagtest Du ihm nichts wegen des Pferdes?“ fragte ich. „Das that ich allerdings,“ antwortete Bär, „denn ich sagte ihm, wann und woran ich ihn wiedererkannt hätte. Bruno erröthete und sagte: „Das war eine unglückliche Stunde. Ich hatte mir vorgenommen, eine Prophezeiung wegen des Ausgangs meines Schicksals in diesem Sprunge über den Graben zu lesen — und ich wollte, daß er geschehen solle. Als der Widerstand nicht zu besiegen war, wurde ich erbittert — aber es schmerzt mich, was ich gethan habe.“

„Er ist dann wenigstens ein Mensch,“ rief ich aus, „obgleich kein vernünftiger.“

Ach meine gute Marie, was soll hieraus werden? Ein wilder, unvernünftiger Sohn, eine unbiegsame Mutter, die auch ihren Funken Wildheit in der Seele hat, und zwischen ihnen Beiden solche Erinnerungen! Wie wird es gehen? Was wird daraus werden? Bär, welcher so viel vom Hoffen spricht, sieht selbst gar nicht wie Hoffnung aus. Gott helfe uns Allen!

Achter Brief.

Rosenvik, den 29. Juli.

Ich bin einige Tage so beschäftigt, so belebt und glücklich gewesen, daß ich Unruhe, Angst, drohende Zukunft, und — verzeihe es mir, liebe Marie — fast die Feder vergessen habe. Ich habe gar zu sehr in der Gegenwart gelebt und sie voll genossen. Ich hatte und habe noch bei mir — Serena. Meine Pläne gelangen; ich tyrannisirte Bär, er tyrannisirte die Patriarchen, und ich bekam Serena mit der Erlaubniß, sie eine ganze Woche und vielleicht noch länger bei mir behalten zu dürfen.

Wie war ich den Abend, da sie kam, so froh! Es war mir, als hätte ich eine theure, jüngere Schwester in mein Haus erhalten, für welche ich wie eine Mutter sein sollte. Wie glücklich war ich nicht, ihr von meinen Eiern, meiner Butter, meinem frischgebackenen Roggenbrote vorzusetzen und des Abends über ihr Lager weiße, glänzende Bettücher auszubreiten! Des Morgens sind wir früh aufgestanden, tranken Milch von Audumbla, gingen dann in den Birkenhain, wo Bär sich schlängelnde Wege hat machen lassen, sodaß er jetzt wie ein kleiner Park aussieht. Ich habe mit ihr Luft und Blumen genossen und sie Tag für Tag gesünder und schöner werden sehen. Wir haben zusammen gelesen, gearbeitet, gesungen und geschwatzt, und Alles erhält mit Serena einen neuen und höheren Reiz.

Mittwoch Abend war Kaffee- und Thee-Gesellschaft auf Vogelnest. Ein kleines Fest, lebhaft und munter, wie die Wirthin desselben, und wo Leib und Seele gleich angenehm bewirthet wurden. Es ist ein schönes Ding, ein Museum zu besitzen!

Am Freitag darauf ging es festlich zu bei Doctor Werners. Rosenvik kann sich zwar nicht mit Vogelnest messen, aber es hat doch, wie ma chère mère vor dessen Wirthin sich zu äußern geruhte, „seine kleinen Reize." Da es das erste Mal war, daß wir einige Fremde mehr bei uns hatten, so war ich etwas unruhig darüber, ob Alles gut und wohl vor sich gehen würde, besonders Bär's wegen, von dem ich wollte, daß er mit seiner Frau zufrieden sein möchte. Glücklicherweise ging auch Alles wohl von Statten; das einzige Unglück war, daß ich Bär schon einige Tage vorher gesagt hatte, er sollte sich auf diesem Feste mit einer Art Zuckerplätzchen tractiren dürfen, welche wirklich im Munde zerfließen würden! Unglücklicherweise zerschmolzen sie schon im Ofen, sodaß der Mund nicht das Geringste davon zu schmecken bekam. Aber übrigens war Alles gut, und meine Frem-

den nahmen mit Artigkeit vorlieb. Jane Marie spielte ihr schweres Stück von Herz; ich sang ein wenig, dann tanzte man nach dem Fortepiano. Alle waren munter.

Als unsere Gesellschaft fort war, gingen Bär und ich im Zimmer auf und ab, und wir freuten uns, daß Alles so gut gegangen war und daß man es so angenehm bei uns gefunden hatte.

„Und wie gut die Limonade Allen schmeckte!" rief ich aus.

„Und dann die Zuckerplätzchen," rief Bär mit einer schrecklichen Grimasse, „die im Munde so schmolzen, daß man gar nichts von ihnen gewahr ward!"

Unglückselige Zuckerplätzchen!

Die fröhlichsten und angenehmsten Tage haben wir jedoch einsam auf Rosenvik verlebt und dann fast immer unsere Abendmahlzeit auf Svanö verzehrt. Vetter Stellan ist „aux petits soins" für Serena. Nun, nun, Vetter Stellan!

Einige Abende haben wir auf Carlsfors zugebracht. (Seit ihrem Unglücke nimmt ma chère mère niemals eine Einladung an.) Ma chère mère ist gegen mich sehr gut und freundlich. Sie nennt mich jetzt beinahe immer „Du" und „Kind". Und wenn das Vernehmen zwischen uns recht gut ist, nenne ich sie „Mutter", was ihr Vergnügen zu machen scheint. Vertraulichkeit herrscht jedoch nicht zwischen uns; dazu ladet sie nicht ein, und es schreckt mich das Berlichingische in ihr etwas davon ab.

Ebba reiste Sonnabend mit ihrem Manne ab. Es ging mir nahe. Ich ward ihr wirklich zugethan in der letzten Zeit. Es ist viel natürlich Gutes in ihr und bei einer klugen Behandlung von Seiten Peter's wird es sich immer mehr entwickeln. Ihre Thränen beim Abschiede zeigten mir, daß auch ich ihr nicht gleichgültig war. Wir versprachen, einander zu schreiben.

Den 2. August.

Ich darf Serena noch vierzehn Tage länger behalten! Die guten alten Dahls kamen gestern hieher. Es war eine Freude, zu sehen, wie Serena in ihre Arme flog und wie diese sie in inniger Liebe umschlossen. Es beglückte sie, Serena's blühende Wangen zu sehen, ihre Fortschritte im Gesange zu hören (ich prahlte mit ihr trotz der besten Tante), und sie selbst überredeten das süße Mädchen, den Befehlen Bär's und meinen innigen Bitten nachzugeben. Serena schien es schwer zu finden, die Alten zu verlassen, gab aber endlich den Bitten Aller nach, und ich bekomme so noch vierzehn Freudentage mehr.

Zwischen Jane Marie und mir ist wieder Alles Harmonie. Es macht mir immer Vergnügen, mit ihr zu reden, und ihr musikalisches Talent ist wirklich ungewöhnlich. Sie scheint mir auch weit angenehmer zu sein, seitdem Ebba abgereist ist. Zwischen ihnen wird das Vernehmen nie recht gut werden. Es ist mit gewissen Menschen, wie mit gewissen Zeuchen. Jedes für sich genommen, können sie recht gut sein: kommen sie aber zusammen, so stechen sie einander aus und verlieren gegenseitig an Farbe. Jane Marie wird immer artiger gegen ma chère mère, welche auch gegen sie immer freundlicher wird, dieselbe aber in einer gewissen Entfernung hält, besonders in Wirthschaftsangelegenheiten. Wirkliches Verdienst hat Jane Marie als Gattin, und sie und Jean Jaques sind vortrefflich mit einander zufrieden.

Bis jetzt habe ich Dir nur Sonnenschein gegeben; jetzt kommt eine Wolke. Diese heißt Bruno. Bruno ist an den Abenden oft hier gewesen. Ich weiß nicht, aus welcher Ursache ich immer ängstlich werde, wenn er kommt; es kommt mir so vor, als ob eine böse Macht in ihm wohnte, und als ob er noch ein Unglück verursachen würde. Der warme Sonnenstrahl, der so schön

bei ihm hervorbrach, als er sich von Bär erkannt und umarmt sah, ist mit diesem Augenblicke verschwunden. Die Gewitterwolke Natur hat wieder überhand genommen, und Bruno ist verschlossen und düster. Doch übt dieser wunderbare Mensch einen geheimen Einfluß über uns Alle aus. Ich fürchte, Serena fühlt das tiefer, als ich es wünschen möchte, obgleich ich es nicht bestimmt sagen kann. Bruno scheint mir hingegen sichtlich von ihr eingenommen zu sein. Er betrachtet sie, er horcht auf Alles, was sie sagt, sowie man einer Musik horcht, von der man keinen einzigen Ton verlieren will. Serena ist gut und freundlich gegen ihn, aber so ist sie auch gegen Stellan, und überhaupt gegen wen ist sie es nicht? Aber ich habe zu bemerken geglaubt, daß sie zuweilen gegen Bruno eine Schüchternheit blicken läßt, welche sie in ihrem Umgange mit Stellan nicht besitzt, und dies ist kein gutes Zeichen. Vielleicht ist dies aber auch eine ganz natürliche Folge der ungleichen Naturen und des ungleichen Benehmens dieser Männer. Auch ich bin nicht ganz unbefangen in Bruno's Nähe. Mir gefällt Keiner von ihnen so recht als Mann für Serena; doch eher Stellan, als Bruno!

Den 5. August.

Aha! Vetter Stellan, steht es so?! Was glaubst Du wol, beste Marie! Da hat jetzt unser früherer Ehestandsverächter eine ganze Stunde hier gesessen und von dem Glücke einer passend geschlossenen Verbindung und von den Annehmlichkeiten und Freuden, deren es im Familienleben geben könne, gesprochen — und dann Seufzer und melancholische Mienen und Winke, daß auch er es für das höchste Glück halten würde, mit einem wirklich liebenswürdigen und gebildeten Weibe sich häuslich niederzulassen! Und ich, ich warf ihm alle seine einstmaligen Schwierigkeiten in den Weg. „Aber, Vetter Stellan, der saure Kleister? — Aber, Vetter Stellan,

die Waſcheimer? Ihre Frau muß doch in ihrem Hauſe ſcheuern laſſen! — Aber, Vetter, Stellan, das Kindergeſchrei? Alle kleinen Kinder ſchreien, wenn ſie auch von den gebildetſten Eltern herſtammen! — Und jener Apfel, der in allen Familien gefunden wird?" Stellan hatte jetzt auf alles Dieſes eine Antwort und dieſe enthielt vorzüglich, daß mit einer wahrhaft klugen und liebenswürdigen Gattin alle irdiſchen Unannehmlichkeiten als ein leichtes Gewölk zu betrachten ſeien, welches an einem klaren Himmel flüchtig erſcheine und bald wieder verſchwinde. Ich hegte vollkommen denſelben Gedanken und ſagte es auch zuletzt. „Ja," ſagte Stellan, „man ſieht dies erſt dann vollkommen ein, wenn man eine Perſon trifft, welche durch ihr ſchönes harmoniſches Weſen allen ihren Umgebungen Reiz und Anmuth verleiht. Man fühlt dann erſt, daß das Innere des Menſchen ſeine äußere Welt bildet und daß die Verhältniſſe von ihm beherrſcht werden."

„Ja, ſo iſt es, Vetter Stellan, und ich geſtehe, daß ich ſchon lange dieſe Umwandlung in Ihren Anſichten geahnet habe."

„Wie ſo?" fragte Stellan erröthend.

„Geſtehen Sie, daß eine Perſon in unſerer Nachbarſchaft beſonders dazu beigetragen hat, daß Sie jetzt Familie und Eheſtand in einem helleren Lichte ſehen!"

„Hum! — nun ja, ich kann es nicht leugnen."

„Ich habe es lange geſehen. Es wundert mich nicht, Vetter Stellan. Sie haben nicht mit kaltem Sinn Fräulein Hellevi Hausgiebel und ihr Vogelneſt ſehen können!"

„Was? wen? wie?" Vetter Stellan ſprang ganz verwirrt auf und ſah mich mit Schrecken an. Ich mußte lachen. Stellan ward böſe und ſagte: „Sie ſcherzen, Franziska, und das iſt nicht recht von Ihnen!"

„Verzeihen Sie mir, Stellan, aber geſtehen Sie, daß Vogelneſt nicht die geringſte jener Unannehmlichkeiten beſitzt, die Sie ſo groß finden; nie kann es dort nach

saurem Kleister riechen, und gescheuert wird dort gewiß blos einmal im Jahre; außerdem ist Fräulein Hellevi eine Person, mit welcher das Leben nie schwerfällig und langweilig werden kann."

„Gott bewahre uns! ihre unaufhörliche Lebendigkeit verursacht mir Fieber; in acht Tagen stürbe ich auf Vogelnest an Entzündung, und sie könnte mich einbalsamiren und wäre vielleicht obendrein noch froh, in mir eine Mumie für ihr Museum zu erhalten. Ich danke, Franziska! Nein, sehen Sie sich nach einer andern Gegend um!"

„Das habe ich auch gethan, Vetter Stellan, aber ein großes „Aber" ist mir in den Weg getreten. Diese Person ist vortrefflich, aber — sie hinkt."

„Die schöne und berühmte La Valliere war auch lendenlahm!"

„Ah, das ist wahr und verändert die Sache sehr; (für Hofleute)" fügte ich in petto hinzu.

„Aber sie scheint mir einen weit größeren Fehler zu haben, einen Fehler, der mir bei einem Weibe sehr zuwider ist."

„Gott behüte! Und dieser Fehler?"

„Sie scheint mir kalt im Herzen zu sein, — sie hat eine Ruhe in ihrem Wesen, welche an Gleichgültigkeit für das Gefallen grenzt. — Dies ist ein großer Fehler an einem Frauenzimmer."

„Sie überraschen mich, Stellan; ich habe nie etwas Kaltes an Serena gemerkt."

„Ich glaube doch, daß es so ist, würde aber froh sein, wenn ich Unrecht hätte; denn sie ist gewiß ein vortreffliches Mädchen; aber Eisnaturen lassen am Ende doch kalt." Vetter Stellan sagte dies in einem leichten und ziemlich gleichgültigen Tone, während er sich hinausbegab.

Ah, Vetter Stellan! Sie sind fein, aber Ihr Fuchs beißt meine Gans nicht! Ich sehe recht wohl, wie es

steht. Stellan will, daß ich Serena's Herz ausforschen und ihm dann sagen soll, ob es für ihn warm oder kalt sei. Im ersten Falle tritt er mit Sicherheit vor, im zweiten zieht er sich zurück, und zwar hinter jenen „großen Fehler bei einem Frauenzimmer" und hat dann weder seiner Gemächlichkeit noch seiner Würde etwas vergeben. Aber — liebt man wirklich, wenn man so vorsichtig ist? In allen Fällen wird es interessant, zu sehen, wie der saure Kleister auf ein Mal süß werden könne; auch werde ich wirklich bei der ersten Gelegenheit auszuforschen suchen, ob Serena für meinen schönen Vetter warm oder kalt im Herzen sei. Ein Anderes ist es, ob ich ihm von meinen Entdeckungen etwas mittheile.

Den 6.

Nun weiß ich, was die Uhr geschlagen hat, und auch Du sollst es erfahren, meine Marie. O Serena, Serena!

Ich war gestern Nachmittag mit ihr allein. Ich dachte an Stellan und fragte sie, was sie von unserm jungen Gaste denke. Zu meiner Verwunderung schien ich zu finden, daß sie gar wenig an ihn gedacht hatte. Sie gab zu, daß er schön, anmuthig und talentvoll sei, aber sie sprach ihren Beifall mit einer verzweifelten Gleichgültigkeit aus. Da begann ich, ihn so ein klein wenig zu verleumden. „Die Liebe," dachte ich, „hat wunderliche Schlupfwinkel, und wenn man sie nicht mit Zucker hervorlocken kann, kriegt man sie oft mit Salz heraus." Aber vergebens salzte ich meine Anmerkungen über Stellan's Bequemlichkeit, Leichtsinn u. s. w.; ich konnte doch nicht das geringste Spitzchen aus dem Pfeilköcher der Liebe entdecken. Serena entschuldigte ihn wie die christliche Liebe selbst, während sie seine Fehler zugab.

„Du bist sehr mild gegen ihn, Serena!" sagte ich. „Würdest Du Dich nicht seiner Erziehung annehmen wollen, z. B. als seine Frau?"

„Ach nein, nein!" sagte Serena lachend.

„Warum ach nein, nein? Du gestehst ja selbst, daß er viele gute Eigenschaften besitzt, und entschuldigst mit allem Eifer seine Fehler."

„Ja, aber ich könnte doch nicht an ihn als an meinen Gatten denken."

„Und warum nicht, Serena?"

„Was soll ich sagen? Er scheint mir gut und angenehm zu sein, aber ich glaube nicht, daß er einen Andern, oder etwas Anderes, als sich selbst, recht lieben könne."

„Du nähmst wol lieber meinen Bär, Serena?"

„Ihn, der so gut gegen Alle, von so warmem Herzen und so wirksam für Andere ist! — o ja!"

„Es ist gut, daß ich ihn selbst in sichern Gewahrsam genommen habe. Aber sage mir, liebe Serena — und verzeihe mir, wenn ich mit meinen Fragen zu weit gehe! — es ist kein Anderer, der Stellan im Wege steht? — Denn ich glaube wirklich, daß Du ein wenig wärmer für ihn sein müßtest — vielleicht ist Dein Herz schon vergeben? Man hat mir von einem jungen Manne erzählt, der vor einigen Jahren Deine Hand begehrte..."

Serena erröthete stark beim Anfang meiner Frage; dann ward sie blaß und antwortete nach einigem Besinnen: „Nein, ich liebte ihn nicht, aber hätte ich ganz frei handeln können, so wäre ich vermuthlich seine Gattin geworden."

„Und warum, wenn Du ihn nicht liebtest?"

„Weil ich glaubte, daß er mich aufrichtig liebte, und daß ich ihn hätte glücklich machen können. Es ist doch schön, auf der Erde einen Menschen glücklich machen zu können.

„Aber Du hast ja mehrere Bewerber gehabt. Hat keiner von diesen Deinen Eltern gefallen, oder hast Du mit ihnen nicht dasselbe Erbarmen gehabt, wie mit dem soeben erwähnten?"

„Sie bedurften dessen auch nicht," sagte Serena lächelnd.

„Wie so? — sie liebten Dich ja."

„O, es gibt viele Arten Liebe."

„Es ist wahr. Laß uns sehen. Auf den ersten Platz wollen wir die mäßige Liebe setzen. Die spricht ungefähr so: „Sieh da ein gutes und verständiges Mädchen. Sie wird eine ordentliche Hausfrau werden und mir nicht viel Ausgaben verursachen. Die könnte gerade eine Frau für mich sein!" Welcher Liebe wollen wir den zweiten Platz anweisen?"

„Vielleicht dem Verlieben?"

„Ganz gewiß. Dem Verlieben, welches eine Binde vor den Augen hat und sowol über einen Fuß, als einen Schuh entzückt werden kann. Diese Liebe kann heftig sein, wie der Frühlingssturm, oder bescheiden wie das Veilchen, und vergeht so leicht wie diese. Doch kann sie, wie auch die mäßige Liebe, sich zu einer innigeren erheben und nahe verwandt werden mit einer Art Liebe, vor welcher ich alle Achtung habe; ich meine warme Freundschaft."

„O die ist schön!" sagte Serena, „diese entwickelt sich erst während der Ehe selbst vollkommen, und ich habe in meiner Familie oft gehört, wie sie redet, mehr in Thaten als in Worten."

„Sag mir das, liebe Serena, denn auch ich will gern diese Sprache in mein Haus einführen."

Wäre jetzt ein Mann vor Serena gestanden, so würde er sich vor ihre Füße geworfen haben, so reizend und liebenswürdig war sie, während sie so sprach:

„Dein Wohl ist das meinige, mein Wohl das Deinige. Laß das Unglück sein Aergstes thun, es kann mich nicht unglücklich machen, wenn ich nur Dich behalte. Wenn ich gefehlt und wenn ich gut gehandelt habe, lese ich es in Deinem Auge! Das ist meine Strafe, und dies meine Belohnung. Wohin sollte ich mit meiner

Freude, mit meinem Schmerze gehen, wenn nicht zu Dir? Wohin solltest Du gehen, wenn nicht zu mir? Haben wir nicht Alles zusammen? Wenn Du fehlst, wenn Du zuweilen ungerecht bist, was macht das? Ich schließe Dich inniger an mein Herz, und wir lieben nur höher. An Deiner Seite habe ich überall Stütze, Heimat und Freude. Auf der ganzen, weiten Welt ist Niemand, der mich so versteht, wie Du!"

Ich trocknete eine Thräne und sagte: „Aber was könnte die Liebe selbst mehr sagen, Serena, die höchste Liebe?"

„Die höchste Liebe?" wiederholte Serena, und eine milde Blässe verjagte den Purpur von ihren Wangen — „was sie sagen würde, weiß ich nicht, aber ich ahne, was sie fühlen würde. Sie ist ein höherer Pulsschlag in den Adern der Freundschaft, sie ist das göttliche Leben....." Serena hielt inne, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und der Blick voll von Exaltation vollendete den Gedanken, den die Zunge nicht auszusprechen vermochte.

„Und Du, Serena," sagte ich nach einigen Augenblicken, „die Du der Ehe höchstes Glück so wohl verstehst, wirst Du es niemals genießen? Wirst Du unverheirathet bleiben?"

„Ich glaube es," antwortete Serena wieder ruhig, „aber lieben werde ich dennoch ebenso innig, meine Eltern, Dich, alle Guten, und werde dadurch glücklich sein."

„Meine liebe Serena — das geht wol, so lange Dein Herz frei ist."

Ein Zucken, ein Beben durchfuhr die feine, warme Hand, die ich in der meinigen hielt. Es war, als wäre ein Herzschlag durch Serena's Adern geflogen, und als ich sie ansah, waren ihre Wangen mit Röthe übergossen, und sie athmete schneller. Gerade als ich fragen wollte, woher diese plötzliche Aufregung käme, ward mir eine schmerzliche Auflösung. Ich hörte Schläge schneller Pferde-

hufe, und Bruno stieg bald darauf bei der Pforte ab. Serena muß schon von weitem den Gang seines Rosses wiedererkannt haben.

„Ist es so?" dachte ich, und ein leiser, ängstlicher Schauer fuhr mir gleich einer unglücklichen Ahnung durch Leib und Seele. Ich drückte fester Serena's Hand, fühlte mich gleichsam angetrieben, sie zu umarmen und inniger an mich zu drücken, ward aber hiervon durch Bruno's lärmendes Eintreten abgehalten. Er kommt immer wie ein Gewitter. Aber er schüttelte jetzt meine Hand so herzlich, warf einen so schönen Blick auf Serena, daß der unbehagliche Eindruck, den ich erfuhr, etwas verschwand.

Serena nähte jetzt eifrig an ihrem Stickrahmen, und Bruno's Augen ruhten auf ihren Fingern und auf den Blumen, die unter denselben entstanden. „Es ist ein schöner Tag!" sagte ich zu Bruno. „Ja," antwortete er mit seiner melodischen Stimme, „aber erst jetzt fühle ich es!" Wir schwiegen eine geraume Zeit, und ich ward erfreut, als unser Trio durch Bär zum Quartett und bald darauf durch Stellan zum Quintett gemacht ward.

Aber dies schien Bruno nicht zu behagen. Er erhob sich, und nachdem er einige Male im Zimmer auf und ab gegangen war, setzte er sich ans Fortepiano am andern Ende des Zimmers, und leise, gleich mit Mühe zurückgehaltenen Gefühlen, ertönten seine Melodien in ihrem wunderbaren, gedankenvollen Leben. Serena schien zu träumen, sie folgte der Unterhaltung nicht, und erst als wir von der bevorstehenden goldenen Hochzeit ihrer Großeltern zu reden anfingen, ward sie aufmerksam.

„Es muß doch schön sein," sagte ich warm, „von einem solchen Tage auf eine lange Reihe von Jahren zurückzuschauen und nur reine Erinnerungen und gute Handlungen zu erblicken!"

Bruno machte eine Bewegung, die Töne schwiegen;

er neigte sich über die Stuhllehne, und ich sah, daß er horchte.

Vetter Stellan seufzte und sagte: „Ein solches Glück ist blos das Loos weniger Sterblichen!"

„Und warum, Vetter Stellan?" begann ich wieder. „Darum, weil so Wenige dafür leben; weil so Wenige sich selbst kennen lernen und beherrschen wollen!"

„Und wer kennt sich selbst? wer kann es thun?" fragte Bruno, indem er aufstand.

„Hum ..... ich hoffe gar Manches!" antwortete ich, etwas verblüfft über die herbe Unterbrechung.

„Ja man glaubt es!" fuhr Bruno mit düsterer Heftigkeit fort, „man glaubt sich selbst zu kennen, und man thut dies blos deshalb, weil man ungeprüft ist, weil man nie in die Tiefe der Seele hinabgesehen hat. Verhältnisse machen den Weg eben, das Leben vergeht wie ein sonniger Tag, und der stille Geist, den kein Sturm erschüttert, keine Nacht verdunkelt hat, hält sich selbst für fest und licht. Der Blinde! Der Glückliche! Er weiß wenig vom Leben. Aber wer, der geprüft hat, was das Leben an Versuchungen, Qualen und Freuden besitzt, wer, der seine Seele von Leidenschaften aufgerüttelt fühlte, wagt zu sagen, daß er sich selbst kenne, wagt zu glauben, daß er sein und handeln könne, wie er wolle? Und wer ist immer derselbe? Blickt auf die Geschichte! Beflecken nicht Laster und Erbärmlichkeiten das Leben der größten Menschen? Kann nicht der Missethäter edle Handlungen verrichten? Kann man nicht in der einen Stunde in seinem Herzen ein Paradies von Liebe besitzen, und in der andern ist dort Alles kalt, arm und öde? Sich selbst kennen? Heißt das nicht, sich als einen Inbegriff aller Widersprüche, aller Möglichkeiten fühlen, als einen Spielball zwischen Himmel und Hölle, mit welchem Engel und Teufel ihr Spiel treiben? Der Mensch kann Vieles, ohne sich gleich zu bleiben. Er kann das Größte, das Edelste thun, aber blos für einen

Augenblick; der andere zieht ihn hinunter. Sich selbst kennen, heißt seine Ohnmacht kennen!"

Gleich einem brausenden Strome, welcher plötzlich über alle Ufer schwillt und durch alle Dämme bricht, stürzte Bruno's Rede hervor; und ich gestehe, daß ich mich davon wie überschwemmt fühlte. In meinem eignen, so oft veränderlichen und fehlenden Herzen erhoben sich hundert Zeugen für Bruno's traurige Lehre. Ich fühlte meinen Muth sinken; aber Serena hatte das Steuer nicht verloren. Sie hielt ihren klaren Blick auf Bruno's Antlitz geheftet, wie er ihr da gegenüber stand, und als er schwieg, sagte sie mit inniger, trostvoller Sanftheit:

„Gewiß gibt es Widersprüche und Ungleichheiten bei allen Menschen; aber können wir nicht annehmen, daß in demselben Maße, wie man besser zu werden sucht, sich auch diese verringern?"

„So sollte es sein!" sagte Bruno langsam und ließ seine Augen auf ihrem himmelsklaren Antlitze gleichsam ausruhen.

„Und sehen wir nicht in mannigfaltigen Beispielen, daß eine solche Veredlung wirklich vor sich geht? Wissen wir nicht, daß gefallene Wesen sich wieder aufgerichtet haben, daß hart Geprüfte als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen sind? Trägt nicht ein jeder Mensch ein geheimes Götterbild in seiner Brust, welches sein Wesen aufklären kann, und welches strebt, ihn zu einem höheren Leben zu erheben?"

„Ja, so ist es, ich glaube es!" sagte Bruno mild, aber düster. Er setzte sich neben Serena.

„Laßt uns denn für Alle hoffen!" fuhr Serena mit inniger Rührung fort. „Für gewisse Naturen mag der Weg schwieriger sein, aber Er, welcher klar und gut und ewig sich gleich ist, wird auch sie einmal seine Stimme vernehmen lassen und sie zu Licht und Harmonie emporheben."

„Amen, Amen! so sei es!" sagte Bruno, indem er seine Stirne in die Hand stützte: „Möchten alle unruhige Seelen Friede bekommen!"

„Vor Allem einen guten Willen!" dachte ich bei mir selbst, aber ich wollte meine Stimme nach Serena's Engelstimme nicht zu einem genialen Wort erheben.

Wir saßen lange schweigend da, und ein Jeder beschäftigte sich mit seinen eigenen Gedanken. Sie verschmolzen sich zuletzt in Mozart's Don Juan, der von Stellan vorgeschlagen wurde, und Bruno, der uns anführte, flößte einem Jeden Etwas von seiner mächtigen Begeisterung ein. Er entzückte mich wirklich diesen Abend. Und ich glaube, Alle waren ebenso entzückt wie ich. Wir nahmen uns kaum Zeit, einen Bissen zu essen, sondern hielten fast ununterbrochen bis beinahe elf Uhr Stand. Göttliche Kunst! Herrlicher Mozart!

Wir waren Alle durch ihn so gute Freunde geworden, daß, als Bruno ging, wir ihn ein gutes Stück Wegs begleiteten. Die Luft war milde, und der Sternenhimmel stand im strahlenden Glanze in der tiefen Mitternachtsdämmerung des Augustmonats. Unwillkürlich sahen wir in stiller Bewunderung auf, und Stellan — welcher seit einigen Tagen Alles tiefer zu empfinden scheint — Stellan sagte: „Unter einem solchen Himmel muß der Mensch zum ersten Male die Unsterblichkeit geahnt haben!" — „Oder vielleicht eher seine Sterblichkeit recht gefaßt haben, seine Unabhängigkeit von äußeren Mächten," wandte Bruno ein; denn was sagt Ihnen dies Gewimmel von Sternen, diesen ewigen Wanderern auf ewig denselben Bahnen, die stumm sind in ihrem Himmelsleben wie die Trappisten? Fremd unsern Gefühlen, unsern Leiden, unsern Freuden, kreisen sie in ewiger Ruhe und scheinen auf unsere Fragen nur zu antworten: „Armer Staub! messe Dich mit der Unsterblichkeit und verstumme!" Unsterbliches Leben? Nein, diesen großen Gedanken schöpfen wir niemals aus der gefühllosen Höhe. Der Sternenhimmel

drückt uns eher nieder, als daß er uns erhebt. Aber die Welt der Töne! — können wir uns in diese versenken und nicht ahnen, nicht — wenigstens für Augenblicke — des Lebens Größe, dessen Harmonie und Unendlichkeit begreifen? O! (und Bruno's Stimme bekam hier ihren tiefen melodischen Klang), o wenn ein großer Gedanke in diesem Universum ist, in dem Leben, welches wir führen, so muß es derjenige sein, welchen die Töne aussprechen. Höre die Fuge! Höre, wie Sphäre zur Sphäre singt, wie ein Gedanke dem andern antwortet; wie Alles mannigfaltig ist, und wie doch Ein Gedanke diese Mannigfaltigkeit in Kraft und Schönheit trägt. Die Fuge ist das „Werde!" des Schöpfers; so wiederholten unzählige Welten das erste Wort! Horcht auf eine Symphonie von Beethoven, wenn ihr eine Erklärung des Lebens finden wollt! Horcht den Tönen, wie sie leben, leiden, lieben, sich um einander verschlingen und dabei alle unaussprechliche Melodien des Daseins bilden. Höre zuletzt, wie die Dissonanzen sich in Harmonien verschmelzen, wie Stürme, Unruhe, Qual, Freude, Haß und Liebe gleich den Strömen der Erde forteilen, um sich in den Ocean zu stürzen, wo Alles sich auflöst, wo Alles sich in einen Accord voll Wohllaut auflöst und Alles Frieden bekommt!"

Ich war erschüttert und von Bruno's Ausdrücken hingerissen, obgleich nicht völlig von seinen Worten befriedigt. Wir gingen jetzt langsam gegen die Allee herab. Vetter Stellan sprach mit mir, und ich glaube, daß ich in der Hast zwei Paar Augen und Ohren bekam, denn ich hörte auf ihn und antwortete ihm, während ich zugleich aufmerksam auf Das achtete, was zwischen Bruno und Serena vorfiel, die einige Schritte vor uns gingen. Bruno brach eine Blume, bot sie Serena dar und sagte mit einer leisen Stimme, welche etwas unendlich Mildes und auch Weiches hatte: „Blumen und Glückwünsche werden ja zu gleicher Zeit gegeben! Wollen Sie jetzt diese von mir annehmen? — Mögen Sie immer so friedvoll

wie jetzt sein! Mögen Ihre bittersten Sorgen dieser Nacht voll von himmlischen Lichtern gleichen! Mögen Sie so glücklich werden, wie Sie rein und gut sind! Aber" — und hier senkte sich seine Stimme tiefer — „wenn Sie selbst von guten Engeln auf den Händen getragen werden, dann beten Sie für Diejenigen, die keinen Frieden haben, die nicht so rein sind wie Sie — beten Sie für sie und — beten Sie für mich!" Diese letzten Worte ahnte ich mehr, als ich sie hörte. Bruno beugte sich in demselben Augenblicke über Serena's Hand, und Vetter Stellan fing auch an, wie es mir schien, zwei Paar Augen und Ohren zu bekommen. Serena hatte ihr Antlitz gegen Bruno gewandt, aber ich konnte nicht vernehmen, ob sie ihm etwas antwortete. Bruno's Pferd ward vorgeführt; er nahm einen schnellen Abschied von uns und entschwand bald aus unsern Blicken.

Bruno! Mit dieser wunderbaren Seele kann man weder zurecht kommen, noch kann man Frieden vor ihr erhalten. Und gerade diese Widersprüche bei ihm, diese schnellen Wechsel zwischen Schnee und Thau, Sturm und Ruhe, Nacht und plötzlichem Tag, diese Fülle von Leben und Wärme verleihen ihm zugleich ein unruhiges und mächtiges Interesse; er stößt ab und zieht an sich. Das Letztere besonders, weil er so vollkommen natürlich ist.

Aber sehr unruhig bin ich darüber, daß Serena sich ihm zugewandt hat. Was soll die weiße Lilie auf der stürmischen Woge? Kann Bruno eine Gattin glücklich machen? Verdient er eine solche Gattin? Denke, wenn er selbst einer der Verbrecher ist, deren Partei er nimmt! Was ist er? Was will er? so frage ich mich, so frage ich Bär. Bär glaubt immer das Beste und liebte Bruno aufrichtig. Er tröstet mich jedoch nicht vollkommen. Ich habe ängstliche Ahnungen. Das Herz schwer hievon, sage ich Dir bis auf Weiteres Lebewohl, meine gute Marie!

Neunter Brief.

Rosenvik, d. 14. August.

Wieder acht Tage sind vergangen, seit ich Dir zuletzt schrieb, meine Marie. Wegen des Romans, der jetzt um mich gespielt wird, vergesse ich, daß ich einen schreiben sollte. Aber das Bedürfniß, vor Dir zu leben, führt mich wieder zur Feder und zur Erzählung.

Vetter Stellan ist abgereist. Er muß sich immer mehr überzeugt haben, daß Serena den Fehler hätte, welchen er bei einem Frauenzimmer am unverzeihlichsten fand, bekam eine starke Gähneluſt, so oft Bruno nach Rosenvik kam, erhielt Briefe von Stockholm wegen angelegentlicher Geldgeschäfte, die ihn dorthin riefen, und — reiste ab, begleitet von meinen aufrichtigen Glückwünschen. Es thut mir jedoch leid, daß seine Belehrung gerade in ihrem Anfang gehemmt ward.

Aber Serena und Bruno haben mich so sehr beschäftigt, daß ich weniger Sinn für Andere als für sie hatte. Bruno hat mein Haus zu dem seinigen gemacht. Bär sieht es mit Freude, und ich, so unruhig ich bin, kann doch nicht für diesen wunderlichen Menschen gleichgültig sein. Serena lebt gleichsam unter einer heimlichen Bezauberung und — was glaubst Du wol? — ich habe sie noch mit keinem Worte zu unterbrechen gewagt. Sie scheint so glücklich, so froh, so innerlich sicher, daß ich fürchte, ein Wort zu sagen, das sie stören oder vielleicht noch halb schlummernde Gefühle zum Bewußtsein wecken könnte. Sie blüht außerdem dabei zu einem schöneren Leben auf; ihre Stimme hat die lieblichsten Töne entwickelt — aber Bruno ist auch ein ganz anderer Meister als ich — nie ist ihr Gesicht, ihr ganzes Wesen anzie-

hender gewesen. Und Bruno? Er ist still, aber man sieht, daß er ganz und gar von ihr eingenommen ist; er folgt ihr, wohin sie geht; er setzt sich neben sie. Zuweilen heftet er auf sie einen jener Blicke, die nicht umsonst aus eines Menschen Auge ausgehen. Auch dieser Blick in dem seinigen? Er gefällt mir nicht. Zuweilen macht er mich erbeben.

Man sagt, wenn die Schlange wolle, daß die Lerche ihre Beute werde, erhebe sie sich und hefte auf diese ihren Blick. Die Lerche sieht in der Schlange Augen und es ergreift sie ein wunderlicher und schrecklicher Zauber. Auf ihren Flügeln zitternd, fliegt sie Ring auf Ring um sie herum und singt; nie war ihr Gesang so bezaubernd, nie haben ihre Schwingen in höherer Lebensfreude gezittert, und so singt sie und kreist sie um die Schlange, immer näher und näher, bis sie in ihren Rachen sinkt — und für ewig schweigt.

O Serena, Serena!

In der That, es geht nicht an, es so fortfahren zu lassen. Ich muß Serena warnen. Sie muß von diesem gefährlichen Manne wissen, was wir wissen. Ich muß mit Bär reden!

Später.

Sieh hier unser Gespräch:

„Aber, mein lieber Bär, es geht nicht an. Ich versichere Dich, daß etwas recht Ernstes daraus werden kann."

„Nun, wenn auch? Was kann man Besseres wünschen? Ich wünsche, daß es so ernst werden möchte, daß es zur Trauung käme. Ich glaube wirklich, daß diese Zwei sehr gut für einander passen!"

„Aber ist er einer solchen Gattin würdig? Wissen wir wol, ob er nicht noch etwas viel Schlimmeres verübt hat als Das, was er in seiner Jugend that? Es ist

Etwas an Bruno, das mich gegen ihn einnimmt. Ich traue ihm nicht. Ich glaube zuweilen, daß er zu dem Aergsten im Stande sein könnte. Denke, wenn er ein Mörder wäre!..."

„Meine liebe Franziska," sagte Bär beinahe böse, „warum läßest Du Dich von Deiner Phantasie so verleiten? Warum denkst Du ohne alle Veranlassung so von einem Mitmenschen? Du bist jetzt unbillig, Franziska!"

„Verzeihe mir, Engel, aber Du — bist Du nicht gar zu milde? Keine Veranlassung? Wir wissen ja, daß er gestohlen hat!"

„Und hast Du niemals gestohlen — als Kind?"

Ich hielt inne, dachte nach, erröthete und schwieg. Aus meinen unschuldsvollen Kindheitsjahren erhob sich gespenstergleich eine Menge von Zwiebäcken, Confectbissen, Bandstücken u. s. w., und legten Zeugniß wider mich ab. Zuletzt sagte ich: „Ja, Bär, ich habe gestohlen — und erkenne meine Sünden, aber zu funfzehn Jahren stahl ich nicht mehr!"

„Erinnere Dich der Verhältnisse, unter denen Bruno aufwuchs! Fast alle Kinder fehlen ein wenig, aber eine gute Erziehung, eine kluge Behandlung ersticken den gefährlichen und doch so natürlichen Trieb, sich Dasjenige, wozu man Lust hat, zuzueignen. Bruno ward unklug behandelt und muß darnach beurtheilt werden. Jedenfalls bezeugten seine letzten Zeilen, die er an mich schrieb, daß er seinen Fehler erkannt hatte und davon ablassen wollte. Und sicherlich hat die furchtbare Lection, welche der letzte Auftritt mit seiner Mutter ihm gab, ihn für immer von dieser Bahn vertrieben."

Ich seufzte und sagte: „Jedenfalls haben wir gesehen, daß er Den niederschießt, der nicht so will, wie er. Wer so barbarisch gegen Pferde ist, kann es auch gegen Menschen sein."

„Da ist noch ein rasender Unterschied, Fanny! Ich

will Bruno's Fehler keineswegs vertheidigen. Ja, er ist wild und zuweilen barbarisch, ungereimt. Allein er ist selbst in seinen Jugendjahren noch nicht gesetzt, aber nicht böse. Im Gegentheil sein Herz ist warm, und ich bin überzeugt, daß er gut werden will. Gerade ein Engel wie Serena kann Gewalt über ihn bekommen und ihn gut und vernünftig machen, zugleich wie sie ihn glücklich macht."

„Mein guter Bär! Du sprichst sehr schön; ich aber bin gar nicht zufrieden. Müßten wir nicht wenigstens Serena Denjenigen kennen lernen lassen, dem sie sich so blind hingibt? Müßte sie nicht wissen, was wir von seiner Jugend und seinen Abenteuern wissen?"

„Warum? Wozu? Liebt sie ihn, so wird sie dieses nicht von ihm entfernen. Aber als seine Gattin könnte es ihr peinlich sein, zu wissen, daß Bruno einst die Verachtung seiner nächsten Angehörigen verdiente. Wenigstens soll kein Anderer als Bruno selbst sie davon in Kenntniß setzen. Auge in Auge, Herz an Herz, kann Vieles gesagt und versöhnt werden."

„Ach! Wenn man nur etwas mehr von Bruno's späterem Leben wüßte!"

„Ich habe ja seine Erzählung gehört, ich habe ja seine Papiere gesehen. Alles ist richtig und in gehöriger Ordnung. Ich habe Briefe von mehreren ausgezeichneten Personen an ihn gesehen. Sie sprechen vollkommen zu seinem Vortheil. Außerdem — sollte Bruno auch gefehlt haben — sehen wir nicht bei ihm deutlich das Verlangen nach dem Guten? Unser Herr würde ihn nicht verstoßen — und Du, Franziska, wolltest es thun?!"

„Ach nein, nein, Bär; aber Serena..."

„Denke an Bruno's warmes Herz, an seine großen Talente, an seinen Geist und dann — an sein großes Vermögen! Warum sollte Serena nicht mit ihm glücklich werden?"

„Ach Bär! Das, was eine Gattin glücklich macht, was das Haus verschönert, ist nicht des Mannes Vermögen, sind nicht seine Talente, ist nicht einmal das Feuer in seiner Seele — dieses kann auch den Hausfrieden in Brand stecken — nein, das Glück der Frau ist, daß der Mann rechtschaffen, gut, vernünftig, billig und ordnungsvoll ist — gleich Dir, Bär!"

Wir stritten nicht mehr.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelm Tell.

Von

Friedrich Schiller.

Skizzen

aus dem

Alltagsleben.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Die Nachbarn.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Mit einer Vorrede der Verfasserin.

Zweiter Theil.

Vierte verbesserte Auflage

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Fragment eines Briefes von Bruno M. an Antonio de R.

..... Ich näherte mich ihr ohne Absicht. Ich wollte blos die Schönheit ihres Angesichts schauen, den Unschuldsglanz, der darüber ruhte gleich einem klaren Himmel; ich wollte nur der Stimme horchen, den Worten — all der lebenden Huld. Was die Frische der Wellen, was die Töne des Gesanges, was die Liebkosungen meiner Mutter für mich gewesen waren, das war mir ihre Nähe. Es ward mir wohl zu Muthe bei ihrer Stimme; bei ihrem Blicke legte sich jedes peinliche Gefühl, jeder unheilige Gedanke, — ich ward besser.

Nicht sie, nicht ich, sondern die Macht, welche vulkanisches Feuer in die Tiefe meines Wesens legte, trägt die Schuld, daß dieses Gefühl plötzlich zur verzehrenden Flamme ward.

Aber ich liebe sie nicht, wenn ich früher geliebt habe. Keine Serena stand noch auf meinem nächtlichen Wege. Sie ist meine erste, reine Liebe.

Gerade deshalb, weil sie den Weibern so unähnlich ist, die ich bisher gesucht und gewonnen habe, gerade deshalb ist Serena für mich so bezaubernd. Ihre milde, jungfräuliche Würde, welche ihr Wesen und ihre Handlungen mit einer so schönen Sittlichkeit stempelt, bindet mich wie mit Zauberkraft an sie. Gerade weil ihr alle Gefallsucht so fern ist, habe ich Lust, vor ihr auf die Kniee zu fallen und sie anzubeten. Meine Augen ru-

hen mit einem unbeschreiblichen Entzücken auf diesem Munde, den kein leichtsinniger Kuß entheiligt, kein Wort des Zorns oder der Lüge veruneinigt hat. Reinheit — ein Wort, das ich zu spät verstehen gelernt habe — Reinheit ist der Himmel, der auf ihrer Stirne strahlt, der Geist, der von ihr ausgeht, und ihrer Reinheit wegen bete ich sie an, ich, welcher . . . . . ja ich kann es und das ist mein Heil. Was ist schön, was ist göttlich, das nicht zugleich rein ist? Das Licht, die Tugend, der Himmel — ewige Klarheiten! Finster war mein Leben, aber in ihr liebe ich euch!

Serena steht da und mit ihr alle Engel des Lebens. Die, welche ich entheiligt und verachtet habe; — stille Tugenden, Frieden, Familienleben, heilige Bande, welche ich verkannt und gekränkt habe, wie entzückend winken sie mir durch sie!

Sage nicht, daß es zu spät sei. Ich habe mich mit des Lebens wilden Zaubergestalten umhergetummelt. Gleich Faust tanzte ich mit den Hexen des Blocksberges, und der Leib der einen, den ich umschloß, war Asche, und aus dem Munde der andern, welche ich küßte, sprang ein ekelhaftes Thier, die dritte verwandelte sich in meinen Armen zu einer Schlange, und so stand ich an dem steilen Abhange meines Weges und sah mich um, und Alles hinter mir war abschreckend und finster. In mir war noch dasselbe rastlose Feuer, derselbe Durst, aber er suchte andere Quellen. Ich mußte stark und voll leben. In der Schlacht, im Kampfe mit rasenden Elementen fühlte ich in mir eine höhere Kraft, ein mächtigeres Leben; aber dann, war Alles — leer, so leer! Ich ahnte nicht, daß des Lebens Fülle an einer Menschenbrust gefunden werden könnte. Eine Menschenbrust, groß, liebevoll wie der Himmel, treu, mild und rein — o! da ist eine Welt, voll, schön und ewig darin zu leben! Dort wird das Feuer geläutert, ohne gedämpft zu werden, die Unruhe wird beruhigt, die

Kraft wird höher und fester. Wenn eine Gattin mit einer so großen und lieblichen Seele an meiner Seite wandelte, wenn ihr himmlischer Geist zu jeder Stunde des Tages wie ein Frühlingswind über meine Seele ginge wenn sie in meine alltäglichen Umgebungen ihr reines und harmonisches Leben einflößte, wenn ich mich an sie stützen könnte wie — o mein Gott! ich kann nicht sagen, wie an eine Mutterbrust, denn die meinige verstieß mich! Aber könnte ich an mein Herz eine Gattin in fester, unauflöslicher Umarmung drücken und könnte ich aus des Herzens Tiefe sagen: „Du bist ein Engel und Du bist mein!" o glaubst Du dann nicht, daß frühere Sünden versöhnt, daß bittere Erinnerungen ausgemerzt werden könnten, daß das schwankende Herz in einer höhern Liebe befestigt werden könnte; glaubst Du nicht, daß über dem verheerten Boden noch ein Paradies aufblühen könnte?

Ich sehe auf Serena — und ich muß es für möglich halten. Ich habe mir gesagt: Sie muß mein werden, und ich werde Frieden auf der Erde finden! Aber sie, die reine, gute, liebenswürdige, wird sie mich lieben können, wird sie ihr Schicksal mit dem meinen vereinigen wollen? Und Die, welche über sie zu schalten haben, Die, welche über Alles die Reinheit des Charakters, bürgerliche und häusliche Tugenden schätzen werden, werden diese das Schönste und Theuerste, was sie besitzen, einem Manne geben wollen, dessen Ruf seit der Kindheit befleckt, dessen Leben in Dunkel eingehüllt ist?

Ich höre diese Fragen von Dir, und dies ist meine Antwort.

Es gibt bei mir — nenne mich übermüthig, hochmüthig, oder wie Du willst — aber ich weiß, daß es in mir ein Etwas gibt, dem Niemand so leicht widersteht; eine Kraft, einen Willen, der Eisen bricht, ein Feuer, welches Alles verzehren kann, um in der Luft,

welche es sucht, brennen zu können. Ich habe es oft geprüft, Niemand hat widerstreben können, außer meine Mutter. Denn mein Blut rinnt auch in ihren Adern. Aber wir haben noch nicht ausgekämpft, Mutter!

Ich habe meine Mutter gesehen. Sie erkannte mich nicht wieder und ich kaum sie. Sie war eine schöne Frau. Sie ist sehr verändert und, wie mir scheint, nicht blos durch Alter. Ich wollte versuchen, sie zu sehen; ich mußte sie sehen; aber als ich da stand, wie ein Fremdling vor ihr, als ich die wohlbekannte Stimme hörte: — ich hielt es nicht aus. Ich weiß nicht, wann ich mich ihr entdecken soll. Es ist dafür noch Nichts vorbereitet bei ihr, auch nicht bei mir. Es wallt heftig und peinlich in mir auf in ihrer Gegenwart, deshalb fliehe ich dieselbe — bis auf Weiteres. Ich liebe und fürchte, ich schmachte und fliehe. So stand ich im schmerzvollen Streite; — da ging Serena einher; ich setzte mich an ihre Seite; seit diesem Augenblicke ward ich ruhiger. Eine Hoffnung, ein Lichtstrahl schimmerte hervor. Wenn auch meine Mutter, ... meine Mutter nicht verzeihen würde . . . . . Kain hatte ein schwereres Verbrechen begangen, als ich; auf ihm ruhte der Fluch seiner Mutter, und dennoch — in die Wüste, wohin er wanderte, folgte ihm seine Gattin! Mit ihm ging ein Engel der Versöhnung.

Serena, Serena! wenn ich Dich nicht so stark liebte, so würde ich Dich beklagen können, denn ich fühle es, es ist nicht vergebens, daß ich auf Dich meinen Blick geheftet habe. Aber ich will Dich lieben, wie noch kein Weib geliebt worden ist. Mit allen Reizen des Lebens will ich Dich umgeben. Jeden Tag sollst Du Glückliche machen, und dieses edle Herz soll von Segnungen leben. Hagar muß sich ihrem Schicksale unterwerfen. Schon seit lange hat sie aufgehört, etwas von mir zu fordern, und das muß sie auch, wenn wir beisammen bleiben sollten. Sie wird und muß sich

ohne Murren mit einem Andern glücklich sehen. Sie kennt mich, sie wird nicht wagen .... Fluch über sie, wenn sie einen Gifthauch sendet über Die, welche .... Aber ich werde wild, wenn ich an dieses Weib denke, und das will ich nicht. Gut, liebevoll will ich sein, — sowie Serena will. Es gibt noch Gutes und Zartes in mir, die Quelle ist noch nicht unrettbar getrübt; sie begehrt nichts Besseres, als gereinigt zu werden — aber ein Engel muß das Wasser berühren.

Aber kann ein Engel sich Demjenigen nähern, den der Fluch .... Meine Mutter! Wenn sie nicht verzeihen sollte!!

Alles zerstörender Gedanke! Raubvogel, der an meinem Herzen nagt, fort, fort!

Bald wird Alles gesagt und entschieden sein, denn meine Seele sehnt sich nach Gewißheit. Es wäre vielleicht klüger, es aufzuschieben, die Zeit abzuwarten; — aber ich kann und will nicht. Ich eroberte mein Glück immer mit Sturm. So mag es auch jetzt werden! ....

Franziska W. an Maria L.

Zehnter Brief.

Rosenvik, den 17. August.

Gestern war ein wunderlicher, reicher, lustiger und doch unangenehmer Tag. Wir verbrachten ihn auf Ramm. Dorthin wurden wir vor einigen Tagen nebst mehrern von den Nachbarn eingeladen. Ma chère mère war auch eingeladen, entschuldigte sich aber damit, daß sie schon seit mehrern Jahren keine Einladung angenommen

hätte und jetzt keine Ausnahme machen könnte. Serena hatte den vorhergehenden Tag bei ihren Großeltern zugebracht und sollte diese nach Ramm begleiten, wohin sie dringend von Bruno eingeladen worden waren, der wegen der neuen Schule und mehrerer anderer Dinge sich in ein nahes Verhältniß zum alten Dahl gesetzt hatte.

Bei unserer Ankunft auf Ramm fanden wir Alles dem Aeußern nach unverändert; die Bäume wuchsen, wie früher, wild und dicht um die geschwärzten Mauern. Bruno kam auf die Treppe heraus und empfing uns mit ernster Freundlichkeit. Er hat zuweilen etwas so Einnehmendes in seinem Gesichte! Bär war gerührt und bleich, als er des Bruders Hand schüttelte. Niemand von uns sagte etwas, und schweigend führte Bruno mich hinauf in die Zimmer, wo der Luxus in den Meubeln mich in Erstaunen setzte. Aber meine liebe Serena fesselte bald meine ganze Aufmerksamkeit. Ich glaubte sie noch nie so schön gesehen zu haben. Das hellblaue Mousselinkleid, das Tüllhalstuch, das über ihren schneeweißen Hals geworfen war, Alles kleidete sie so wohl, und ihr unschuldvolles Antlitz strahlte von Gesundheit und Heiterkeit. „Ich und Rosenvik haben einigen Theil an diesen Rosen!" dachte ich ganz selbstvergnügt. Die Patriarchen sagten mir auch hierüber die freundlichsten Worte.

Die Gäste versammelten sich. Lagman Hök und Fräulein Hellevi Hausgiebel kamen zusammen im Desobligeant. Gerade als wir uns zu Tische setzen wollten, hörte man auf dem Hofe das Geräusch von noch einem Ankommenden, und zu meinem Erstaunen erblickte ich ein Cabriolet mit einem Oeländer bespannt und durch ein junges Mädchen geleitet, welches mit seiner kleinen Equipage eine prächtige Schwenkung um den Hof machte, mit der Peitsche knallte und vor der Thüre Halt machte. „Ha, ha, ha! das ist Mally, meine kleine Mally!" lachte der Major, der mit mir am Fenster stand. „Ja,

ja, sie nimmt sich aus in der Welt. Sie hat Geschmack an Pferden .... man soll Kinder ihren Neigungen folgen lassen, Madame Werner; das macht sie lebensfrisch und kräftig. Es taugt nichts, sie zu zwingen. Sie werden früh genug klug. Das weiß ich von mir selbst." Jetzt kam Mally herein, das Haar verwildert, der Gang zugleich muthwillig und tölpisch. Frau v. P. warf auf sie und dann auf ihre Töchter einen Blick, welcher zu sagen schien: Gottlob! meine Töchter haben Erziehung und Bildung erhalten.

Meine gute Brita Kaisa, obgleich Liebhaberin des Natürlichen, erröthete beim Eintritte ihrer Tochter und sah unzufrieden aus. „Wie Du aussiehst!" sagte sie, indem sie ihr Haar und Kleidung zurechtzupfte.

„Aj, aj, Mutter, Du thust mir weh!" schrie Mally grinsend.

Bruno führte Madame Dahl zu Tische. Die Andern folgten paarweis nach. Der Mittag war prächtig. Bruno wird die einfachen Sitten der Gegend mit solchen Beispielen des Luxus verderben. Ich werde ihm dies sagen. Bruno war ein angenehmer Wirth. Seine Aufmerksamkeit für die alten Dahls hatte etwas Ehrfurchtsvolles und fast Sohnliches, welches ihm wohl anstand. Serena schien es mit Freuden zu merken.

Vom Mittagstische führte uns Bruno in den Garten hinunter, wo zwei große Zelte errichtet waren. Mit der größten Sorgfalt schien für die Bequemlichkeit der Patriarchen gesorgt zu sein. In dem einen Zelte befanden sich zwei bequeme Lehnstühle für sie, der Fußboden war mit kostbaren Matten belegt. Draußen vor demselben warf ein Springbrunnen seinen frischen, plätschernden Strahl empor. Orangenbäume voll Blüten und Früchte standen in einiger Entfernung rundumher, und jeder kleine Lufthauch führte uns deren balsamische Düfte zu. Ich war über diese ganze Anordnung entzückt, welche die ungewöhnliche Wärme des Tages noch

behaglicher machte. Meine Phantasie versetzte mich in eine idealische Welt; ich dachte mir ein Nomodenleben in einer solchen Natur, und Hirtinnen wie Serena und Patriarchen und Zelte und Orangenhaine und .... Aber gerade da kam Frau von P. zu mir hergestürzt, indem sie ausrief: „Ach, wie charmant ist das Alles, meine liebe Madame Werner! Gerade solche Zelte hatten Graf L. und wir auf Gustafsberg. Den einen Tag waren sie bei uns, den andern waren wir bei ihnen, tout familièrement. Es war ungemein lustig. L.'s und wir hatten wenig Umgang mit der übrigen Societät. Wir waren einander genug. Ach, ich möchte wol wissen, wie unsere gemeinsame Freundin, die liebe Freiherrin H., sich befindet. Eine charmante Person! Sie und ich amüsirten uns so, zusammen zu sein. Natürlich; wir haben einander viel in der großen Welt gesehen und haben eine Menge gemeinsamer Bekannte."

„Hier ist recht warm!" sagte ich. (Im Zelte war es angenehm kühl, aber Frau v. P.'s Reden machten es mir schwül.) Ich stand auf; meine Verfolgerin desgleichen. Gleich außerhalb des Zeltes begegneten wir Bruno. Frau von P. kam über ihn: „Ah mon cher monsieur Ramilly, c'est charmant, c'est charmant! Ihr Park ist göttlich! Welche Teinten auf diesen Bäumen! Welche Gruppen! Welche Perspective! Sehen Sie, meine beste Madame Werner, dort durch das Brückengewölbe, welcher Effect! Nein, Sie müssen sich noch etwas mehr bücken, noch ein wenig .... unter diesem Zweige hier; .... ist es nicht göttlich? (ich war nahe daran, mir das Genick zu brechen), welches Ensemble, welcher Effect!" Bruno verbeugte sich ernst vor Frau v. P. und verfügte sich ins Zelt hinein. Ich dachte: O daß diese Unnatur beim Menschen sogar den Genuß der Natur für Andere soll verderben können. Frau v. P.'s „Teinten und Effecte" hatten mir die ganze schöne Aussicht verdorben. In diesem Augenblicke vernahm ich lautes Schreien, und

als ich nach der Gegend hineilte, woher es kam, sah ich die Adamiten, welche Blumen und Früchte von den Orangenbäumen gerissen hatten und sich jetzt der handgreiflichen Dazwischenkunft einiger jungen Herren widersetzten.

„Da haben wir den Naturzustand!" dachte ich mit einem Seufzer. Brita Kaisa kam heraus, theilte Hiebe und Knuffe unter ihre Brut aus, und man bekam für dieses Mal Frieden und konnte den Kaffee und mitfolgende Leckerbissen in Ruhe genießen.

Ein Weilchen später fuhren zwei offene Wagen vor. Bruno schlug der Gesellschaft eine Spaziertour im Parke vor. Die Wagen waren für die ältern Personen der Gesellschaft; die jüngern sollten zu Fuß wandern. Bruno bot Serena seinen Arm. Die alten Dahls, Bär und ich stiegen in den einen Wagen. Die Majorin, welche mit Frau von P. in dem andern saß, wollte auch ihre Kinder mit haben; aber die Adamiten schrieen und wollten nicht und wurden daher während der Promenade der Aufsicht ihrer Schwester Mally anvertraut.

Wir fuhren; das Wetter war schön, die Fahrt würde mir angenehm gewesen sein, wenn ich es hätte unterlassen können, an Bruno und Serena zu denken. „Wird er ihr etwas sagen?" dachte ich, „und was wird er ihr sagen?" Die Patriarchen hielten ihr Mittagsschläfchen in dem sanft schaukelnden Wagen. Bär saß schweigend und nachdenkend. So fuhren wir ungefähr anderthalb Stunden.

Als wir zurückkamen, sahen wir auch die Fußgänger in verschiedenen Gruppen zurückkehren. Als Serena von Bruno begleitet ins Gesellschaftszimmer trat, ward ich unruhig, denn ich sah gleich, daß etwas vorgefallen war. Serena war bleich und aufgeregt. Bruno's Antlitz, seine Blicke waren dagegen voll strahlenden Lebens. Nachdem er uns begrüßt und sich bei den Alten erkundigt hatte,

ob ihnen die Fahrt angenehm, der Wagen weich genug gewesen wäre u. s. w., setzte er sich an die Orgel und ließ das gewaltige Instrument ertönen. Es war dieselbe Kraft, dasselbe Feuer, dieselbe tiefe Begeisterung, welche mich des Abends auf dem See entzückte und jetzt mein Innerstes ergriff wie damals. Die Fräulein v. P. gingen Arm in Arm ins nächste Zimmer, schwatzten und lachten unaufhörlich mit einigen Herren und waren ersichtlich nur mit sich selbst beschäftigt. Frau v. P. war in ein gewaltiges Geplauder mit Jane Marie gerathen, und ich begreife nicht, wie Jane Marie, welche doch musikalisch ist, bei solcher Musik so sitzen und schwatzen konnte. Natürlicher war es, daß Fräulein Hausgiebel, welche gar keinen Geschmack für die Kunst der Töne hat, mit dem Lagman Hök bei der Betrachtung einiger schönen Gemälde verweilte. Bruno war aber durchaus nicht ohne andächtige Zuhörer. Unter diesen waren Bär, die Patriarchen und Serena, welche jetzt zwischen ihnen saß. Ich saß so, daß ich Bruno's Gesicht sehen konnte. Es war in diesem Augenblicke sonderbar, voll von Kühnheit, Leiden und Liebe. Was sich hier malte, das ergoß er in eine Phantasie, worin alle Gefühle, alle Kräfte, alle Leiden und Genüsse miteinander zu kämpfen schienen, und der Kampf stieg zur Verzweiflung; — da machte Bruno einen wunderbaren und kühnen Uebergang, und in Tönen, welche an die Worte: „Es werde Licht!" erinnerten, fiel Bruno ein in die herrliche Arie aus der Schöpfung Haydn's, worin durch die Worte sowol als durch die Musik ausgedrückt wird, wie die Elemente sich unter den Augen des Schöpfers ordnen. Ich blickte auf Serena. Eine tiefe Rührung, aber zugleich eine stille Verklärung lag auf ihrem holden Antlitze. Ach! in solchen Stunden ist es, wo wir des Lebens Fülle verstehen, wo der Himmel sich unserer Seele öffnet; sie steigt dorthin auf den Schwingen der Töne, umarmt alle Engel des Lebens,

versteht alle Liebe Gottes, alle Schönheit der Schöpfung und will vor Seligkeit sterben.

Bruno's Stimme ist nicht in eigentlicher Bedeutung schön; aber sie ist stark, männlich, ausdrucksvoll. Sie spricht von einem mächtigen Geiste. „O Bruno!" dachte ich, „hast Du so schöne Gaben erhalten, um sie zu misbrauchen! Sollst Du des Lebens reine Herrlichkeit besingen können und sie nicht in Deine Seele, in Dein Leben führen?"

Die Musik hörte auf. Bruno's Zuhörer saßen schweigend mit Thränen in den Augen; auch Fräulein Adele v. P. stand überrascht und in der Thüre wie festgezaubert. Da kam die unglückliche Frau v. P. und überhäufte Bruno mit Betrachtungen über seine Kunst und über ältere und neuere Tonsetzer. „Weber" sagte sie, „ist bizarr, Rossini arm an Melodien; Meyerbeer übertrifft Beide; er ist, so zu sagen, le prince de la musique."

Auf andere Weise zeigte die alte Madame Dahl ihre Zufriedenheit. Sie drückte Bruno's Hand und sagte herzlich: „Sie haben die Alte wieder jung gemacht! Ich habe seit langer Zeit solchen Genuß nicht gehabt und danke ihnen von ganzem Herzen!"

„Sie machen mich glücklich," sagte Bruno, küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand und setzte sich neben sie.

Jetzt hörte man ein starkes Geräusch draußen im Saale. Es rührte von den Adamiten her, die eben erst aus dem Walde kamen, schmuzig, zerfetzt, aber erfüllt von frischen Lebensgeistern. Sie hatten Rehe aufgeschreckt, eine Schlange getödtet und ein Eichhörnchen gefangen, welches sie jetzt im Triumphe heimführten. Brita Kaisa suchte diese adamitische Freude zu dämpfen; es glückte ihr aber nur einigermaßen mit Mally. Die zwei jüngern Kinder sprangen schreiend und lärmend umher, kletterten mit ihren schmuzigen Füßen auf Stühle und Sophas — ich wollte, ma chère mère hätte es

gesehen! — während sie sich damit belustigten, das unglückliche Eichhörnchen bald loszulassen, bald wieder festzunehmen. Ihre Eltern bekümmerten sich zuletzt gar nicht mehr um ihr wildes Wesen, aber Serena und ich gaben einander einen Wink und mischten uns in die Sache. Das Resultat blieb, daß ich das Eichhörnchen befreite, während Serena halb mit Ernst, halb mit Munterkeit die Kinder an sich zog; und es glückte ihr, sie still zu erhalten, indem sie ihnen aus Papier eine Menge kleiner Equipagen und Figuren schnitt, und die Kunst zeigte auch hier ihre Macht, die wilde Natur zu bezähmen.

Das muntere Fräulein Hellevi, welches die Leute gern in Bewegung halten will, schlug Gesellschaftsspiele vor und wir brachten ein Pfänderspiel in Gang, das bald recht munter ward. Eine Menge Pfänder ward eingesammelt und beim Einlösen derselben glänzte Fräulein Hellevi durch ihre heitern und witzigen Einfälle. Unbeschreiblich lustig war es, daß Bär tanzen mußte. Ich habe nie so herzlich gelacht. Du hättest nur seine komische Gravität und seine Grimassen sehen sollen!

Was soll Derjenige thun, dem dies Pfand gehört? — „Er soll uns eine kleine Geschichte erzählen," antwortete Fräulein Hellevi. Das Pfand gehörte mir, und ohne mich zu bedenken, fing ich an zu erzählen, was mir zuerst einfiel. Es war folgende kleine Legende:

„Zwei kleine Knaben gingen an einem Feiertagsabende hinunter an den Fluß, nicht weit von ihres Vaters Wohnung. Da vernahmen sie eine schöne Musik und sahen den Neck, welcher auf der blauen Welle saß im Schatten der Erlen und auf der Harfe spielte und sang nach Herzenslust. Als die Knaben lange auf die Musik gehorcht hatten, riefen sie aus: „Wozu hilft es, Neck, daß Du so schön spielst! Du kannst doch niemals selig werden!" Als der Neck diese Worte hörte, warf er die Harfe fort und sank in die Tiefe des Wassers."

Hier hielt ich inne, denn ich hatte zufällig zu Bruno aufgesehen und ein Blick traf mich aus seinem Auge so durchdringend, finster und kummervoll, daß ich davon gleichsam verstummte. Es dauerte einige Augenblicke, ehe ich fortfahren konnte:

„Als die Knaben nach Hause kamen, erzählten sie das Ereigniß ihrem Vater. Dieser warf ihnen vor, daß sie so hart mit dem Necken gesprochen hatten, und sagte ihnen, daß sie Unrecht gehabt hätten, denn auch der Neck könnte einmal selig werden."

„Am Abende des andern Tages gingen die Knaben wieder an den Fluß hinunter. Sie hörten keine liebliche Musik mehr, aber sie sahen den Necken, der auf der Welle saß im Schatten der Erlen und weinte. Und sie riefen ihm zu: „Weine nicht, Neck! Unser Vater sagt, daß Du auch einmal selig werden wirst." Da weinte der Neck nicht mehr, sondern nahm seine Harfe wieder und spielte und sang wunderschön bis tief in die Nacht."

Ich blickte wieder auf Bruno. Er war bleich. Seine wunderbaren Augen waren auf mich geheftet, wie früher. Aber jetzt standen sie voll Thränen.

„Madame Werner soll ihr Pfand wiederhaben und Ehre und Dank dazu für die schöne Legende," sagte Fräulein Hellevi. Mehrere Pfänder folgten und wurden durch allerhand Possen eingelöst. Eins kam, dessen Besitzer verurtheilt wurde, etwas in Versen oder in Prosa zu declamiren. Es war ein seidenes Taschentuch und Fräulein Hellevi, welche es erblickte, fragte: „Gehört dies nicht unserm Wirthe?"

„Ja," schrie mit lauter Stimme Mally Stålmark; „aber ich nahm es, weil ich selbst Nichts als Pfand zu geben hatte."

„Mally nimmt sich aus in der Welt!" dachte ich.

„Das Gesetz des Spiels muß feststehen!" rief Fräulein Hausgiebel aus, „der Besitzer des Pfand muß es einlösen!. Herr Ramilly! Sie haben das Urtheil gehört."

„Aber ich war nicht mit im Spiele," antwortete dieser ausweichend.

„Aber jetzt sind Sie's," rief eifrig Fräulein Hellevi, und als auch Madame Dahl, sich mit ihr vereinigend, Bruno bat, die Bedingung zu erfüllen, willigte er freundlich ein. Er stand auf, machte keine Zurüstungen und war doch in einem Augenblicke ganz verwandelt, wie er da stand, hoch und still, gleichsam versenkt in düstere Grübelei. Bei seiner ersten Geste, bei seinem ersten Worte überlief mich ein Schauer. Die Scene war Wahrheit. Es war aus sich selbst, aus seinem eignen, wolkenumhüllten Innern, woraus Bruno Hamlet's berühmten Monolog sprach: „Sein oder Nichtsein; das ist die Frage!" —

In Wahrheit, Bruno ist kein gewöhnlicher Mensch, hat keine gewöhnlichen Gaben und gleichwol — wie viel höher steht nicht mein Bär gerade als Mensch. Es blieb lange still im Zimmer, nachdem Bruno zu reden aufgehört hatte, und es schien schwierig zu werden, zu den Spielen des Lebens zurückkehren nach diesem Blicke in die finstere Tiefe desselben.

Unterdessen war es spät geworden und die alten Dahls, welche nicht zum Souper da bleiben wollten, nahmen Abschied von ihrem Wirthe, dem sie mit vieler Herzlichkeit für den angenehmen Tag dankten. Sie nahmen auch Serena mit sich und versprachen, sie richtig auf Rosenvik abzuliefern. Bruno begleitete sie bis zum Wagen. Als sie fort waren, schien mir Alles langweilig zu werden, und um von dem ewig währenden Pfänderspiel wegzukommen, fragte ich Adele v. P., die gerade neben mir saß, ob sie nicht mit in den Park hinabgehen wollte. Sie willigte mit Eifer ein. Ich nahm ihren Arm und wir gingen. Der Abend war schön: die Dämmerung, das Schweigen, Alles, was uns umgab, schien zu diesen freundlich ernsten Gedanken aufzufordern, welche Licht und Gesellschaftsleben leicht genug zerstreuen.

„Wie schön ist es hier!" sagte ich.

„Ja," antwortete Adele, „denn hier ist Ernst, Wahrheit."

Ich stutzte etwas über den Ausdruck, womit diese Worte gesprochen wurden, und blickte meine Begleiterin an.

Adele v. P. fuhr mit Rührung fort: „Madame, Werner! Sie haben mich bisher wol nur für eine oberflächliche Thörin gehalten; und ich sehe jetzt ein, daß ich eine solche gewesen bin. Aber heute ist ein wunderbares Gefühl in mir erweckt worden; ich fühle mich gedemüthigt und doch erhoben .... ich möchte wieder anfangen können zu leben, zu lernen .... ich möchte zu Natur und Wahrheit zurückkehren können!"

„Sie möchten von Verkünstelung zur wahren Natur kommen, ist es nicht so?" sagte ich. „Sie möchten die Natur, das Leben in deren tiefer Bedeutung fassen und wiedergeben!" ....

„Ja .... ich glaube es. Ich habe zuweilen geahnt, daß meine Bildung nur eiteles Gepränge war — aber jetzt — wo ich es besser begreife, jetzt ist schon so viele Zeit verloren .... Gott weiß, ob ich jetzt noch ins Klare werde kommen können!"

„Zweifeln Sie nicht daran!" sagte ich eifrig. „Halten Sie nur den Eindruck fest und behalten Sie das Streben, welches heute geweckt worden ist."

Jetzt hörte man im Parke eine ängstliche, unruhige Stimme Adele! Adele! rufen. Adele antwortete und Frau v. P. kam zu uns hergelaufen, indem sie mit sichtbarem Schreck ausrief: „Adele, mein kleiner Engel! Du hier draußen ohne Shawl und mit Deinem Husten? und der Thau und die Nachtluft! Mein liebes Kind, warum thust Du das? Komm herauf, ich bitte Dich — aber Du darfst nicht so dünngekleidet gehen; Du mußt meinen Shawl nehmen, ich bedarf dessen weniger als

Du!" Und ungeachtet der Weigerung der Tochter hüllte sie doch um sie ihren eignen Shawl und zog ihn mit Sorgfalt um ihre Brust; Mutter und Tochter küßten einander dabei herzlich und eilten zusammen ins Haus hinauf.

Hatte ich je Frau v. P. lächerlich gefunden? Ich vergaß es gänzlich in diesem Augenblicke; ich sah nur die zärtliche, liebenswürdige Mutter, und ich dachte: Das ist Wasser auf Bär's Mühle! Wüßte Frau v. P. nur, wie wahr poetisch und interessant sie jetzt war, sie würde es verschmähen, es auf eine andere Art sein zu wollen.

Indessen war ich allein im Parke zurückgeblieben, und während ich langsam zurückging, stieß ich auf den jungen Robert Stålmark, der mit sich selbst sprechend auf und ab ging. Er leistete mir Gesellschaft und sagte nach einer Weile mit einem misvergnügten Gesichte:

„Es ist doch dumm, keine Talente zu haben, Nichts zu verstehen, Nichts zu können, Nichts, was gehört zu . . . ."

„Zu Dem, was man höhere Bildung nennt?" sagte ich fragend. (Ich fand mich diesen Abend dazu auserkoren, Leuten auf den Weg zu helfen.)

„Nun ja," antwortete der junge Robert. „Ich höre so viel reden von Natur und Natur, aber es wäre doch nicht unvernünftig, ihr mit etwas Kunst, etwas Bildung aufzuhelfen!" . . .

„Ja, wir müssen einen Unterschied machen zwischen der Natur in ihrer Armuth, ihrer Roheit und der Natur in ihrer Verklärung."

Robert sah mich an mit einem jener lebendigen, intelligenten Blicke, in denen sich ein klar gewordener Gedanke verräth; aber gleich darauf sagte er mit einem wehmüthigen Ausdrucke:

„Ja, wäre ich nicht schon so alt; . . . . aber jetzt ist es wol das Beste, sich alle diese Gedanken aus dem Sinne zu schlagen!"

„Welche Gedanken?" fragte ich eifrig; „an ein Talent oder an eine höhere Bildung? Bester Herr Robert! ein Talent für irgend eine schöne Kunst zu besitzen, ist vergleichsweise nur etwas Unbedeutendes; aber das Vermögen, Das, was schön ist, zu lieben und zu schätzen, das Vermögen, den Umgang gebildeter Menschen genießen zu können, sich ein Leben voll von einem edlen Interesse zu erschaffen, das ist keine geringe Sache, und Sie sind noch jung genug, sich dafür bilden zu können. Weisen Sie keiner Mühe wegen eine der reichsten Glückseligkeits-Quellen des Lebens von sich." Wir waren jetzt oben auf der Treppe und ich hörte nun, wie Robert gleichsam zu sich selbst sagte: „Nein, nein, das werde ich nicht! Ich werde Ernst aus der Sache machen! Es soll noch anders werden!"

Diese beiden kleinen Auftritte machten mir Freude. Plötzlich und wunderbar wird zuweilen der edle Same geweckt, welcher in der Menschenseele schlummert. Bruno's mächtiger Geist hatte jetzt gleichsam wie mit Zaubermacht zwei Wesen zum höhern Bewußtsein ihrer selbst berufen. So ist die Offenbarung jeder edlen Kraft ein „Stehe auf!" für die Seele des Menschen.

Aber zurück zu Ramm und der Abendmahlzeit. Ich war froh, als sie zu Ende war, und Bruno war es gewiß auch. Er war der Person, welche er im Laufe des Tages gewesen war, nicht ähnlicher, als der November dem Mai ist. Die Augenbrauen hatten sich zusammengezogen, und Bruno schien Mühe zu haben, die Rolle des artigen Wirthes bis zu Ende durchzuspielen. Wie schön war es, als das Cabriolet wieder gen Rosenvik rollte und als ich mich vor Bär's Ohr aller der Erzählungen entladen konnte, die ich jetzt hier aufgeschrieben habe.

Im klaren Mondschein kamen wir zu Hause an. Ich traf Serena im Vorgemache. Sie stand am offenen Fenster, den Kopf nach Ramm gerichtet. Ich ging leise

zu ihr hin und schlang meinen Arm um sie. Sie lehnte ihr Haupt gegen das meinige. Der Abendwind wehte kühl, aber mild und führte melodische Töne mit sich. Sie kamen von Ramm. Ich fühlte eine Thräne auf meine Brust fallen. Serena's Lippen berührten meine Wangen, indem sie flüsterten: „Meine gute liebe Fanny! Ich muß Dich verlassen. Ich bin zu lange von meinem Hause entfernt gewesen. Laß mich morgen zu meinen alten Eltern zurückfahren!"

„Serena, mein Engel?!" rief ich erschrocken aus. „Was ist los? Was ist vorgefallen! Warum?"

„Frage nicht!" bat Serena, indem sie ihre feine, fieberheiße Hand auf die meinige legte. „Frage jetzt nicht. Einst werde ich Dir Alles sagen; jetzt kann ich's nicht! Laß mich morgen früh mit dem Doctor fahren,"

„Und was werden Deine Großeltern sagen, wenn ...."

„Ich werde ihnen sagen, wie es ist; ich werde sie zufrieden stellen. Sei nicht unruhig, gute Fanny! Sie werden zufrieden sein, sie ...."

„Ja sie! Daran zweifle ich gewiß nicht!" unterbrach ich sie, in einer abscheulichen Laune, „sie, welche Alles erfahren; — aber ich, welche Dich verliert und Nichts erfährt — ich? Du hast kein Vertrauen zu mir, Serena! Du liebst mich nicht! ...."

Serena warf ihren Arm um meinen Hals und sagte: „O Fanny, Du thust mir weh! Du weißt, ich habe keine Freundin gehabt, die ich so lieb gehabt hätte, wie Dich! Was ich Dir jetzt verberge, das entdecke ich auch noch keinem Andern. Aber eines Tages werde ich für Die, welche mir theuer sind, kein Geheimniß mehr haben."

„Es ist gut, meine liebe Serena! Ich war jetzt schlecht. Verzeihe mir! Aber siehst Du, Serena .... Du bist mir lieb geworden wie eine Schwester; Dein Wohl liegt mir am Herzen, als wäre es mein eignes, und ..... und ...." Ich fing an, wie ein Kind

zu weinen. Serena that dasselbe. So fand uns Bär, welcher uns schalt, weil wir das Fenster offen hatten. Nachdem er es zugemacht hatte, nahm er meine und Serena's Hand und fragte mit freundlich bekümmertem Blicke, was uns so sehr betrübe?

„Ach, sie will fort von uns, Bär! Serena will morgen früh nach Hause fahren!"

Jetzt sah Bär so bestürzt aus, daß ich ein wenig erschrak und dachte: „Nun, nun, es ist wol auch kein Staatsunglück, daß er den Schlag davon bekommen sollte!"

Aber Bär's Gesicht verwandelte sich wieder und mit seiner gewöhnlichen gutmüthigen Ruhe sagte er: „Nun, wenn sie wegfährt, so kommt sie wol wieder!"

Diese Möglichkeit hatte ich in meiner Angst fast vergessen, und halb wieder getröstet, rief ich aus: „Ach ja, Serena! Du wirst bald, bald wiederkommen. Ist es nicht so? Du bleibst nicht lange fort?"

Aber ich will das Papier nicht damit veröden, Reden und Antworten hierüber zu beschreiben und wie nahe (ungeachtet aller Trostgründe, die ich erhielt) es mir ans Herz ging, mich von Serena zu trennen; denn ich sah wol ein, daß sie für dieses Jahr nicht mehr zu einem längern Aufenthalte zu mir kommen würde. Heute Morgen um sieben Uhr fuhr sie mit einem großen Blumenbouquet in der Hand an Bär's Seite sitzend, welcher leise für sich hin fluchte über einen großen Korb mit Beeren, den er zwischen die Füße bekommen hatte.

Es ist jetzt so leer nach Serena's Abreise. Ich suche es zu vergessen, indem ich mich mit Schreiben beschäftige; aber ich kann nicht. Es ist nicht zu beschreiben, welche Anmuth, welchen Frühling ein Wesen wie sie um sich verbreitet. Sie war immer so freundlich, so klar in ihrer Seele, so gut. Ich ward besser, indem ich mit ihr lebte. Durch sie lernte ich auf vieles Gute, welches um mich her und im Leben ist, aufmerksam werden. Jetzt

werden wir einander alle Tage schreiben. Es ist doch immer Etwas. Bär wird der Postkurier. Ich freue mich darauf, heute durch ihn ein Billet zu erhalten. Aber Serena's Geheimniß bekomme ich doch nicht zu wissen. Es betrübt und beunruhigt mich!

An den Leser von einem fremden Frauenzimmer.

Lieber und wißbegieriger Leser!

Mich einer schon gethanen Entschuldigung bedienend und die Pein bemitleidend, welche Du, mein Leser, vermuthlich mit Madame Werner theilst, will ich — die ich sonderbar genug, zufällig Eins und das Andere mehr weiß als unsere gute Doctorin — Dir jetzt unter vier Augen ein Wort vom Geheimnisse sagen.

Im Parke bei Ramm fährt Madame Werner, wie sie schon erzählt hat. Wir — der Leser und ich — folgen in der Stille den Fußgängern auf ihrer Wanderung. Wir bemerken während dessen, wie die Fräulein von P. ungeachtet ihres gezierten Vornehmthuns sich herablassen, mit den Brüdern Stälmark auf eine Weise zu scherzen, welche weder Feinheit noch Zartgefühl verräth. Hieraus ersehen wir, daß Verbildung und Roheit einander oft die Hände reichen. Aber wir verweilen nicht lange bei diesem Bilde ohne Reiz und Haltung. Wir blicken lieber nach Bruno, welcher Serena mit einer Ehrfurcht und Sorgfalt leitet, welche Deinem Blicke, hellsehender Leser, deutlich verräth, was sie ist und was sie fühlt. Ihnen folgen die Adamiten unter Lachen und Toben.

„Lehnen Sie sich mehr an meinen Arm!“ bittet Bruno mit leiser melodischer Stimme. „Lassen Sie mich Sie stützen, lassen Sie mich glauben, einen Augenblick wenigstens, daß ich etwas für Sie bin!“

Sie gingen schweigend. Still säuselte der Wald um sie her und beugte über ihnen seine laubreichen Kronen. Es herrschte jetzt in Bruno's Seele — und er hat oft gesagt, daß gerade dieses Gefühl ihn so glücklich an Serena's Seite mache — ein Friede, dessen er nur selten genoß. Etwas von ihrem milden und klaren Wesen schien in das seinige überzugehen; er empfand, als ob sein guter Genius ihm nahe wäre, und der wohlthuende Schwung des Lebens, diese freundlichen Gefühle, diese reinen Gedanken, diese unbestimmte und doch so mächtige Hoffnung einer schönern Zukunft, diese frohen Frühlingsahnungen, welche keinem Herzen, das in einer Menschenbrust klopft, fremd sind, sie kamen alle wie Engel und begrüßten seine Seele. Da erhob sich in ihm eine Stimme — es war die der Reue — und rief: „Weine über das Verflossene, das Verlorene!“ Aber eine andere, lieblich und stark wie die ewige Barmherzigkeit, rief lauter: „Verzweifle nicht, denn sie ist Dir nahe!“ Und da sah er in ihr Antlitz — es war so freundlich und klar — und er sah nur sie.

Auf einmal erhoben die Adamiten ein gellendes Freudengeschrei und sprangen in den Wald hinein. Schwester Mally rief sie zurück, während sie selbst nachlief. Ein Reh lief scheu vor ihnen her. Alle verschwanden; Bruno war jetzt allein mit Serena. Diese stand unschlüssig still. Sie standen eben bei einer hohen Eiche; um deren Stamm lief eine frische Grasbank und Blumen waren rund herum gepflanzt; die Stelle schien mit Sorgfalt gepflegt zu sein.

„Wollen Sie hier nicht einen Augenblick ruhen?“ fragte Bruno. „Wir können hier unsere kleinen Freunde erwarten, die wol wiederkommen werden.“

Serena willigte ein und setzte sich. Bruno stand vor ihr und folgte aufmerksam ihren Blicken, welche die Stelle betrachteten, während sie erwachende Erinnerungen verriethen.

„Ich glaube diesen Platz, diesen Baum wiederzuerkennen", sagte sie endlich. „Ja, ganz gewiß, hier war es, wo ich vor vielen Jahren in großer Gefahr schwebte. Ich war damals nur ein kleines Kind, eine Schlange hatte sich um meinen Hals geschlungen. Sie hätte mich vermuthlich erwürgt, wenn nicht der Muth und die Geistesgegenwart eines kleinen Knaben mich errettet hätten, obgleich er dabei selbst in Gefahr gerieth."

„Sie erinnern sich dieser Begebenheit?" fragte Bruno tief gerührt. „Er erinnert sich derselben auch."

„Er? Was? Wer? Wie wissen Sie?" . . . . fragte erstaunt und schnell Serena.

„Er ist mein Freund. Er hat mir oft von dem Kinde erzählt, das er auf seinen Armen in den Wäldern bei Ramm herumtrug."

„O! lebt er noch? . . . . Wo ist er? Was wissen Sie von ihm?" fragte Serena lebhaft aufgeregt.

„Er lebt. Vielleicht wäre es besser, wenn er nicht lebte. Sein Leben hat Niemandem Freude gemacht. Aber sein unruhiges Herz darf nicht ruhen, ehe es ein anderes, ein besseres Herz gefunden hat, um sich an dasselbe zu schließen. Er prüfte früh das Unglück — auch das Verbrechen, er ward — von seiner Mutter verstoßen — er taumelte dann lange in der Welt umher und kämpfte mit dem Leben, den Menschen, mit sich selbst. Er suchte — er wußte nicht was — er hatte frühzeitig sich selbst verloren. Der, welcher an einer Mutter, oder einer Gattin Brust ruht, wer eine theure Schwester an seiner Hand hält, der kennt, der versteht die Leere, das Dunkel nicht, welches Derjenige empfindet, der in der ganzen, weiten Welt Niemanden hat, Niemanden, der ihn liebt oder ihn in Liebe festhält, welcher zärtlich ruft:

Komme wieder! Niemanden, der den Reuigen an seine Brust drücken will und sagen: Ich verzeihe! Der, welcher so verstoßen ist . . . . ist es zu verwundern, wenn er, am Herzen schiffbrüchig, allen Winden preisgegeben umhertreibt und sich verirrt? . . . . Serena, würden Sie ihn verdammen?"

„Ich?! Ach, ich möchte über ihn weinen!"

„Weinen Sie über ihn, Serena. Er segnet diese Thränen und er — ist ihrer nicht unwürdig. Bruno verirrte sich, aber er sank nicht. Eine unsichtbare Hand hielt ihn aufrecht. War es der Engel, der ihm heimlich von einer schönern und bessern Welt zuflüsterte? Ich will es glauben. Gewiß ist es, daß er sie nie vergaß. In seinen schönsten Erinnerungen, in seinen besten Gefühlen, in der Tiefe seiner Seele stand sie im Unschuldsglanze . . . . o Serena! wenn er jetzt vor Ihnen stände und sagte: Diese Kindheits-Neigung ist Liebe geworden, wahre, ewige Liebe; diese Erinnerungen sind Wirklichkeit! Sie sind mir lieb, Serena, lieb wie die Versöhnung mit meiner Mutter, wie die Hoffnung auf Gottes Gnade; theuer, tausendmal theurer als das Leben! — Serena, es ist Bruno, der Freund Ihrer Kindheit, welcher Sie hier anbetet! (Und in unendlicher Liebe sank Bruno vor der Hochgeliebten auf die Kniee.) Es ist Bruno, welcher von Ihnen seinen Frieden, seine Seligkeit, sein Leben begehrt! Serena, verstoßen sie mich?!"

„O! mein Gott! . . . . Bruno!" rief Serena in unbeschreiblicher Gemüthsbewegung aus und reichte ihm ihre Hand.

Er schloß sie heftig in die seinigen, und fragte mit einem Blicke, einer Stimme, welche mächtig zu sein schien, Geheimnisse, die in der Tiefe der Seele ruhen, heraufzubeschwören: „Ist es Erbarmen . . . . ist es Liebe, die mir mit dieser Hand gereicht wird?"

„Es ist . . . . nicht Erbarmen . . . . ach, stehen Sie auf!"

Stimmen wurden gehört, Schritte näherten sich.

Bruno drückte Serena's Hand an seine Brust, indem er sich erhob und sagte: „Verwahren Sie mein Geheimniß! Die Stunde ist noch nicht gekommen . . . ." Er konnte nicht mehr sagen. Fräulein Hellevi Hausgiebel, an der Spitze einer muntern Schar von Fußgängern, schloß sich ihnen an und verließ sie nicht mehr.

Am Abende, als Bruno Serena zum Wagen führte, hielt er sie einen Augenblick zurück und flüsterte nur ihr hörbar: „Ein Wort — ein Wort. Nicht Erbarmen — es war denn ein schönres Gefühl? Serena! ein Wort, ein Blick! . . . ."

Aber Serena sagte kein Wort, gab keinen Blick zur Antwort. Sie zog ihre Hand aus der Bruno's und scheu wie ein Vogel zu seinem Neste flieht, eilte sie zu den bejahrten Großeltern hinauf. Bruno sah dem fortrollenden Wagen finster nach.

Und ich, mein Leser, nehme jetzt freundlichen Abschied von Dir.

Franziska W. an Marie L.

Elfter Brief.

Rosenvik, den 22. August.

Das Gewölk, das über uns hing, hat sich tiefer gesenkt. Gewitter wird es ganz gewiß. Gott lenke es nur zum Segen und nicht zur Zerstörung!

Fort war Serena und mit ihr viel Freude, viel Annehmlichkeit. Niemand empfand es tiefer als Bruno.

Er kam wie gewöhnlich an den Abenden, er war sich aber nicht mehr ähnlich. Er kam, grüßte düster, schwieg, ging auf und ab in unruhiger Stimmung, oder setzte sich nahe dem Platze, wo Serena zu sitzen pflegte, und stützte den Kopf auf die Hand. So saß er lange Zeit schweigend, und nur die Ader, die auf seiner Stirn hoch aufschwoll, zeugte von dem Kampfe in seiner Seele.

Bär heftete oft auf ihn jenen stillen, aufmerksamen Blick des Arztes, der den Gang des innern Streits zu prüfen und den Augenblick der Krise abzuwarten scheint. Ich war freundlich, ja schwesterlich freundlich gegen Bruno, denn ich sah, daß er litt, daß er unglücklich war. Er schien zuweilen Etwas äußern zu wollen; es kam mir so vor, als ob er um Etwas bitten, oder Etwas bekennen wolle, was ihm schwer auf dem Herzen lag. Aber kein Wort klärte uns hierüber auf und alle Gespräche, die wir begannen, endete er durch kurze Antworten, oder durch sein gänzliches Stillschweigen. Ich muß jedoch sagen, daß keine böse Laune — dieser Dämon, womit kleine Seelen oft ihre nächste Umgebung tyranniſiren — sich in Bruno's Art und Wesen offenbarte. Man sah, daß es ein tieferer Schmerz war, welcher ihr taub und stumm machte für Das, was um ihn vorging. Wir beschlossen zuletzt, ihn sich selbst zu überlassen, und verbrachten unsere Abende, sowie wir es gewöhnlich thaten, wenn wir allein waren, Bär mit seiner Tischlerei, ich damit, daß ich ihm laut vorlas. Bruno konnte nun zuhören, wenn er wollte.

Gestern Abend kam er und war milder als gewöhnlich. Er nahm Bär's und meine Hand, drückte sie und sagte: „Ich bin kein angenehmer Gast für Euch, meine Freunde; aber habt Nachsicht mit mir! . . . .“ Er wandte sich ab, verließ uns schnell und setzte sich ans Fortepiano, wo er ein lebendiges und lärmendes Stück spielte.

Der Thee kam herein. Ich bereitete ihn und schenkte für Bär einen großen Pokal ein — er hat immer eine besondere Theetasse für sich mit häßlichen kleinen, blauen Amoretten, die ihm sehr gefällt. Als ich ihm jetzt diese reichte und er vergnügt meine Hand küßte, weiß ich nicht wie es kam — aber es kommt oft — ich fand ihn so nett, so gut, so vortrefflich, daß ich Theetasse und Semmelkorb wegsetzte, seinen großen Kopf erfaßte und ihn mit inniger Liebe an meine Brust drückte. Bär schlang den einen Arm um meinen Leib, aber o weh! den andern streckte er aus nach dem Semmelkorbe. Ich war jetzt so gut auf ihn, daß ich blos zärtlich scherzend ihm seine getheilte Liebe vorwarf. Bär antwortete mir in demselben Tone, als ein Seufzer, tief, schmerzvoll, fast einem zurückgehaltenen Schrei gleichend, uns zusammenfahren machte; wir sahen auf und unsere Blicke fielen auf Bruno, der bleich und mit einem Ausdrucke, der nicht zu beschreiben ist, uns betrachtete. „O, mein Gott, mein Gott!" sagte er langsam, indem er die Hand an seine Stirne, wie in unaussprechlichem Schmerze drückte, und jetzt rannen, nein, stürzten Thränen aus seinen Augen mit einer Heftigkeit, welche mich zugleich überraschte und erschütterte. Bär stand auf, und aus einem gemeinsamen Antriebe näherten wir uns Bruno. Jetzt war das Gitter vor seinem Herzen gebrochen; er streckte seine Arme nach uns und rief mit einer Stimme, die auf einmal von den gewaltsamsten Gefühlen erstickt war: „Meine Mutter! . . . . versöhnt mich mit meiner Mutter!"

Bär und ich gingen zu ihm hin, wir öffneten ihm unsere Arme, wir umarmten ihn. Bruno war fast außer sich; er drückte uns mit wilder Heftigkeit an seine Brust und in abgebrochenen Sätzen, welche gleichsam hervorstürzten aus seiner aufgeregten Seele, rief er aus: ‚Handelt für mich! . . . . ich kann es nicht! Ich bin verflucht . . . . redet, bereitet meinen Weg vor . . . .

ob ich kommen kann . . . . macht, daß, wenn ich komme, sie mich nicht verstößt. Sagt ihr, daß ich viel gelitten habe . . . . viel . . . . laßt mich an ihrer Brust ruhen. Eher bekomme ich keine Ruhe . . . . meine Mutter, meine Mutter . . . ."

Unsere Thränen flossen. Wir sprachen Bruno mit zärtlichen, beruhigenden, Worten Trost zu; wir versprachen, für ihn zu handeln; wir sagten ihm, daß Alles gut werden würde. Aber der Sturm, der endlich losgebrochen war, konnte sich nicht schnell legen. Bruno war in der gewaltsamsten Gemüthserschütterung, und nachdem er einige Augenblicke im Zimmer heftig auf- und abgegangen war, sagte er zu uns: „Ich muß Euch jetzt verlassen. Verzeihet diesen Auftritt! Denkt an mich und für mich. Laßt mich wissen, was ihr unternehmt, und laßt, was geschehen soll, bald geschehen! Das Warten ist in der Hölle." Den Augenblick darauf saß Bruno zu Pferde und verschwand mit des Blitzes Schnelligkeit.

Da standen jetzt Bär und ich vis à vis und sahen aus, als ob das jüngste Gericht hereingebrochen wäre. Bär vergaß seinen Thee zu trinken. Ich habe ihn nie früher so unruhig gesehen. Dies setzte mich beinahe in Erstaunen, denn ich glaubte, daß die Sache, wenn auch etwas schwer einzuleiten, doch nothwendig einen guten Ausgang bekommen, und der verlorne Sohn ins Haus der Mutter wieder aufgenommen werden müsse. „Wie ist es denkbar," sagte ich, „daß eine Mutter nicht mit offenen Armen den reuevollen, zurückkehrenden Sohn empfangen sollte?"

„Ja, Du kennst ma chère mère noch nicht recht" — sagte Bär grinsend und spuckend — welches Letztere sich jetzt nur bei außerordentlichen Gelegenheiten ereignet. — „In gewissen Ideen ist sie gleichsam versteinert, und dann ihre Gemüthskrankheit! . . . . Ich hoffe, daß sie ihren Sohn wieder anerkennen und aufnehmen werde, wenn sie ihn sieht und seine Gemüthsstimmung kennen lernt.

Ich hoffe es. Aber wie dazu gelangen? Wie sie vorbereiten, wenn die bloße Nennung seines Namens sie von Sinnen bringt? Ich stehe nicht dafür, daß ihre Gemüthskrankheit nicht wiederkehren könne. Menschen, wie sie und ihr Sohn, gehen durch die Heftigkeit ihrer Leidenschaften beständig dicht am Abgrunde des Wahnsinns. Ein Stoß kann sie hinabwerfen."

„Gott bewahre uns!" rief ich aus.

„In allen Fällen," fuhr Bär ruhiger fort, „muß der Versuch zur Versöhnung geschehen. Besser, daß Mutter und Sohn in Wahnsinn als in Feindschaft sterben. Aber wir müssen vorsichtig zu Werke gehen. Ma chère mère muß zuvor sondirt, muß auf den Puls gefühlt werden; sie ist kein leicht zu behandelnder Patient."

Wir überlegten nun hin und her, wie wir die Sache anstellen sollten. Wir entwarfen und verwarfen eine Menge von Plänen. Endlich blieben wir bei folgendem stehen:

Es ist jetzt seit einiger Zeit auf Carlsfors Gebrauch gewesen, zuweilen, wenn wir des Abends versammelt waren, Romane oder andere leichte und unterhaltende Erzählungen vorzulesen. Ich war gewöhnlich die Vorleserin, und ma chère mère, welche nicht viel nach Büchern fragt, ausgenommen Bibel und Kochbuch, schien doch zuweilen mit Vergnügen zuzuhören. Bär und ich beschlossen jetzt, den nächsten Abend, den wir auf Carlsfors zubringen würden, ein Stück zum Vorlesen vorzuschlagen und dann eine Geschichte in Bereitschaft zu halten, welche geeignet wäre, die Gefühle einer Mutter zu erwecken und uns ihre Sinnesstimmung für ihren Sohn erforschen zu lassen. Zeigte sich diese günstig, so könnte bald ein weiterer Schritt gethan werden. Wie dieser beschaffen sein sollte, darüber wurden wir nicht einig. Ich wollte, daß Bruno selbst an seine Mutter schreiben sollte. Aber dies verwarf Bär als einen zu

heftigen und auch unsichern Schritt. Bär schien lieber mich in eine Art Mittleramt zwischen Mutter und Sohn einsetzen zu wollen. „Es ist eine Eigenheit von ihr," sagte er, „daß Das, was sie auf dem Papiere liest, nie sonderlich auf ihre Gefühle einwirkt. Sie muß im Auge lesen, sie muß die Stimme hören, wenn die Worte ihr Herz erreichen sollen. Du, meine Fanny . . . ."

„Dank, mein lieber Bär, großen Dank für Deine gute Meinung! Aber laß mich, wo möglich, der Commission überhoben sein! Ich fühle, daß ich nicht Muth genug habe, zwischen diesen beiden Gewaltigen zu stehen. Ich könnte leicht zerschmettert werden. Weißt Du noch die Fabel vom Lehmtopfe?"

„Nun, nun, wir werden sehen! Es ist auch noch Zeit, an den zweiten Schritt zu denken, wenn der erste gethan ist."

„Und zu diesem will ich mich gleich rüsten. Während Du in der Stadt bist, will ich mir eine passende Geschichte verschaffen, oder sie noch selbst fabriciren."

„Recht gut. So haben wir die Waffen zur Stunde des Streites bereit. Aber erinnere Dich, meine kleine Fanny, daß die Anspielung nicht zu deutlich sein darf. Wenn ma chère mère eine verborgene Absicht merkt, so wird sie sich derselben sogleich widersetzen."

„Ich werde mein Möglichstes thun, Bär. In allen Fällen sollst Du meine Geschichte lesen und recensiren, ehe sie an ma chère mère versucht wird."

Während der Nacht — man bekömmt oft helle Ideen im Dunkeln — ward es mir klar, welches Textes ich mich bedienen sollte; und als Bär am Morgen abgereist war, nahm ich aus meinem Bücherschranke, den Bär auf das Beste versehen hatte, „Fryxell's Erzählungen aus der schwedischen Geschichte" und begann die Geschichte von Erik Stenbock und Malin Sture zu überlesen und zu überdenken. Je mehr ich sie überdachte, desto zufriedener ward ich, und kaum hatte ich

sie zum zweiten Male durchgelesen, so kam eine Einladung von ma chère mère, den Abend auf Carlsfors zuzubringen, wenn wir nichts Besseres zu thun hätten. Ich dankte und sagte, daß wir kommen würden. Seit diesem Augenblicke habe ich beinahe Fieber gehabt und meine Unruhe dadurch zu zerstreuen gesucht, daß ich dieses niederschrieb. Schon heute Morgen schrieb Bär, ehe er wegfuhr, einige Zeilen an Bruno, um ihn unsern Plan wissen zu lassen. Die Antwort, welche der Bote zurückbrachte, hatte ich in Bär's Abwesenheit erbrochen. Sie enthielt nur die Worte: „Thut was ihr wollt! — Bruno."

Am Nachmittage.

Bär hat die Geschichte gelesen. Er ist damit zufrieden. Wir werden fahren. Ach Maria! heute Abend! Ich bin bedrückt und unruhig. Ich gehe, die Tiefe eines Herzens zu sondiren, und auf diesem Augenblicke beruht Vieles. Dieser Gedanke wirkt auf Seele und Körper. Adieu! Adieu!

Den 23.

Wir waren auf Carlsfors. Es war Abend geworden. Die Lichter standen auf dem grünen Tische im Gesellschaftszimmer. Wir saßen rund herum. Die wichtige, prüfende Stunde war gekommen; es war mir sonderbar zu Muthe nnd alle die Andern waren ungewöhnlich still und schwermüthig. Bär hatte ein Federmesser in die Hand bekommen und schnitzelte, in Ermangelung eines Anderen, in den Tisch. Ma chère mère schlug ihm auf die Finger und gab ihm dann ein Bund Schreibfedern zu schneiden. Dann setzte sie sich hin, um ein Fischernetz zu stricken, was ihre gewöhnliche Abendarbeit ist. Denn ihre Augen sind nicht stark und ertragen keine feinere Arbeit.

Zu mir sagte sie:

„Nun, kleine Frau, lese Sie Ihre Geschichte vor. Aber laß Sie dieselbe nur munter werden. Man kann

hier in der Welt genug zu trauern haben, auch ohne über Das, was in Büchern steht, zu weinen!"

„Ich kann nicht versprechen, daß sie munter wird," antwortete ich, „aber ich halte sie für sehr interessant, und sie ist außerdem in allen Theilen historisch wahr."

„Das ist immer ein Verdienst," sagte ma chère mère, „und man muß wol den Mund nach dem Speisekorbe richten."

Ich begann zu lesen:

Von Erik Stenbock und Malin Sture.

(Aus Malin's eigenhändigem Familienbuche.)

Im Kirchspiele Mörkö in der Provinz Södermanland, an einer tief einschneidenden Bucht der Ostsee, liegt eine kleine, dreieckige Insel. Auf dieser erhebt sich ein neunzig Fuß hoher Felsen, von welchem man weit über die Felder, die Scheren und die herumliegenden Fahrwässer schaut. Schon früh ward sie daher ein Aufenthaltsort für Wikinger, und noch werden dort tiefe Höhlen im Berge gezeigt, von denen man glaubt, daß sie zu Wohnungen oder Gefängnissen benutzt worden seien. Einige glauben, daß es hier war, wo zur Zeit Ingiald Illvåda's der Fylkiskönig von Södermanland, Granmar, den Seekönig Hjervard Ylsing empfing, und Granmar's Tochter, die schöne Hildegund, Hjervard auf die Gesundheit Rolf Krake's zutrank. Die Stelle wird Sijmonsö (Sijmonsinsel) genannt, welches Einige für Seemannsinsel erklären wollen. In spätern Zeiten hat sie nach der Form der Insel den Namen Hörningsholm erhalten und ist durch Zudämmungen allmälig in eine Halbinsel verwandelt worden. Sie war nach einander ein Besitzthum der Geschlechter der Folkunger, der Oernefot, der Ulfvö und der jüngern Sture, ward stark befestigt, und oft belagert, eingenommen und zerstört, das letzte Mal zur Zeit Christian des Tyrannen.

Svante Sture, Sohn Sten Sture des Jüngern,

und verheirathet mit Märtha Lejonhufvud, ließ später auf dem alten Grunde eine Burg aufführen, die ebenso prächtig hinsichtlich ihrer Bauart war, als stark durch ihre Lage und Befestigung. Auf mehrere Faden hohen Grundmauern ruht das Schloß, vier Stockwerke hoch und an den Ecken mit festen Thürmen versehen. Man kann sich einen Begriff von dem Reichthume Sture's und im Allgemeinen des Adels zu jener Zeit machen, wenn man liest, daß bei der Hochzeit Sigrid Sture's mit Thure Persson Bjelke im Jahre 1562, 50 Ohm Wein, 4 Tonnen Meth, 1½ Tonne Most, 8 Fässer Kirschtrank, 20 Lasten Bier, 45 Ochsen, 200 Schafe, 21 Schweine, 17 Kälber, 453 Kannen Honig u. s. w. verzehrt wurden. Durch die Einziehung der Kirchengüter nämlich war eine große Menge Besitzthümer dem Adel anheimgefallen, und besonders dem Sture, dem einzigen Abkömmlinge so vieler einst mächtigen Geschlechter. Durch diese Reichthümer, durch den unbefleckten Glanz des Namens Sture, die Schwägerschaft mit Gustaf Wasa und die ausgezeichneten Eigenschaften der vielen Kinder war das Hörningholm'sche Haus lange das vornehmste im Reiche nächst dem königlichen und eine Heimat für Ehre, Stolz und Freude. Die Freude verschwand nach dem schrecklichen Sturemord im Jahre 1567, aber Frau Märtha behielt den Stolz bei, denn die Familie hatte die Ehre erhalten. Zwei übrigbleibende Söhne und fünf Töchter versprachen auch die Freude zurückzuführen. Während ihres Heranwachsens schaltete Frau Märtha über das Hörningholm'sche Haus und alle demselben untergebenen Güter mit einem Verstande und einer Kraft, welche ihr den Zunamen König Märtha erwarben. Zugleich zeichnete sie sich durch Edelmuth aus. Erik XIV. hatte ihren Mann und zwei ihrer Söhne gemordet. Als nach der Thronveränderung dessen Gemahlin und Kinder ohne Schutz und Vertheidigung sich im Lande zerstreuten, nahm Frau Märtha die vierjährige Sigrid Wasa bei

sich auf und erzog sie mit mütterlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt.

„Diese Geschichte gefällt mir," fiel hier ma chère mère ein, als ich einen Augenblick mit dem Lesen aufhörte, „sie ist gut!" Ma chère mère richtete sich auf und sah so stolz aus, als ob sie selbst König Märtha gewesen wäre. Ich bin überzeugt, daß sie sich mit ihr verwandt fühlte. Ich fuhr fort:

Erik Stenbock, Sohn des alten Gustaf Olsson zu Torpa und der Brita Lejonhufvud, hielt sich als naher Verwandter oft zu Hörningsholm auf und faßte dabei heftige Liebe zu Fräulein Malin, der zweiten in der Reihe der Töchter. Diese erwiderte seine Neigung; aber Frau Märtha wollte der nahen Verwandtschaft wegen Nichts davon reden hören. Sie waren nämlich Geschwisterkinder. Stenbock versuchte die gewöhnlichen Auswege. Er überhäufte Mutter, Schwestern und Dienerschaft mit Geschenken; aber Alles vergebens. Viele wurden bewegt, aber nicht die alte Gräfin. Sie hatte durch Briefe den Erzbischof Laurentius in Upsala um Rath gefragt. Dieser beharrte fest bei den Gesinnungen, die er bei der dritten Vermählung Gustaf Wasa's geäußert hatte und rieth die Sache ab; hierauf war es vergebens, mit der Gräfin mehr zu reden. So verflossen mehrere Jahre. Die beiden Liebenden sahen ihre Jugend dahinfliehen; Herr Erik hatte sein 34., Fräulein Malin ihre 33 Jahre zurückgelegt. Gleichwol war ihre gegenseitige Neigung noch ebenso lebendig. Als alle Mittel, die Mutter zu überreden, mislungen waren, beschlossen sie endlich zu fliehen. Stenbock vertraute seine Absicht dem zwanzigjährigen Herzoge Karl von Södermanland an, und erhielt von ihm zu seiner Unterstützung 200 Reiter. Im Märzmonate 1573 reiste er mit seiner Schwester Cäcilia (verheirathet mit Gustaf Roos) nach Hörningsholm, verbarg die Reiter in einiger Entfernung davon und befahl ihnen, was sie unternehmen sollten. Er

kam an demselben Abende mit Fräulein Malin überein, daß sie den folgenden Tag fliehen wollten. Sie verbrachte eine angstvolle Nacht. Als sie am Morgen im Zimmer allein war, warf sie sich in einem Fenster aufs Knie und betete unter reichlichen Thränen. In demselben Augenblicke trat die ältere Schwester, Frau Sigrid, herein. „Gott segne Euch, Ihr habt eine gute Handlung vor;" sagte sie. „Gäbe Gott, daß sie gut wäre," antwortete Fräulein Malin. „Gewiß ist es gut," sagte Frau Sigrid, „mit Thränen zu Gott zu beten!" „Ach," brach Malin aus, „wenn auch alle die Meinigen mich verstoßen, werdet Ihr doch nicht Euer treues Herz von mir wegwenden." — „Warum führt Ihr solche Reden?" sagte Frau Sigrid. „Niemand vom Geschlechte der Sture hat etwas gethan, weshalb wir unsere Herzen wegzuwenden brauchten." In demselben Augenblicke rief die alte Gräfin Frau Sigrid zu sich herein; aber Fräulein Malin ging in ein anderes Zimmer. Sogleich trat Herr Erik dort ein, begrüßte die Anwesenden und sagte hierauf zu Malin: „Liebe Schwester, wollt Ihr das Roß sehen, das ich Euch verehrt habe? Es steht da unten auf dem Burghofe." Sie willigte ein und er nahm sie am Arm, um hinab zu steigen. Als sie durch die Hausflur gingen, saß dort Nilsi und Anna Sture's Amme, Lucia. Fräulein Malin bat sie, ihr zu folgen, was sie auch that. Unten im Thorgewölbe stand das Pferd vor einen Schlitten gespannt, in den das Fräulein mit ihrer Begleiterin gesetzt ward. Stenbock stellte sich hinten auf und fuhr hinaus, während viele von den Dienstleuten zusahen, in der Meinung, daß es blos eine Jagdfahrt wäre. Aber als die Amme merkte, daß Herr Erik den Weg nach dem See zu nahm und so schnell fuhr, ahnte sie Unrath und fing an zu rufen: „Was thut Ihr, liebes Fräulein? Denkt, wie erzürnt Eure Mutter werden wird, daß Ihr so einsam reiset." Aber Herr Erik

zog eine kurze Flinte hervor und setzte sie der Amme auf die Brust mit den Worten: „Schweigt! sonst werdet Ihr nie mehr reden.“ Unten auf dem See kamen die Reiter auf beiden Seiten hervor und umringten den Schlitten; dann ging es, so schnell die Pferde zu laufen vermochten, bis nach Svärdsbro. Dort waren Schneider und Nähter mit kostbaren Zeuchen aller Art, welche dem Fräulein das Maß nahmen und Kleider für dieselbe zu verfertigen anfingen. Unterdessen hielten die Reiter Wache um das Haus, damit Niemand hinein oder heraus kommen sollte. Gerade als Herr Erik auf den See hinunterfuhr, kam Fräulein Margarethe Sture zufällig ans Fenster, sah und begriff ihre Reise. Sie fing sogleich an zu schreien: „Herr Erik entführt gewiß meine Schwester Malin!“ Bei diesen Worten sprangen die alte Gräfin und Frau Sigrid zuerst ans Fenster und dann auf den Hof hinunter. Aber auf der Treppe verlor die Mutter das Bewußtsein und sank um. Als sie sich etwas erholt hatte, befahl sie Frau Sigrid, sogleich nachzureisen und zu versuchen, ob sie die Entflohenen zurückführen könne. Unterdessen saß Frau Märtha unter Trauer und Klagen auf der Treppe und konnte sich nicht vollkommen erholen. Da kam dorthin eilend Herrn Erik's Schwester, die Gräfin Cäcilia Roos, beklagte, daß Herr Erik Frau Märtha so zuwider gehandelt habe; betheuerte, daß sie selbst Nichts davon gewußt habe; aber niemals hätte sie glauben können, daß Frau Märtha es so unwillig aufnehmen würde. Diese wendete heftig den Kopf und antwortete: „Gott strafe Euch und Euren Bruder, der mir mein Kind geraubt hat! Zieht jetzt wenigstens nach und seid bei ihr, damit ihr keine Schande geschehe.“ Frau Cäcilia schwieg und reiste ab. Als Frau Sigrid, — welche die alte Mutter den Fliehenden nachschickte, nach Svärsbro kam, durfte sie allein, und das mit Mühe, ins Haus hineinkommen. Sie begann da, der Schwester die Klagen und die Trauer

der Mutter zu erzählen und sie zur Rückkehr zu ermahnen, in welchem Falle die Mutter Verzeihung versprochen hätte. Fräulein Malin antwortete Nichts. Da begann Sigrid noch einmal und noch lebhafter Malin zu ermahnen und sie zu bitten; sie würde sonst die Ursache des Todes der Mutter. Malin sagte: „Wenn Ihr mir versichern könnt, daß die Mutter zuläßt, daß wir uns heirathen dürfen, so will ich gerne zurückkehren." — „Das kann ich nicht," antwortete Frau Sigrid. „Dann," sagte Malin, „ist der erste Irrthum ebenso gut wie der letzte," und fing bitterlich zu weinen an. Als Frau Sigrid die Schwester nicht überreden konnte, kehrte sie nach Hörningsholm um, wo die Mutter jetzt unter Betrübniß und Wegklagen zu Bette lag. Beides ward vermehrt, als Sigrid allein zurückkehrte. Früher hatte das Unglück, jetzt aber auch die Schande ihr Haus betroffen. Sie erblickte weder Trost noch Hülfe, nicht einmal Hoffnung der Rache. Sie war eine einsame Witwe mit vielen Töchtern; die Söhne waren fast noch Kinder. Der Entführer ihrer Tochter hingegen war selbst ein mächtiger Mann, dazu Bruder der verwitweten Königin Katharina, unterstützt vom Herzoge und in Gunst beim Könige. Gleichwol beschloß Frau Märtha, nicht nachzugeben.

Fräulein Malin reiste indessen mit der Gräfin Cäcilia Roos und Herrn Erik zu dessen Schwager, Pehr Brahe auf Sundholm in der Provinz Westgothland. Dort verließ sie Erik und eilte selbst nach Stockholm. Aber vor ihm war Frau Märtha's Klagebrief angekommen. Als er anlangte, ward er seiner Lehen und Aemter entsetzt und in Verwahrsam gehalten. Jetzt entstand ein beständiges Vermitteln und Zwisten zwischen den Geschlechtern Sture und Stenbock. Letzteres brachte es endlich so weit, daß Herr Erik die Freiheit wieder erhielt. Er that darauf alles Mögliche, um Fräulein Malin's Verwandte für sich zu gewinnen, und

es glückte ihm mit allen, außer mit der Mutter. Er schrieb an die lutherische Akademie in Rostock und erhielt von daher das Gutachten der Theologen, welches er ihr zusandte, daß Ehen zwischen Geschwisterkindern erlaubt wären; aber sie achtete hierauf nicht. Da verzweifelten Erik und Malin an der Möglichkeit, sie zu erweichen; es war jetzt ein und ein Viertel-Jahr nach ihrer Flucht. Sie reisten über die hallündische Grenze, ließen sich dort von einem dänischen Priester einsegnen und kehrten an demselben Tage nach Torpa zurück, wo die Hochzeit gefeiert ward. Zu gleicher Zeit ward veranstaltet, daß König Johann, die Königin Witwe, Herzog Karl, die Prinzessinnen, die Räthe des Reichs und alle Verwandte Stenbock's an Frau Märtha schrieben und für Erik und seine Frau baten. Aber der Kummer und der Zorn der Mutter wurden durch die Nachricht von der Heirath, die ohne ihr Wissen geschehen war, noch mehr aufgereizt. Ungeachtet aller Fürbitten wollte sie weder von Tochter noch Schwiegersohn etwas wissen. —

Hier hielt ich einen Augenblick inne, um den Grund in ma chère mère's Herzen zu sondiren. „Ist wol," sagte ich, „eine solche Hartnäckigkeit möglich? Wie kann man so unbiegsam, so unversöhnlich sein?"

„Es ist unvernünftig!" sagte Jean Jaques.

„Es ist unverständig!" sagte Jane Marie.

„Es ist unnatürlich!" brummte Bär mit einer abscheulichen Grimasse.

„Es ist recht!" rief ma chère mère mit donnernder Stimme aus. „Es ist nicht mehr als recht. Ich würde gerade so gehandelt haben."

„O nein! das würden Sie doch nicht!" sagte ich, indem ich sie bittend ansah.

„Hol' mich der Henker! wenn ich nicht so handeln würde!" sagte sie noch heftiger und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Lichter erbebten; „ja, das würde ich, wenn auch Du selbst, Franziska, die Sünderin wärest und ich Deine

rechte Mutter. Ja, ich würde Dich so strafen. Du würdest nie vor meine Augen mehr kommen dürfen, und wenn der König selbst mir zu Füßen fiele und für Dich bäte. Schlaffe Mütter, schwache Sitten. Strenge Mütter, reine Sitten."

Mein Herz schwoll in mir. Ich fühlte das Uebertriebene in ma chère mère's Ansichten, aber ihre Worte: „Wärest Du die Sünderin und ich Deine eigne Mutter", hatten auf mich einen sonderbaren Eindruck gemacht. Sie verwandelten mich gleichsam in die unglückliche Malin und versetzten mich in ihre Lage. Ich litt, ich bereute mit ihr; tief empfand ich all das Schreckenvolle im Zorne einer Mutter und nur mit Mühe konnte ich Folgendes lesen:

Der Mutter Zorn ruhte indessen schwer auf dem Herzen der Tochter. Schon seit der Flucht von Hörningsholm hatte Malin nie andere als schwarze Kleider getragen. Sie hatte von ihrem Manne eine Menge Edelsteine erhalten, gebrauchte sie aber niemals. Sie schrieb beständig die traurigsten Briefe an ihre nächsten Angehörigen, sie um ihre Vermittelung bittend. Die unaufhörlichen Bitten der Söhne und Schwiegersöhne, und zuletzt der Fußfall aller Töchter erweichte endlich Frau Märtha und sie gab die Erlaubniß, daß die beiden Verstoßenen zurückkehren dürften.

Hier ließ ma chère mère ihr Netz fallen, lehnte sich zurück, kreuzte die Arme und neigte das Haupt gegen die Brust herab, wie mir schien, in tiefer Aufmerksamkeit. Ich sah alles Dieses bei einem flüchtigen Blicke und fuhr fort:

Es waren jetzt ein und ein halb Jahre nach ihrer Heirath und fast drei nach ihrer Flucht verstrichen. Sie durften jedoch nicht sogleich ins Schloß hinaufkommen, sondern mußten einige Wochen im Badehäuschen wohnen. Endlich wegen der Fürbitten der Geschwister, der Nähe des Winters und Malin's Kränklichkeit ward

ihnen erlaubt, ins Schloß hinaufzuziehen. Malin ward da in den großen Saal hinaufgeleitet, wo Frau Märtha im Hochsitze saß und alle Kinder herumstanden. Als Malin sich in der Thüre zeigte, brach die Mutter aus: „Ach, Du unglückliches Kind!“ Da fiel Malin auf die Kniee und kroch so zu der Mutter hin, sie unter Thränen um Verzeihung bittend und ihr Haupt gegen ihre Kniee schmiegend.

Ich hielt an mich, denn meine Stimme war unsicher und Thränen waren nahe. Mein Herz war in Malin. In diesem Augenblicke stieß ma chère mère den Tisch von sich, stand auf mit einem bleichen Gesichte, und ohne einen Blick auf Einen von uns zu werfen, ging sie mit großen Schritten aus dem Zimmer und schlug die Thüre hinter sich zu.

Wir saßen Alle zusammen stumm und bestürzt da. Wir wußten nicht, was wir denken sollten. War ma chère mère böse oder war sie gerührt? Ahnte sie irgend eine Absicht, oder .... Bär und ich blickten einander fragend an. Ich war ungehalten auf mich selbst und auf die Rührung, welche mich das Lesen in einem so wichtigen Augenblicke unterbrechen ließ. Ma chère mère hatte dadurch Zeit zum Besinnen erhalten, und jetzt konnte sie nicht das Beste von der Geschichte, das schöne Ende derselben hören. Ach, wenn ma chère mère es nur zu hören bekommen hätte! Es würde sie haben empfinden lassen, wie schön es ist, sich zu versöhnen, und vielleicht hätte König Märtha's Beispiel auf ihr Herz gewirkt. Ich sehnte mich unbeschreiblich nach ihrer Rückkunft. Aber eine Viertelstunde nach der andern verfloß, und ma chère mère kam nicht zurück. Recht betrübt ward ich, als man die Abendmahlzeit ansagte und zugleich meldete, daß die Generalin nicht zu Tische kommen würde. Sie hatte Kopfschmerz, war zu Bette gegangen und ließ uns eine gute Mahlzeit und eine ruhige Nacht wünschen. Ich war mismuthig und unruhig; Bär ebenso.

Wir wußten nicht, woran wir waren. Gleich nach der Mahlzeit schieden wir von Jean Jaques und Jane Marie. Auf dem Heimwege wurden wir weniger misvergnügt über unsern Abend. Unser Versuch hatte doch nicht ganz und gar fehl geschlagen. Das vorgelesene Stück hatte einen starken Eindruck hervorgebracht, und die Aufregung, welche zuletzt bei ma chère mère entstanden war, konnte mit mehr Wahrscheinlichkeit zum Guten als zum Bösen gedeutet werden.

Wir beschlossen, daß Bär den folgenden Tag unter dem Vorwande eines Geschäfts mit Jean Jaques nach Carlsfors fahren und dann näher ausforschen sollte, wie es mit ma chère mère stände.

Wir sprachen über die von ihr geäußerten strengen Grundsätze. Ich erhob mich dagegen. Ich sagte: „Nicht unversöhnliche Strenge, aber wol Weisheit und Liebe sind es, welche Tugend, Reinheit der Sitten und Frieden in der Familie hervorbringen."

„Das ist die schöne Lehre unserer Zeit, Fanny!" antwortete Bär „aber ma chère mère hängt noch einer Zeit an, wo die Bessern durch übertriebene Strenge einen Damm der unter der Menge überhandnehmenden Erschlaffung entgegenzusetzen suchten. Sie ward in strengen Grundsätzen auferzogen. Natur und Verhältnisse haben dazu beigetragen, daß sie in denselben verhärtet ist. Der Grund derselben ist rein, es ist blos die einseitige Auffassung und Anwend — Himmel! Sind wir schon zu Hause?!"

Heute reiste Bär verabredetermaßen nach Carlsfors. Ma chère mère war unsichtbar, hielt sich drinnen in ihren Zimmern und ließ durch Elsa melden, daß sie Niemanden sehen wolle. Was soll daraus werden? Bruno kommt gewiß heute Abend hieher. Ach, könnten wir ihm nur frohere Nachrichten geben!

Den 28. August.

Ich habe Dir seit einigen Tagen nicht geschrieben

Ich bin so unruhig. Keine Veränderung mit ma chère mère, seit ich zuletzt schrieb. Jean Jaques, der mit Bruno's Genehmigung von Allem, was diesen betrifft, unterrichtet ist, schickt uns alle Tage Nachricht. Ma chère mère will Niemanden sehen, beibt in ihren Gemächern eingeschlossen und drinnen ist es so stille wie im Grabe. Elsa allein geht da wie ein Schatten aus und ein und beantwortet alle Fragen mit Kopfschütteln.

Bruno, in einer höchst unglücklichen Gemüthsstimmung, hat uns alle Tage besucht. Er kommt, wenn der Abend dämmert, thut dieselbe Frage, erhält dieselbe Antwort, und geht weg, die Augenbrauen tief zusammengezogen und den düstern Blick auf die Erde geheftet. Zuweilen des Nachts, wenn der Wind von Ramm kommt, höre ich die wild traurigen, aber schönen Töne, welche mich einst auf Svanö entzückten. Sie steigen, sie sterben, wie unsichtbare Seufzer. Es kommt mir dann vor, als schwebe ein Geist, der nicht selig geworden, über dem Wasser und wolle mich seine Qualen wissen lassen. Ich möchte unter keiner Bedingung, das Serena diese Töne hörte; sie greifen tief ins Herz hinein. Um nicht über sie weinen zu müssen, ziehe ich die Decke über die Ohren.

Serena! Ach sie hat wol schon mehr gehört, als für ihre Ruhe gut ist. Aber was, das weis ich nicht. Es ist merkwürdig, daß ich es nie erfahren soll! Und Serena ist gleichwol nicht von verschlossenem Charakter.

Sie kam gestern Abend mit ihren Großeltern hierher. Die guten Alten kamen, um, — wie sie sagten — „für sie zu danken." Ich dankte ihnen für sie. Goldgelb war mit. Aber das kleine ausgelassene Ding war nicht so treu wie gewöhnlich um seine Gebieterin, sondern flog unruhig aus und ein durchs Fenster; zuletzt nahm er seinen Weg über den See nach Svanö zu und wir verloren ihn aus dem Gesichte. Wir warteten, daß er zu-

rückkommen würde, aber er kam nicht. Es ward spät und Serena, für ihren kleinen Günstling unruhig, begab sich selbst nach Svanö, um ihn zurückzulocken. Aber sie blieb lange, gar zu lange aus; wir wurden unruhig und ich am meisten von Allen, denn ich weiß nicht, welche Ahnung mir sagte, das Bruno an dieser Verzögerung Theil hatte. Ich hielt es nicht aus, hierüber in Ungewißheit zu leben, sondern flüsterte Bär ein Wort ins Ohr, überließ ihm die Sorge für unsere ehrwürdigen Gäste, lief ans Ufer, nahm ein kleines Boot und fuhr, um Serena aufzusuchen. Ich kam nach Svanö gerade zur rechten Zeit, um Serena halbtodt in meinen Armen aufzufangen, und um Bruno dastehen zu sehen, einer Salzsäule ähnlicher, als einem lebendigen Menschen. Ich führte Serena nach Hause. Auf dem Wege erholte sie sich und die todtengleiche Ruhe löste sich in eine Fluth von Thränen auf. Sie weinte so innerlich und so schmerzlich, daß ich ganz außer mich kam. „Hat dieser Mann Dich beleidigt, Serena, so will ich ihn verabscheuen, so will ich nichts mehr von ihm wissen!"

„O nein, nein!" antwortete Serena, „aber — er ist so unglücklich!"

Mehr konnte ich von der tief Aufgeregten nicht erfahren. Goldgelb flog zwitschernd über uns. Ich war aufgebracht über das kleine Geschöpf.

Absichtlich ruderte ich recht langsam, damit Serena in Ruhe ausweinen konnte. Es fing schon an dunkel zu werden, als wir zurückkamen. Die Alten, zufrieden, ihren Liebling wieder zu haben, forschten nicht nach der Ursache ihres langen Ausbleibens; Serena war ruhiger geworden und die Dämmerung barg ihre verweinten Augen.

Heute erhielt ich mit Bär ein kleines Billet von ihr, welches mir sagte, daß sie wieder ruhig wäre, mich bat, ihretwegen nicht unruhig zu sein und „jetzt nicht zu fragen; späterhin würde ich Alles erfahren." Sie schrieb

übrigens so gut, so herzlich; ich konnte ihr nicht zürnen. Aber sonderbar ist es, daß wir Beide Geheimnisse vor einander haben, und zwar Beide Geheimnisse, welche Bruno betreffen.

Später.

Soeben war Bruno hier, düstrer als je. Er ging mit wildem Blicke, indem er sagte: „Ich komme nicht mehr. Tritt eine Veränderung ein, so laßt mich dieselbe wissen." Er verließ uns ohne Abschied.

Es sind jetzt sechs Tage seit dem Abende, wo ich die Geschichte von Erik Stenbock und Malin Sture vorlas, und Alles ist noch dasselbe mit ma chère mère! Ach, was soll aus allem Diesen werden? Gott helfe uns!

Ein fremdes Frauenzimmer an den Leser, aber insbesondere an die junge Leserin.

Du Jungfrau, die Du bisher blos im Lande des Romans Deine Welt- und Menschenkenntniß zusammenbotanisirt hast, und die Du bei Deinem Eintritte in die Welt mit schauerlicher Freude erwartest, daß die Menschen sich um Dich kümmern werden, entweder wie der Schmetterling um die Rose, oder wie die Spinne um die Fliege, ein Wort an Dich:

Sei ruhig! Die Welt ist nicht so gefährlich! Die Menschen haben zu viel mit sich selbst zu thun. Du wirst erfahren müssen, daß sie nicht mehr nach Dir fragen als nach dem Monde, und zuweilen noch weniger. Du rüstest Dich, Siebzehnjährige, den Stürmen des Lebens zu widerstehen; ach! Du bekommst wahrscheinlich mehr mit dem Stillstande desselben zu schaffen. Aber

laß den Muth nicht sinken; Leben und Liebe gibt es in reichem Maße auf der Erde, nur nicht oft in der Form, wie sie der Roman meistentheils zeigt. Der Roman destillirt das Leben. Er macht einen Tag aus zehn Jahren, aus hundert Getreidekörnern einen Tropfen Spiritus. Es ist sein Gewerbe. Die Wirklichkeit verfährt anders. Selten sind dort die großen Ereignisse, die starken Liebesscenen. Sie gehören nicht zur Regel, sondern zu den Ausnahmen im Alltagsleben. Deshalb, Du Gute, sitze nicht und erwarte sie, Du bekommst sonst Langeweile. Suche nicht des Lebens Reichthum außer dir; erschaffe ihn in eigner Brust! Liebe! Liebe den Himmel, die Natur, die Weisheit, alle Guten um Dich, und Dein Leben wird reich werden; dessen Luftschiffe werden von frischen Winden erfüllt werden, und so allmälig gegen die Heimat des Lichts und der Liebe empor steigen.

Warum ich alles Dieses sage? Ja, weil ich, um Madame Werner mit ihrer Alltagsgeschichte fortzuhelfen (sie wollte wol einen Roman zu Wege bringen, aber es ward nicht ihr Loos), jetzt eine dieser Ausnahmsscenen aufzeichnen muß, die öfter in Büchern als im Leben vorkommen. Es war Abend und einer dieser Abende, wo ein lieblicher Friede in der Natur athmet und der Mensch unwillkürlich zur Ahnung jener Tage bewegt wird, wo noch Alles gut war. Glühend und rein wölbte sich der Himmel über der Erde, und diese stand gleich einer gothengekrönten und glücklichen Braut unter dem Brautdache, lächelnd, ruhig und in voller Schönheit. Die Sonne schien auf ergelbende Aehren und erröthende Früchte. Dichtbelaubt und still spiegelten sich die Bäume in dem klaren See. Leichte Nebel hüllten ihre Schleier um die Höhen. Hier erhob sich ein Vogelgezwitscher, dort der Gesang einer friedlichen Stimme. Alles schien zu genießen.

Damals war es, wo Serena's leichter Kahn, gleich einem Laube mit seiner Knospe — auf dem ruhigen

Gewässer dahinglitt. Da war es auch, wo von dem grauen Ramm ein Auge, mit einem Fernrohre bewaffnet, gespannt und spähend nach dem schuldlosen Rosenvik sich richtete.

Bruno sieht den kleinen Kahn vom Ufer abstoßen, ahnt, wen er trügt, und eine unaussprechliche Sehnsucht, eine mächtige Begierde erfüllt seine Seele.

Das stürmende Herz, welches lange in wilder Unruhe, geschlagen hat, der verdorrte Sinn, der sich selbst in qualvollen Tagen und Nächten verzehrt hat, verlangen nach Erquickung und Ruhe.

Es gibt einen Samum, brennender als der in den Wüsten Afrikas; es gibt eine Quelle, belebender, ersehnter, als die in den Oasen der Wüste. Bruno ist der Pilger, von peinigenden Gefühlen gebrannt; Svanö ist die Oase, welche des frischen Lebens Quelle in seinem Schoße trägt.

Denn sie ist dort, sie mit dem reinen Herzen, mit dem klaren, himmlischen Blicke, und in ihrer Nähe, in der Nähe des milden Weibes, in Serena's Nähe, sehnt sich Bruno nach Ruhe, nach Leben — sehnt sich — und fährt ab.

„Kamst Du in des Schnees Vorrathskammer, oder hast Du gesehen, welchen Weg das Licht sich theilt?"

„Kamst Du bis zu des Meeres Klüften, durchwandeltest Du des Abgrunds Tiefen?"

Wol konnte er so fragen, der unergründliche Schöpfer der Natur und des Menschenherzens, und wol der irdische Forscher, wie Hiob, die Hand auf den Mund legen und schweigen. In der Tiefe, dem Menschenherzen, mehr als in irgend einer andern, ist es allein des Ewigen Auge, welches schaut, wie das Licht aufgeht, wie die Nacht und die Stürme kommen.

Bruno glich dem Klima unter der Linie. Ein Feuerstrich ging durch seine Seele, und unter dessen Einfluß lagen alle seine Gefühle. Daher bald diese todte Ruhe,

bald dieser heftige Sturm mit seiner verheerenden Kraft, daher auch dieser Luxus von Gefühl, Leben und Liebe, welcher zuweilen so stark hervorbrach, und gleich der üppigen Vegetation über einer von Lava verbrannten Erde, und gleich der Liebe selbst, alle Uebertretung verdeckte.

Und so begab es sich, daß in der Schönheit des Abends, auf dem ruhigen Wasser gegen die kleine Insel daherfahrend, wo Güte und Frieden jetzt ihre Heimat hatten, Bruno einen Sturm in seiner Seele sich sammeln und glühende Gefühle wie Wetterstrahle hindurchfahren fühlte. Ein heimlicher Zorn gegen Etwas, eine unendliche Begierde nach Etwas, ein Fieber, eine Qual siedet in seiner Brust. Dort sind Worte, welche vernichten, Flammen, die beseligen können — gleich dem Geiste des Vulkans steht er auf dem Ufer der kleinen Insel.

Serena stand an der Eiche. Ueber dem schönen, lichten Seraphskopfe streckten sich freundlich deren belaubte Zweige. Es lag eine Wolke von Wehmuth auf ihrer unschuldigen Stirn, und traurig lächelnd sah sie auf Goldgelb, welcher soeben beim Tone ihrer lockenden Simme von Zweig zu Zweig und auf ihre Hand herabgeflogen war. Aber plötzlich flog er erschrocken auf und von ihr hinweg, und Bruno's hohe, finstere Gestalt stand vor Serena. Sie erröthete, sie zitterte, blieb aber still und sah zu ihm auf mit dem klaren Madonnenblicke. Bruno blickte in ihn, und seine Seele ward ruhiger; da verbreitete sich die unnennbare Wonne, welche er niemals erfuhr, außer in ihrer Nähe. Aber dieses Gefühl fiel jetzt wie eine Rose auf glühende Kohlen. Ein Zeitlang gemildert zog das Feuer im nächsten Augenblicke wieder Nahrung daraus.

„Wollen auch Sie mich fliehen? Wollen auch Sie mich verstoßen?" fragte er, die dunkel flammenden Augen auf sie gerichtet. Und als sie ihn noch still ansah mit fragendem und kummervollem Blicke, sagte er: „Serena! sage mit ein freundliches Wort. Meine Seele bedarf dessen."

„Freund meiner Kindheit!“ sagte Serena mit ihrer Engelsstimme und reichte ihm die Hand.

„O, Serena,“ sagte er, indem er ihre Hand an seine Lippen führte, „hören Sie mich! Ich will mit Ihnen reden. Setzen Sie sich neben mich! Sie wollen nicht? Wollen Sie nicht dem Freunde ihrer Kindheit einen Augenblick schenken?“

Es lag so viel Bittendes, so viel Schmerz in Blick und Stimme, Serena widerstand nicht. Sie setzte sich auf einen bemoosten Stein. Er legte sich vor ihr auf die Kniee. Es lag etwas Kindliches, etwas Zartes und Mildes in seinem ganzen Wesen. Er sah sie an, und die Flammen in seinen Augen verschmolzen in Gefühle unaussprechlicher Zärtlichkeit, Thränen glänzten dort; er sprach nicht, aber auf seinen schönen Lippen lagen feurige und süße Gedanken. Sie öffneten sich und baten:

„Sage Du zu mir, Serena! o sage Du wie damals, wo wir Kinder waren — Kinder, glückliche Kinder; Bräutigam und Braut!“

Thränen benetzten Serena's gesenkte Augenlieder, aber sie zögerte.

„Sag' Du!“ bat Bruno inniger, feuriger. „Serena, gute, schöne Serena, nenne mich Du!“

Serena zögerte noch. Tief empfand sie die Bedeutung dieses Wortes, dieses Augenblicks.

„Sie wollen nicht?“ brach Bruno aus, indem er aufstand.

„Serena! dann bin ich Ihnen ganz gleichgültig!“

„O nein, nein,“ entgegnete Serena tief aufgeregt.

„Nicht?“ begann Bruno wieder feurig und ergriff ihre Hand. „O, Serena, martere mich nicht länger! Ueberlasse mich nicht diesem zerreißenden Zweifel, o sprich! will, kann Serena mich lieben?“

Serena sah auf ihn mit thränenvollen Augen und sprach: „Ja!“ Ihre ganze Seele lag in dieser Antwort.

„O so mußt Du mein werden, himmlisches We-

sen!" rief Bruno aus, ihre Kniee mit leidenschaftlicher Freude umfassend; „Serena, Du wirst, Du mußt die meinige werden! Erbebe nicht! Verstoße mich nicht, herrlicher, angebeteter Engel! Folge Deinem Herzen, höre meine Liebe, und Glückseligkeit wird Dein Loos auf der Erde werden. Warum zitterst Du? Als ich ein Kind war und Dich auf meinen Armen in Ramms Wäldern umhertrug und mit Dir über manchen Abgrund sprang, da zitterteſt Du nicht. O! wie in den Tagen meiner Kindheit will ich Dich das ganze Leben hindurch auf meinen Armen tragen und Dich sicher an meiner Brust halten. Es verschwinde in diesem Augenblicke jede Ungewißheit, jeder Zweifel; mit unserer Liebe wollen wir das Schicksal binden. Serena, gibt mir jetzt Deine Treue, schwöre mit anzugehören, schwöre, daß uns ferner Nichts mehr trennen werde."

„Bruno, Bruno!" sagte Serena, über seine Heftigkeit erschrocken, „haben Sie vergessen .... Ihre Mutter — meine Eltern!?"

„Vergessen? Nein, Serena, ich habe sie nicht vergessen, noch die Gebräuche und Sitten, welche das Leben des Herzens fesseln. Ich habe sie nicht vergessen. Aber sie binden mich nicht; ich erkenne eine höhere Macht an als die ihrige; ich weiß eine höhere Welt, als diejenige ist, in welcher sie binden und hemmen. Aber ich verstehe Deine Angst. Gleich der Blume hier auf der Insel bist Du aufgewachsen, lebtest Du und glaubtest, daß die Welt an den Ufern derselben aufhöre. Aber die Welt ist groß, Serena! und für zwei Herzen, welche an einanderschlagen, gibt es hundert offene Paradiese. Es gibt andere Himmelsstriche als der, unter welchem Du geboren bist; andere Religionen, andere Sitten; aber Sonne und Liebe herrschen überall. Ich habe diese schöne Welt gesehen, ich habe dort das Leben frei von Fesseln gesehen — Millionen Wesen in dieser Luft der Freiheit leben und nur den Geboten des Herzens gehorchen . . .

„Und waren sie glücklich, Bruno, waren sie zufrieden, diese Wesen, welche allen Banden der Pflicht, allen Geboten des Himmels entsagten? Waren Sie selbst glücklich in der Welt, die Sie so hoch stellen?"

„Glücklich? — Nein, das war ich nicht, denn ich hatte noch keine Serena gefunden. Aber jetzt — o! höre mich, Serena, und bedenke, daß mein Leben von Deiner Antwort abhängt: wenn auch Alles sich unserer Verbindung entgegensetzt, willst Du nicht dennoch mein werden? Oder sprich, was kann das Leben Dir Besseres bieten als grenzenlose Liebe? Das Leben, Serena, ist arm, ist elend, wenn Liebe es nicht erhebt. Das allmächtige Wesen, welches uns das Bedürfniß der Glückseligkeit gab, hat uns nicht befohlen, ihr zu entsagen. Er, der die Liebe unserm Herzen gab als des Lebens Leitstern, kann nicht wollen, das wir ihre Leitung verschmähen. Serena, ich liebe Dich! Ich will meine Seele in Deine Hand legen und sagen: Thue mit ihr, was Du willst, aber werde mein auf ewig! O, laß mich Dich aus diesem engen Winkel der Welt führen, wo Dein Leben dahinschwinden und verwelken wird; laß mich Dich zu einem Leben in Freiheit und Freude hinausführen. Gib mir Deine Hand, sowie Du mir Dein Herz gegeben hast; werde in einem andern Lande, unter einem schönern Himmel meine Gattin. Dein Weg soll über Rosen gehen; Reichthümer sollen Dir zu Gebote stehen; wann Du willst, sollst Du Deine Hand aufthun und Menschen glücklich machen können, und ich will Dir für Alles, für Alles mit einer Liebe danken, die auf Erden nicht ihres Gleichen gehabt hat; von Allem, was die Natur Schönes, was das Leben Gutes und Freudevolles hat, will ich Dir ein Paradies erschaffen. — Serena — was wirst Du da vermissen?"

„Frieden!" antwortete Serena, indem sie aufstand, und ihre Brust hob sich gewaltsam, „Friede mit mir selbst, Friede mit dem Himmel!"

„So!“ sagte Bruno langsam, indem auch er sich erhob und seine flammenden Blicke mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke hohnvollen Vorwurfs auf Serena heftete: „Serena, Du bist also auch eins dieser gewöhnlichen Weiber. Deine Liebe ist blos eine Wirthschaftslampe, eine matte, furchtsame Flamme, welche nur im verschlossenen, wohl verwahrten Zimmer brennen kann. Du willst mich nicht glücklich machen, Du willst nicht den Geboten Deines Herzens folgen; denn Du fürchtest für Deine ewige Seligkeit! Du wolltest Demjenigen nicht das geringste Opfer bringen, der Alles für Dich hingeben will. Und dies heißt Tugend? O schwacher, elender Eigennutz! Aber höre — (und er näherte sich ihr mit trotziger Wildheit) ich will Dich lehren, was Liebe, was wahre Liebe ist! — Doch vielleicht verstehst Du mich nicht, frommes Mädchen! — Weißt Du, was Derjenige, welcher wahrhaft liebt, ohne Bedenken für die Geliebte opfert? Ja, gerade seine ewige Seligkeit! O daß Du zur tiefen, glühenden Hölle verurtheilt wärest; ich würde mit unendlicher Freude mich dahin stürzen, um mit Dir verdammt zu sein, und dort mit Dir, mit Dir im Abgrunde würde ich des Himmels Donner, des Himmels Seligkeit verachten! Aber Du verstehst mich nicht — Du weißt nicht, was Liebe heißt.“

Serena stützte ihre edle Stirn auf die Hand; eine gewaltsame Erschütterung ging durch ihre Seele. Nacht und Blitze wechselten hier. Ach! Serena wußte, was wahre Liebe sei, und Bruno's Worte fanden ein Echo in ihrer Seele. Einen Augenblick ward ihre Klarheit verdunkelt und die höhere Bedeutung der Opferfrage war ihr nicht hell. In einem Gefühle unaussprechlicher Angst erhob sie ihre Augen und ihre gefalteten Hände gen Himmel und sprach wie für sich selbst: „Sie würden unglücklich werden, sie würden des Morgens aufstehen und mich nicht finden, sie würden sich zu Bette begeben mit Thränen über ihr Kind!“

Bruno sah, was in ihr vorging. Dämonische Mächte herrschten über seine Seele und sie jubelten, als sie Jene schwanken sahen, und in seinem Blicke waren Flammen und in seiner Stimme Töne, einschmeichelnd kühn, — vor solchen sind Engel gefallen.

„O Serena, laß keine kindische Schwäche Dich verleiten, Dein eignes Herz zu belügen. Sei stark, sei Deiner Liebe getreu und vertraue mir. Werde mein, und ich will jeden Schmerz gut machen, ich will jeden Seufzer, der Dich beunruhigt, in Seligkeit umwandeln. Fort mit kleinmüthiger Furcht. Besiege, meine Serena, die gewöhnliche Schwäche Deines Geschlechts. Gib mir das Versprechen, den Eid, welcher mich über alle Wechsel des Glücks, über des Schicksals Drohungen erheben wird; welcher dem Verbannten eine Heimat, dem Verfluchten Segen, meinem Herzen Frieden schenken wird. O meine Serena, warum zaudern, warum schwanken? Bist Du nicht schon mein? Waren nicht seit der Kindheit unsere Seelen vereint? Werden sie jetzt nicht von derselben Flamme erwärmt? Serena, wir sind schon eins, eins vor Demjenigen, der seine Liebe in unsere Herzen goß. Oder glaubst Du, sie könnten getrennt werden? Vergebens! Serena, innigst Geliebte, Du bist mein, mein!" Er hatte ihre Hand ergriffen mit lieblicher und mächtiger Kraft zog er sie näher an seine Brust. Es gibt plötzliche, wunderbare Eingebungen, durch welche der versuchte, aber reine Geist die Macht erhält, auch das Theuerste zu besiegen. Eine solche war es, welche in Serena's Seele aufging, erfüllt zugleich von Verzweiflung und von göttlichem Lichte. Um Bruno's Macht über sie zu widerstehen, mußte sie sich losreißen und auf Bruno's Worte: „Du bist mein, mein!" antwortete sie schaudernd: „Nein, ich liebe Sie nicht!"

„Du möchtest es glauben," brach Bruno dämonisch lächelnd aus, „aber Du betrügst Dich." Er umfaßte sie, drückte seine Hand an ihr Herz und fuhr mit schauer-

lich jubelndem Ausdrucke fort: „Du liebst mich so, wie ich Dich liebe. Bei den Schlägen dieses Herzens schwöre ich: wenn Du mir widerstehst, wird Deine Wange vor dieser Liebe erbleichen und mein Unglück das Deinige werden. Vergebens widerstrebst Du, vergebens belügst Du Dich selbst. So gewiß wie Dein Herz unter meiner Hand schlägt, so gewiß hat eine höhere Macht unsere Schicksale verflochten. Widerstehe ihr nicht. Es ist vergebens, Serena. Du bist mein!"

Serena stand unbeweglich; ihre dunkeln Augenwimpern senkten sich gegen ihre bleiche Wange herab; immer matter nnd matter schlug ihr Herz unter Bruno's brennender Hand, aber gleich einem Geisterflüstern, klar, leise, schauerlich und wunderbar eindringend gingen von ihren Lippen die Worte aus: „Nein, ich liebe Sie nicht!"

Eiseskälte fuhr durch Bruno's Adern. Eine Stimme wie diese, Worte so ausgesprochen, hatte er noch nie vernommen, und Serena stand gleich einem Marmorbilde an seiner Brust, so kalt, so still, so — todt. Er ließ sie, er betrachtete sie mit wildem Erstaunen. „Ich liebe Sie nicht!" wiederholte Serena und wich einen Schritt zurück; immer blässer und blässer ward ihre Wange, immer matter schlug ihr Herz.

„Serena!" rief Bruno mit einer Stimme aus, welche die Todten aus dem ewigen Schlafe hätte wecken können.

Serena seufzte tief. „Nein, ich liebe Sie nicht!" sagte sie noch einmal mit noch festerer, noch klarerer Stimme. Ihre Kniee schwankten, sie würde zn Boden gesunken sein, wenn nicht in diesem Augenblicke Franziska gekommen wäre und sie in ihren Armen aufgefangen hätte.

Bruno an Serena.

Noch einmal diese Worte! . . . . sagen Sie dieselben noch einmal, und kein Seufzer von Liebe und Schmerz von meiner Seite wird Ihren Frieden mehr stören. Aber, Serena! wenn Sie mich täuschten, wenn Sie sich selbst in diesem Augenblicke täuschten, wenn Ihr Herz die Worte abschwört, welche Ihre Lippen aussprachen, dann — hören Sie mich noch einmal. Meine Heftigkeit hat Sie verwundet. Verzeihen Sie mir dieselbe, Serena, sie ist jetzt vorüber, ich bin ruhig — und gleichwol — dieses unruhige, dieses dürstende Herz begehrt nach dem Glauben, daß es nicht allein klopft: und wenn auch dessen unwürdig, will ich doch glauben, daß ich geliebt bin. Ich stehe an der Krisis meines Lebens. Nur Liebe kann mich erretten. Ich habe eine Mutter; ich habe mich gegen sie vergangen, und sie hat mir geflucht. Ich hoffe nicht auf Versöhnung mit ihr, obgleich ich sie suche. Wird sie mir versagt, soll ich darum verzweifeln, Serena? Wird keine theure Hand mich am Leben festhalten? Wird kein Engel mir in die Wüste hinausfolgen. O, Serena, liebst Du mich und hast Du nicht Muth, meine Schicksale zu theilen? Sieh, ich will unsere Zukunft nicht ausschmücken; ich will Dich nicht einladen, Glück und Freude zu theilen; zur Theilnahme an Schmerz und Thränen lade ich Dich ein. Vielleicht wird unsere Zukunft dunkel, vielleicht bekommt auch an meiner Brust Dein Herz niemals Frieden; vielleicht werden Deine Wangen auch unter meinen Küssen erbleichen, aber dennoch — dennoch frage ich Dich, Serena, hast Du nicht Muth, nicht Liebe genug, mit mir, für mich zu leiden? Serena! es gibt Leiden, Leiden bis zum Tode, welche nicht bitter sind, welche ihren großen, wunderbaren Genuß besitzen. Groß

ist die Macht, die Liebe, auch in der Nacht des Schmerzes zu beglücken. Doch wie? Wenn an Deiner Seite der Verstoßene ruhiger athmen sollte, wenn sein Auge durch Dich sich zu einem Himmel emporheben sollte, wo Erbarmen und Liebe zu Hause sind, und wenn dieses Auge dann auf Dir mit unendlichem Dank und Segen ruhen sollte — Serena, würdest Du dann unglücklich sein? Und wenn auch Deine Wange erblaßte: wenn Du Dein Haupt gegen eine Brust neigtest, die nur von Dir erfüllt wäre, und wenn im Tode Dein Blick einem Blicke von unaussprechlicher Liebe begegnete, welcher, nur durch Dich lebend, mit dem Deinen erlöschen und beim Erwachen wieder nur Dich suchen würde — o Serena! zusammen zu leben, leiden, genießen, zusammen zu sterben, Eins zu sein hier und jenseits — das war mein Traum, als ich Dich sah. War es ein Traum? O Serena! war Das ein Traum, was ich empfand als meines Wesens Wahrheit, als die Lösung seines bis jetzt unbegriffenen Räthsels? Serena! antworte mir mit der Wahrheit, welche einst so schön auf Deinen kindlichen Lippen lebte — ich frage noch einmal: war es ein Traum? Sage Nein! und werde mein. Oder — wiederholen Sie Ihre letzten Worte.

Serena an Bruno.

Nein, Bruno! ich werde diese Worte nicht wiederholen! Sie waren nicht Wahrheit. Die Furcht vor meiner eignen Schwäche rief sie hervor. Kann es Ihnen wohl thun, Bruno, kann es ihrem Herzen Labsal verleihen, so empfangen Sie diese Versicherung: „Ich liebe Sie!" Mit Ihnen Leid und Leben zu theilen, wäre

Glückseligkeit für mich. Aber hören Sie auch dies mein letztes Wort, Bruno! Ich schreibe ihnen am Ruhebett meiner Großeltern. Sie schlummern sanft. Meine Stimme hat sie zur Ruhe eingewiegt. Der Schein der Lampe fällt auf ihre ehrfurchtgebietenden Häupter und beglänzt ihre grauen Haare; — Bruno! hier ist mein Posten! Ich werde von ihm nicht weichen, was auch mein Herz leiden möge. Den beiden bejahrten Eltern, welche meine Kindheit und mein ganzes Leben bis jetzt gepflegt haben, das Leben ruhig und froh zu machen, das ist mein Beruf, meine theure Pflicht. Die Lampe, welche den Abend ihres Lebens erhellt, setzte die Vorsehung in meine Hand. Ich will sie getreu hüten bis zu meinem letzten Seufzer. O, Bruno, wenn Sie mich gewinnen wollen, so gewinnen Sie erst Jene. Nur wenn sie mit Freuden meine Hand in die Ihrige legen, kann ich Ihnen freudig und getrost angehören. Der Weg zu mir muß durch sie gehen.

Und muß dieses ein Abschiedsgruß an Sie sein — dann leben Sie wohl, Bruno! Gott segne Sie! Wohin Ihr Weg Sie auch führt, denken Sie, daß ein treues Herz Ihnen mit Theilnahme folgt, mit Segnungen und Fürbitten.

Bruno! . . . . Freund meiner Kindheit! . . . . ich möchte Ihnen ein Wort sagen, das Ihnen Frieden schenkte. Ich fürchte, daß Sie mich gleichgültig, kalt finden; . . . . das schmerzt mich. Aber ich weiß, es gibt eine andere, eine bessere Welt. Dort werden Sie besser in meinem Herzen lesen. Dort werden Sie verzeihen Ihrer

Serena.

Franziska W. an Maria L.

Zwölfter Brief.

Rosenvik, den 31. Aug.

Noch zwei Tage, seitdem ich zuletzt schrieb, warteten wir in großer Unruhe, aber als noch nicht die geringste Veränderung in ma chère mère's Zustand sich offenbarte, fuhr Bär nach Carlsfors und schüchterte Elsa ein, um sie zum Reden zu bringen. Diese sagte dann aus, „daß die Generalin beinahe ebenso wäre, wie einst vor 15 Jahren. Sie schläft nicht des Nachts, spricht nicht, ißt und trinkt fast Nichts. Sie hat die Zimmer verdunkeln lassen, sitzt beständig das Gesicht auf die Hände gestützt, und seufzt zuweilen, als ob das Herz brechen wollte." Uebrigens hatte sie Elsa verboten, mit Jemandem ein Wort über sie zu sprechen.

„Das geht nicht länger an", brach Bär aus, nachdem er es mir erzählt hatte. „Es kann ein Recidiv der frühern Krankheit werden. Wir müssen auf irgend eine Weise diesen Zauber brechen, und dies muß geschehen — durch Dich, Fanny!"

„Durch mich!" rief ich zurückbebend aus. Ich bin überzeugt, daß ich ganz blaß wurde.

„Ja durch Dich. Du weißt wohl, Du Meerkatze, daß Niemand bei ma chère mère so wohl angeschrieben ist wie Du; Niemand hat so vielen Einfluß auf ihr Herz. Gebrauche ihn jetzt. Du mußt in ihre Thüre und in ihre Brust einbrechen. Ja, Du mußt es; und Du mußt dabei so vorsichtig und kühn sein wie ein Dieb in der Nacht."

„Aber die Dietriche, Bär, die Dietriche?! Wie soll ich durch die verschlossenen Thüren und wie in ihr jetzt verschlossenes Herz hineinkommen?"

„Durch ihre Thür? Elsa wird sie offen lassen. Ich habe mit ihr darüber gesprochen. Und wie in ihr Herz? Laß Dein eignes warm werden, und Deine Zunge wird schon Worte finden, welche durch Mark und Bein dringen."

„Ach Bär!"

„Und Du mußt Dich nicht durch einige heftige Ausdrücke, durch einige böse Blicke zurückschrecken lassen. Habe Muth, sei standhaft, stark und zärtlich. Denke an Bruno, denke an eine Versöhnung zwischen Mutter und Sohn! — Ja, gerade so mußt Du aussehen, so mußt Du fühlen, und Du wirst eine gute Sache bewirken, Fanny, oder wenigstens diesen düstern Schmerz zum Erguß zwingen, der, wenn er so wie bisher fortfährt, noch einmal zum Wahnsinn führen wird."

Süß ist die Stimme der Schmeichelei, besonders wenn man sie von seiner ehelichen Hälfte kommen hört. Ich ließ mich überreden, den Versuch zu wagen. Aber muthig war ich nicht dabei. Wider ma chère mère's ausdrückliches Verbot in ihr Zimmer einzudringen und gar ihr zu erscheinen . . . . hu!

Wir beschlossen ferner, daß Bruno während meines Gesprächs mit ma chère mère sich in Jean Jaques' Zimmer aufhalten solle, damit, wenn jenes eine glückliche Wendung nähme, er sich sogleich seiner Mutter zu Füßen werfen könnte.

Bär schrieb wegen dieses Vorschlags an Bruno, der blos mit diesen Worten antwortete: „Ich stimme Euch bei und werde mich einfinden." Der folgende Tag war zu dem gefürchteten Gespräche bestimmt. Kein Schlaf kam diese Nacht in meine Augen, und ich war schon einmal auf dem Wege, meinen schlafenden Bären zu wecken, um ihm zu sagen, daß ich nicht den Muth hätte, in dieser Sache dazwischen zu treten. Aber da hörte ich wieder die wunderbaren, traurigen Töne von dem unglücklichen Einsiedler auf Ramm. Sie erklangen flehend;

ich erinnerte mich Bruno's Thränen und seiner Bitte: „Versöhnt mich mit meiner Mutter," und ich beschloß fest bei mir, mich Bär's Verlangen zu unterwerfen. Aber ich war doch in tausend Aengsten, wie ich die Sache ausführen sollte. Ich sollte sagen, „was mir mein Herz eingäbe," sagte Bär. Aber mein Kopf wollte auch mit im Spiele sein und den Vormund des Herzens agiren, er verwarf dessen etwas unbestimmte Pläne und schrieb ihm Reden vor, von welchen wieder das Herz Nichts wissen wollte. So disputirten sie bis zur Stunde, wo wir abfahren sollten. Meine Lage war wenig beneidenswerth. Aber ich sagte Bär Nichts. Ich wollte ihn nicht mit meiner Unruhe beunruhigen.

Wir fuhren. Es war Sonntag. Die Glocken ertönten so freundlich ernst durch die ruhige Luft. Landleute, in Festtagskleidern, mit Gebetbüchern in den Händen, begegneten uns auf dem Wege. Sie sahen so ruhig, so friedlich aus, wie sie zum Tempel des Herrn hingingen. Ich beneidete sie, und je näher wir Carlsfors kamen, je weiter wünschte ich davon entfernt zu sein. Als Bär meine Hand nahm, um mir aus dem Wagen zu helfen, zitterte ich an allen Gliedern. Der kluge Bär sagte Nichts, fragte Nichts, sondern drückte nur meine Hand.

Bruno war schon bei Jean Jaques. Ich erschrak über seine Blässe und über sein verändertes Aussehen. Aber ich sagte Nichts. Er schwieg ebenfalls. Jane Marie war, wie ich glaube, etwas beleidigt wegen des größeren Vertrauens, welches ich erhalten hatte, und äußerte etwas von „sich zu viel zutrauen." Ach mein Gott, das that ich jetzt gewiß nicht! Ich wäre lieber in Mesopotamien gewesen und hätte Schafe gehütet, als so als Mittlerin vor ma chère mère zu treten. Nachdem wir eine Weile über Nichts und mit langen Pausen gesprochen hatten, heftete Bär auf mich seinen stillen, ernsten Blick. In ihm stand zu lesen: jetzt! Ich erhob mich. Ich

kam mir vor wie ein Opfer. Zitternd that ich einige Schritte gegen die Thüre. Plötzlich befand ich mich in Bruno's Armen, der mit seinem tiefen, mächtig eingreifenden Tone sagte: „Gesegnet sei Deine Wanderung, gesegnet seien die Worte des Friedens auf Deinen Lippen! Mein Leben hängt an ihnen."

Und der sonderbare Mensch drückte mich heftig an seine Brust und seine Thränen fielen auf meine Stirn.

Ueberrascht und gerührt stand ich da, als Bruno mich an sich zog, mich küßte und leise, aber innig sagte: „Gott segne Dich!"

Er that es. Von diesem Augenblicke wich von mir alle Furcht, alle Zaghaftigkeit. Ich war wie verwandelt. Mein Herz ward stark, und mit sichern und leichten Schritten ging ich zu den Zimmern, wo ma chère mère in ihrem Dunkel saß. Ich entwarf auch keinen Plan weiter für Das, was ich sagen und thun wollte. Ich überließ Alles der Eingebung des Augenblicks.

Vor der Cabinetsthüre stand Elsa unbeweglich, schweigend, mumiengleich. Sie gab mir ein Zeichen, daß sie meine Absicht verstände und mir Glück wünschte. Sie hatte die Thüre offen gelassen, und ich schlich mich ins Cabinet hinein. Es war leer und finster. Die Gardinen waren herabgelassen. Leise schloß ich die Thüre zur Schlafstube auf, und als ich in das große, düstere Zimmer trat, erschrak ich, ma chère mère vornübergebeugt auf dem Fußboden liegen zu sehen. Bei meinem Eintritt richtete sie sich zur Hälfte auf und sah mich an mit einem Blicke, so wild und verwirrt, daß mich schauderte. Dennoch ging ich einige Schritte näher und sagte mit zärtlicher Unruhe: „Ist ma chère mère krank?"

Sie richtete sich ganz und gar auf und die Haube schien sich auf ihrem Kopfe zu erheben. Sie ging auf mich zu, die Nase spitz und bleich, der Athem pfeifend und mit einer so drohenden Haltung, daß sie einen minder Tapfern, als ich war, geschreckt haben würde.

„Wie kannst Du es wagen, in mein Zimmer einzubrechen? Wie kannst Du es wagen, mich zu stören?" fragte sie mit einem wilden und strengen Blicke, indem sie nahe zu mir herantrat.

„Ich fand ma chère mère nicht draußen, deshalb kam ich hieher," sagte ich so ruhig wie möglich und ohne einen Schritt zurück zu weichen. Sie blickte mich einen Augenblick an, indem sie sich zu fassen schien, worauf sie ruhiger und gleichsam vor sich hin sagte: „Ich hatte wol vergessen, die Thüre zu verschließen . . . . dumm!" Sie ging von mir weg, öffnete eine Schranklade und schien etwas hineinlegen zu wollen, das sie in der Hand hielt; aber sie ließ es auf die Erde fallen und es rollte zu mir hin. Ich bückte mich und hob es auf. Ma chère mère näherte sich mir mit dem Anblick einer Hyäne und wollte, glaube ich, es mir aus der Hand reißen; aber ich betrachtete das kleine Medaillon, auf welchem ein schöner Kinderkopf gemalt war, und sagte mit einer Unbefangenheit, die ich jetzt kaum begreife: „Welch' schönes Kind!"

Ma chère mère stand still. Sie schien heftig aufgeregt, aber weicher von Gemüth. Sie nahm das Medaillon sanft aus meiner Hand, hielt es aber so, daß ich es mit ihr betrachten konnte. „Ja," sagte sie, „ja, in der That ein schönes Kind! Ha! eine Krone unter den Knaben! Weißt Du des Knaben Namen, Franziska, — weißt Du seinen Namen? Weißt Du, wessen Kind er war? Sage, weißt Du es, weißt Du es?" —

Sie sah mir eifrig forschend ins Gesicht. Ich mußte meine Augen vor ihrem durchdringenden Blicke niederschlagen. „Nein," antwortete ich der Wahrheit gemäß, obgleich ich es errieth.

„Er hieß Bruno!" begann wieder ma chère mère. „Er war mein einziger Sohn! Mein, mein! . . . ." Und ma chère mère preßte hierbei meine Schultern

zwischen ihren Händen, sodaß ich glaubte, sie würden zerdrückt werden.

„Er war mein einziger Sohn," fuhr sie fort, indem sie mich los ließ und ihre Hände gen Himmel erhob; „heute ist der Tag, wo ich ihn gebar!"

Sie schwieg stille und begann nachher wieder, gleichsam mit sich selbst redend und mit einem Ausdruck, welcher meine Seele zerriß: „Heute vor dreiunddreißig Jahren gebar ich ihn. In Todesqualen gab ich ihm das Leben. O, daß ich in jenem Augenblicke gestorben wär, ich oder er! O .... aber er ward mein Stolz, meine stolze Freude, mein Hochmuth, meine Hoffnung, mein Alles .... er war mir mehr als Gott! O .... der Herr hat meinen Stolz geschlagen, ... nein, nicht Er, sondern der Teufel! Der Teufel schlug meine Kraft und nahm mein Kind! .... O! .... Kinder gehen vom Herzen zum Herzen wieder, mit Leben und Tod. Meins gab mir Aergeres als den Tod." Hier kreuzte sie die Arme über die Brust und senkte den Kopf tief herab, gleichsam zerschmettert durch Kummer.

Als sie sich wieder erhob, wandte sie sich an mich mit einem scharfen, durchdringenden Blick, indem sie sagte:

„Du weißt, was geschehen ist, Franziska; — Du weißt Alles von ihm. Leugne es nicht! Dein Mann weiß es, und Mann und Frau sind Eins. Du weißt es .... ich sehe es in Deine Seele hinein."

Ich leugnete es nicht. Mein Blick sprach für mich. Ich trat ma chère mère näher. Mein Herz war warm für sie; sie legte die Hand auf meine Schulter und sagte:

„Gott behüte Dich davor, Franziska, je Das zu leiden, was ich gelitten, je zu empfinden, was ich empfunden habe, was ich noch jetzt empfinde. Gott behüte Dich davor!"

„Kind, Kind! es ist nicht gut, wenn das Herz

einer Mutter gewendet wird zum Hasse gegen Das, was einst unter diesem Herzen lag; wenn ihre Brust verstoßen muß, was einst die Milch aus dieser Brust trank. Ich sage Dir — es ist nicht gut. Was wünscht die glückliche Mutter für ihre Kinder? Daß sie lange leben mögen auf Erden; daß sie sich neben ihr ansiedeln und wohnen mögen; daß sie ihren letzten Athemzug empfangen und ihre Augenlider zudrücken mögen, wenn ihre letzte Stunde gekommen ist. Ja, das wünscht sie. Aber was wünsche ich für meinen einzigen Sohn? Ja, daß" — und hier nahm ihr Gesicht einen furchtbaren Ausdruck an — „daß er todt sein möge! daß er tief unten in der Erde oder auf dem Boden des Meeres liegen möge; daß diese Augen ihn nie mehr sehen, diese Ohren seine Stimme nie mehr hören! O, daß er todt wäre, todt, todt!"

Es schauderte mich bei den wilden, verzweifelten Worten, und im höchsten Grade von Gemüthsspannung fuhr die unglückliche Mutter fort:

„Wenn der Sohn aus dem Vaterhause in die weite Welt hinausgeht, was gibt ihm die Mutter mit auf die lange Fahrt? Ihren Segen gibt sie ihm; das Beste des Hauses gibt sie ihm mit, und selbst folgt sie ihm bis zur Thüre mit Thränen, Küssen und liebevollen Namen. Ja, so thut sie. Aber meinem einzigen Sohne gab ich meinen Fluch. Das war Alles, was er außer dem Leben von mir in die weite, wilde Welt hinausnahm. Meinen Eingebornen verfluchte ich! Siehst Du" — fuhr sie mit immer steigender Wildheit fort — „ich hatte auf sein Haupt meine ganze Liebe gelegt, meine Ehre, meinen Stolz; und er legte — Schande auf das meinige. Schande legte er auf das Haupt seiner Mutter. Sieh" — und sie riß die Mütze vom Kopfe und warf sie heftig zur Erde; das graue, fast weiß gewordene Haar fiel wogend auf ihre Schultern hinab — „sieh, da streute der Gram Asche in mein Haar. Früher war es schwarz — aber in einer Nacht fiel Schnee — es

ward weiß. Der Sohn hat das Haar seiner Mutter gebleicht; er machte, daß die Leute mit den Fingern auf sie zeigten und sagten, daß sie die Mutter eines Diebes wäre. Sollte sie ihn nicht verfluchen?!"

„Ach er war noch so jung . . . . er" — stotterte ich hervor. Ich konnte kaum reden. Ma chère mère hörte mich nicht, sondern fuhr fort, mehr mit sich selbst als mit mir redend: „Ja, das Haar ergraute, aber was ergraute nicht? Meine Farbe, meine Seele, die ganze Welt! Als der Fluch ausgesprochen und der Verfluchte fort war, und Niemand wußte wohin . . . . da kam eine wunderliche Zeit. Es ward dunkel in mir und ich saß im Dunkel, und Tage, Monate, Jahre vergingen, und ich wußte nur, daß Alles finster sei — finster, wie das Verbrechen und der Fluch. Ich dachte, daß der Lebensfunke im Dunkel erlöschen würde, aber er war stärker als das Dunkel, als die Sorge . . . . und ich ging aus der Finsterniß und erblickte das Licht wieder. Ich lernte wenigstens es ertragen. Ich suchte ihn zu vergessen; ich dachte: er ist todt!"

Meine Thränen flossen, meine ganze Seele war aufgeregt und ich rief aus: „O der Unglückliche! Er wanderte verstoßen umher, fand vielleicht kein Brot und keine Heimat! Er starb vielleicht auf fremder Erde und dachte an seine Mutter, sehnte sich, ihre Hand an seine Lippen drücken zu dürfen und Verzeihung zu erhalten . . . . und sie! . . . . o der Arme!"

Ma chère mère war todtenbleich und zitterte heftig; sie schien mit Mühe zu athmen. Franziska!" sagte sie zuletzt mit starker Stimme, „Franziska! laß ab von diesem unnöthigen Jammern! Brot — brauchte er nicht zu entbehren. Er konnte arbeiten; er war ein Mann und schon in den Jugendjahren stark wie ein Löwe. Heimat — suchte er nicht. Sein Sinn stand nach der weiten Welt, und die hat ihm wol genug gegeben. Aber den Fluch" — hier näherte sie sich mir mit Thrä-

nen, welche in den großen Augen zitterten, und legte die Hand auf mein Haupt, „den Fluch hat mein Herz von ihm gehoben. Als er ausgesprochen war, dürstete ich danach, ihn wieder zurückzunehmen, und ich hätte es gethan, Franziska, ich hätte es damals gethan, wenn er geduldig die Strafe ertragen und die Buße gethan hätte, welche sein Verbrechen erheischte. Deshalb suchte ich ihn in der Nacht — aber er war fort. Er floh vor der Verzeihung — er wollte sie nicht verdienen — aber auf sein Grab habe ich sie niedergelegt; da weilt sie mit der Sonne, mit den Blumen und gibt ihm Frieden. Noch zuweilen, wenn die Erinnerung und der Schmerz mich ergreifen, sodaß meine Brust zerspringen will und es in meinem Gehirne wirbelt und ich nicht weiß, was ich thue . . . . dann spreche ich noch zuweilen den Fluch aus — aber nachher segne ich! Oder was glaubst Du, daß ich that, als ich im Staube lag wie ein Wurm vor unserm Herrn, das Bild meines Sohnes an meine Brust gedrückt! Glaubst Du, daß ich ihm fluchte? Friede, Friede sei mit seinem Staube!"

„Und wenn er noch athmete," . . . . sagte ich mit einem Gefühle, das ich nicht beschreiben kann — „wenn er noch lebte, und wenn er durch manches Leiden Das, was er in der Jugend verbrach, gebüßt hätte; wenn er lieber als alle Ehre der Welt die Verzeihung seiner Mutter zu erhalten wünschte, sie noch einmal an seine Brust zu drücken?"

„Wäre es so, Franziska . . . . hast Du gehört, daß er lebt" — und ihre Stimme zitterte, „weißt Du, was er will und sucht, so sage ihm, daß er nicht nach dem Lande komme, daß sich seiner schämen würde; daß er den Namen nicht tragen solle, den er entehrt hat; daß er nicht wagen möge, vor das Angesicht der Mutter zu treten, die er mit Schande bedeckt hat. Aber . . . . aber sage ihm . . . . daß ich den Fluch zurückgenommen habe . . . . mein halbes Vermögen will ich ihm ins fremde

Land schicken; er kann an mich schreiben und begehren, was er will, und ich will ihm senden, was er will, aber — auf meine Schwelle setze er seinen Fuß nicht!"

Ich beugte meine Kniee und umfaßte die ihrigen: „Mutter, Mutter!" rief ich aus, fast außer mir, „ist das christlich? ist das recht?"

„Stehe auf!" sagte sie heftig. „Kein Wort mehr. Niemand kann mich in dieser Sache beurtheilen! Was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Ich verbiete Dir, mit mir mehr darüber zu sprechen. Sprich nicht von ihm, wenn Du nicht willst . . . . glaubst Du, daß hier um Aepfel und Birnen gespielt wird? Ich sage Dir, hier wird um Vernunft und Tollheit gespielt. Reize nicht den bösen Dämon in mir auf! Fort mit diesen Erinnerungen, diesen Gedanken, fort, fort!"

Ich stand auf. Mein Herz wogte unter streitenden Gefühlen. Doch ma chère mère's wildes Aussehen und ihre Geberden zeigten mir, daß es jetzt nicht Zeit sei, ihnen Luft zu machen. Indeß noch wollte ich nicht alle Hoffnung aufgeben. Ich sah sie bittend, mit zusammengeschlagenen Händen an, aber sie wandte sich ab.

„Geh!" sagte sie streng. „Unser Gespräch ist zu Ende. Ich will allein sein. Geh, ich will es!"

Ich ging — die Seele voll bittern Schmerzes. Ma chère mère verschloß die Thüre hinter mir. Als ich ins Cabinet hinauskam, sah ich einen Mann dort stehen, mit der Stirne gegen die Wand. Es war Bruno. Erschreckt ging ich zu ihm hin und legte die Hand auf seinen Arm. „Um Gottes willen, Bruno," sagte ich leise, „was machen Sie hier? So nahe" . . . . Bruno wandte mir langsam sein Gesicht zu. Es war bleich wie der Tod; kalter Schweiß stand auf seiner Stirne; sein Blick war verwirrt, er sah mich finster und gleichgültig an. Aber plötzlich faßte er sich und stürzte, die Hand vor der Stirne, aus dem Zimmer. Ich folgte ihm und dankte Gott, als ich sah, wie Bär ihm ent-

gegenkam, seinen Arm ergriff und ihn vermochte, sich zu fassen, damit die Dienstleute Nichts argwohnen möchten. Scheinbar ruhig verließen sie zusammen das Haus.

Ich ging indessen zu Jean Jaques. Ich wollte den beiden Gatten nicht Alles, was vorgefallen war, erzählen. Ich sagte ihnen blos, daß ich keinen Erfolg gehabt hätte; daß ich nicht gewagt hätte, ma chère mère ahnen zu lassen, wie nahe ihr Sohn wäre, weil sie beim Gedanken an ihn ihre Besinnung nicht recht habe behalten können. Jean Jaques steckte die Hände in die Rocktaschen, ging im Zimmer auf und ab und sagte: „Das ist verteufelt, das ist verteufelt! Wie kann man so unvernünftig sein? Und dann Bruno! Ich bat ihn, sich stille zu halten. Aber als er die Stimme seiner Mutter hörte — die einen Augenblick bis hieher tönte — ward er wie besessen. Er riß sich von Lars Anders los, der ihn zurückhalten wollte, und stürmte fort. Es war gut, daß er nicht zu ma chère mère hineinkam. Das wäre ein schöner Lärm geworden!"

Jane Marie konnte auch nicht begreifen, daß man seine Vernunft nicht fesseln könne; aber sie sagte, daß sie geahnt hätte, wie die Sache ablaufen würde, daß sie nie einen guten Ausgang von diesem Versuch erwartet hätte.

Die beiden Gatten sprachen nicht nach meinem Sinn. Ich sehnte mich nach Bär. Ich erwartete Trost und Beistand nur von ihm. Endlich kam er. Er war erhitzt, aufgeregt und sah betrübt aus. Ich warf mich an seinen Hals und weinte. Ich konnte nicht anders. Er drückte mich an seine Brust und sagte blos: „Wir wollen den Muth nicht sinken lassen, nicht Alles verloren geben! Auf Einen Hieb fällt kein Baum."

„Ach, was sollen wir thun?" fragte ich mit einem tiefen Seufzer.

„Jetzt sollen wir nach Hause fahren," antwortete er, „dann wollen wir weiter sprechen. Das Cabriolet ist

unten. Adieu, Jean Jaques! Adieu, meine Schwägerin! Komm, Fanny!"

Im Cabriolet erzählte ich Bär Alles, was zwischen ma chère mère und mir vorgefallen war. Er sagte blos: „hum! . . . . hum! . . . ." Dann saßen wir stumm da. Aber ich wußte, daß er mit mir dachte, und klüger als ich. Es that mir wohl, an seiner Seite schweigend durch den sausenden Wald zu fahren. Das Wetter war in Harmonie mit meiner Gemüthsstimmung. Es war finster geworden und die Zweige der Tannen und Fichten bewegten sich in einer Art wehmüthiger Unruhe.

„Indessen," sagte Bär tröstend, als wir zu Hause waren, „indessen ist doch Eins gewonnen. Dieser gefährliche apathische Zustand ist gebrochen und wird wol dieses Mal nicht wiederkommen. Das ist ein Sieg, der den Weg zu einem andern vorbereiten kann. Wir wollen nicht verzweifeln. Ich werde Bruno morgen sehen."

„Indessen" bin ich an Seele und Herz beengt und weiß Nichts mehr zu sagen.

Fragment eines Briefes von Bruno an Antonio.

Den 3. September.

Was heißt leben? Bedeutungslose Tage ohne Interesse und Lust dahinschleppen, und allmälig zusammensinken, gleich einem von innen faulenden Gebäude? Nein, lieber wünschen, nach einer Zukunft aufzublicken, wenigstens nach einem Morgentag; das heißt leben! Ein Morgentag! — Für mich wird vermuthlich keiner mehr aufgehen. Des Lebens Ströme haben sich von mir weggewendet.

Warum sollte ich in der Wüste stehen bleiben und dürsten? Mutter, Mutter, von der ich verstoßen bin, Du bist es, die meine Welt, mein Herz ausgetrocknet hat. Aber noch diese Nacht will ich mich befreien, will ich Rache trinken. Meine Mutter! Ist es Liebe, ist es Haß zu ihr, wovon ich getrieben werde? Ich weiß es nicht, aber noch diese Nacht will ich vor ihr stehen und die Eisrinde ihres Herzens zersprengen, oder mein Gehirn zersprengen und sie mit meinem Blute bedecken. Ich will in ihrer Brust — Reue wecken. Ich will in ihr Auge eine Thräne heraufrufen, die nie versiegen wird! . . . . Sie will nicht verzeihen . . . . nun wohl, sie soll weinen! Warum sollte ich leben? Für wen? Wofür? Des Lebens wilde Lust habe ich getrunken; sie ekelt mich an. Zu der bessern, reinern ist mir der Weg versperrt — versperrt von meiner Mutter. Bitteres, fluchbringendes Gefühl! Verschlossen ist das Mutterherz — verschlossen für mich dann auch der Himmel — Gottes Schoß; ja es muß so sein, denn alle Bitterkeit der Welt hat sich in meinem Herzen gesammelt. Ich will mich rächen an meiner Mutter! Und dennoch . . . . in diesem finstern Augenblicke schleicht sich in meine Seele ein mildes, erquickendes Gefühl. Serena! Ihr liebes Andenken erweckt es. Sie verstieß mich, aber ich kann ihr nicht zürnen. Sie entsagte meiner Liebe ihrer Pflicht wegen; sie ließ mich allein; aber meine Seele empfindet milde für sie. Das Gefühl thut mir wohl. Ich will ihr nicht wehe thun. Aber als ich sie so fest, so stark sah, da zog sie noch weiter von mir weg. Wie der Stern in einem höhern Licht erbleicht, so erbleichte sie für mich, als sie den Engeln näher kam. Sie kann mich nicht zurückhalten, — der Abstand zwischen uns ist zu weit. Und sollte auch mein Tod sie schmerzen — in ihr weißes Unschuldkleid, in ihren heiligen Tugendschmuck hüllt sie sich und bleibt fest und stille; Gott ist mit ihr. Reiner Engel, Friede mit Dir! Ich durfte Dich nicht an

meine glühende Brust drücken — aber wie Dein Himmel, welcher Dein Erbtheil ist und von welchem ich verbannt bin, wirst Du vielleicht auf mich herabsehen und mein Herz erquicken — denn Niemand erhielt diese Macht so, wie Du. Lebe wohl! Jetzt scheiden sich unsere Wege für immer. Meiner geht abwärts in die dunkle Tiefe, Deiner nach oben zu lichten Höhen. Lebe wohl!

Lebet wohl, meine Träume! . . . . ihr theuern Träume von einem schönern Leben, von Versöhnung nnd Liebe . . . . Lebet auch ihr wohl, ihr sanften, liebenden Gefühle in meiner Seele, die ich geliebt und gepflegt habe, wie den bessern Theil meiner selbst! Und ihr Töne, die ich so manche Nacht erweckt habe, um auf die Fragen meiner Seele zu antworten, um ihre Qualen zu stillen, schlummert, schlummert! Ich werde nicht mehr auf euch horchen. Als ich euch hervorlockte, da hatte ich noch Hoffnung. Jetzt habe ich keine mehr.

Nein, Antonio, ich habe keine Hoffnung. Verzweiflung liegt in der Tiefe der Frage, welche ich noch einmal an das Schicksal stellen will. Antonio, lebe wohl! Dank für Deine Freundschaft; Dank dafür, daß Du mich trotz aller meiner Fehler liebtest. Verzeihe, was ich verbrochen habe, habe Frieden mit mir, wie ich ihn mit Dir habe.

Aber Du, meine Mutter! Mit Dir noch kein Frieden. Noch in dieser Nacht will ich auf Deine Lippen einen Kuß drücken, den des Lebens oder den des Todes. Vergebens entziehst Du Dich — Du wirst ihm nicht entgehen! Höhere Mächte sind mit mir . . . . heute Nacht! . . . .

Franziska W. an Marie L.

Dreizehnter Brief.

Den 4—5. September.

O, Marie, meine liebe Marie, welche Ereignisse, welche Auftritte, welche Verwandlung! Wie eine Nacht Alles umändern kann — aber ich muß Dir Alles von Anfang an erzählen. — Ich habe den Tod in der Nähe gesehen, Marie, den Tod, wild und schrecklich. — Ach, er ist ja noch nahe! Doch ich muß Ordnung in meine Seele und in meine Concepte bringen.

In zwei Tagen seit meiner letzten Unterredung mit ma chère mère hörten wir Nichts von ihr. Am dritten Tage fuhr Bär nach Carlsfors, um zu erfahren, wie es dort stände. Er erfuhr da, daß ma chère mère in einer höchst aufgeregten und unruhigen Gemüthsstimmung gewesen sei. Während der Nächte hatte man sie fast unaufhörlich in ihren Zimmern gehen gehört; bei Tage hatte sie oft heftig geweint. Jetzt war sie jedoch viel ruhiger; sie empfing Bär freundlich, fragte, wie seine Frau sich befände, kam hinaus ins Gesellschaftszimmer zum Thee, und schien allmälig ihr gewohntes Wesen wieder anzunehmen.

Die Erzählung von ma chère mère's Leiden rührte mich. Ich sehnte mich beinahe, sie wieder zu sehen und ein freundliches Wort von ihr zu hören, und ich empfand eine wirkliche Freude, als ich früh am nächsten Morgen — es war am dritten September, — ein kleines freundliches Billet von ihr erhielt, worin sie sagte, daß sie am Vormittage nach der Stadt zu fahren beabsichtige, um verschiedenes „Krimskrams" einzukaufen, und mir den Vorschlag machte, ihr Gesellschaft zu leisten. Wenn ich

einwilligte, wollte sie mich abholen und zum Abend wieder nach Hause bringen.

Ich mußte gerade einige Trichter und ein Sieb kaufen und willigte von ganzem Herzen in den Vorschlag, nachdem ich mit Bär einige Worte gesprochen und ihm einen guten Mittag zu Hause versprochen hatte, obgleich ich ihn denselben nicht verzehren sehen sollte. Bär sah gar nicht verzweifelt aus, umarmte mich und fuhr im Cabriolet nach der Stadt, wo wir einander treffen wollten.

Nicht ohne einige Unruhe und Verlegenheit dachte ich daran, jetzt ma chère mère wiederzusehen. Wie wird es zwischen uns sein nach dem letzten gewaltsamen Auftritt? Was sollte ich sagen? Wie sollte ich aussehen? Von dieser Ungewißheit ward ich befreit, als ma chère mère kam. Sie ging nicht aus dem Wagen, aber als ich zu ihr hinaufstieg, reichte sie mir die Hand mit einer ernsten, aber offenen Miene, zog mich an sich heran, bog meinen Hutschirm auf und küßte mich auf Stirn und Mund mit großer Herzlichkeit. Dies that mir wohl, und seit diesem Augenblick fühlte ich allen Zwang verschwunden. Aber ich war traurig gestimmt. Ma chère mère war still, der Himmel finster, die Luft schwer. Niemand kann sagen, daß unsere Fahrt munter war. Bei der Stelle, wo der Weg nach Ramm hinführt, wandte ma chère mère den Kopf nach der andern Seite hin. Das Herz regte sich in mir bei diesem Zeichen unversöhnlicher Gefühle; allein als ma chère mère nach einer Weile sich mit einer unbedeutenden Frage an mich wandte, ward ich durch ihre unheimliche Blässe betroffen und konnte ihr nicht zürnen, aber ich ward so betrübt, daß ich nahe daran war zu weinen. So kamen wir zur Stadt.

„Du wirst in der Pastorin Rhen einen wahren Wirthschaftsteufel kennen lernen," sagte ma chère mère zu mir bei unserer Ankunft innerhalb des Stadtthores.

Wir stiegen bei der Pastorin Rhen ab, wo ma chère mère jedes Mal, wenn sie in der Stadt ist, eine Art Herberge hat. Man kann die Pastorin Rhen nicht sehen, ohne sogleich zu begreifen, daß sie die Freundlichkeit, Gastfreiheit und Geschwätzigkeit selbst sei, und man kann ihre Tochter Renetta nicht sehen, ohne zu denken, „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm." Man kann ihre Anstalten um ma chère mère nicht sehen, ohne zu merken, daß diese für sie eine große Puissance sei, welche sie zugleich fürchten und lieben. Ihretwegen ward auch ich mit eifriger Herzlichkeit behandelt, und die gute Renetta hätte mich beinahe erwürgt, indem sie mir mit Gewalt den Mantel abziehen wollte, dessen Bänder ich ungeschickterweise in einen Knoten zugezogen hatte.

Die Pastorin Rhen war eine Art Haushälterin bei ma chère mère gewesen, welche sie mit dem Pastor Rhen verlobt und verheirathet hatte, der sich hierin von ma chère mère wie von seinem Schicksale leiten ließ. Ob er es zu bereuen gehabt hat, weiß ich nicht. Die Pastorin war jetzt eine wohlbabende Witwe, welche ihre Ehre und Freude darein setzte, dann und wann die gnädige Frau Generalin bewirthen zu können, von welcher sie schlecht uud recht „Rhen" genannt ward.

Rhen's und Renetta's Freundlichkeit, die netten, saubern Zimmer, zwei kleine schöne Gemälde, Kinder vorstellend, welche mit Thieren spielen, brachten auf mich einen angenehmen Eindruck hervor. Der schöne Smålands-Käse und ein Glas Malaga, welche bald auf einem schneeweißen Tischtuche aufgesetzt wurden, schmeckten vortrefflich. Nach Tische gingen ma chère mère und ich auf unsere Handelswanderung aus. Es war klar geworden; die Luft war angenehm und auch in mir ward es immer klarer und klarer. Es erwachte in meiner Seele ich weiß nicht welche frohe Hoffnung, und als die Sonne durch die Wolken hervorbrach, schien es mir, als ob es auf der Erde kein unheilbares Unglück und

keine unversöhnlichen Herzen geben könne; ich glaubte, daß Alles gut werden würde. Ich bin nun — gute Marie, — so ein Saitenspiel, vielleicht ein allzu beweg liches. Habe mich lieb so wie ich bin! Ich habe Byron lieb, weil er das Herz nennt „a pendulum betwixt a smile and tear."

In der Stadt war viel Leben und viel Treiben. Es war Markttag, und der große Markt voll von Leuten, Wagen und Karren. Es ergötzte mich innerlich, das frohe Gewimmel zu sehen; es freute mich, Bär in der Stadt zu treffen; ich dachte einen Augenblick Zeit zu bekommen, um Serena zu besuchen. Alles kam mir behaglich und belebend vor. Der Geruch von frischem Heu duftete von den Bauerwagen. Hier hob ein Bauer seinen geräucherten Schinken vor die Nase eines geneigten Liebhabers; dort pries ein Mütterchen ihre frische Butter; dort ward das Mohrrübenbündel von der rothen Rübe abgesondert, dessen Gesellschafter es im Grünsachenkorbe gewesen war; dort verkaufte man Birnen für einen Heller das Stück. Es war ein Gesumse von frohen Stimmen, von Geschwätz und Lachen, und zwischen Menschen, Pferden und Wagen schwärmte ein lustiger Flock Sperlinge zwitschernd hie und da auf den Markt herab, pflückte den verschütteten Manna, flog in einem Hui auf, wenn irgend ein schwerfälliger Mensch in ihre leichte Schar hineintrat, und senkte sich unverdrossen wieder herab. Bastante Frauen saßen reihenweise längs den Häusern am Markte mit ihren Mehlkasten, ihren großen Broten, ihren Körben mit Birnen und Backwerk und schalten tüchtig auf die Gassenbuben, welche, indem sie vorbeigingen, sich zuweilen durch naseweise Worte für ihren Mangel an Geld schadlos zu halten suchten. Ein Geist des Muthwillens kam über mich. Vor mir stand ein kleiner, zerlumpter Knabe mit einem guten Gesichte, der mit philosophischem Pfeifen den Reichthum des Marktes betrachtete. Hinter ihm auf einer Treppe stand sein leerer Korb, über welchen ein Netz geworfen war.

Der Korb ward schnell mit Zuckerbirnen gefüllt, und die Alte, welche dieselben verkaufte, hob selbst behutsam das Netz in die Höhe und winkte mir zu, daß sie den Kniff verstände. Der kleine Junge wird sich noch lange darüber verwundern, wie die Birnen dahin gekommen seien. Weiter weg stand ein Pferd an eine Fensterluke gebunden und streckte den magern Kopf nach einiger Halmspreu aus, konnte sie aber nicht erreichen. Ich nahm ein tüchtiges Heubündel aus der Karre, gab es dem Pferde, während ich mich etwas erschrocken nach dem Eigenthümer umsah. Ma chère mère lachte und gab auch ein Heubündel; das Pferd fraß.

„Mütterchen! warum versuchst Du mich mit Deinen schönen Pflaumen? Ich muß eine halbe Metze haben. Schütte sie hier in mein Taschentuch! Aber Geld? Ach, das paßt nicht."

Mütterchen muß in einen Laden gehen und wechseln. „Aber wer wird indessen Birnen und Pflaumen verkaufen?" „Ich!" Die Alte geht und ich setze mich auf ihren Stuhl und verkaufe Obst und nehme Scheidemünze ein. Ich habe keinen schwerern Kunden als ma chère mère, welche viel haben will und unbarmherzig dingt und mich und mein Obst heruntermacht. Ich antworte so gut und so grob wie ich vermag. Endlich kommt Mütterchen mit dem gewechselten Gelde zurück, und so zufrieden wird es mit meiner Verwaltung ihres Eigenthums, daß ich ein Viertelmaß Pflaumen auf den Kauf bekomme.

Du wunderst Dich wol über ma chère mère's Geduld bei allem Diesem. Aber dergleichen ergötzt sie, und eine von den Eigenschaften, welche sie so angenehm für mich machen, ist ihre gute und lustige Weise, auf jeden unschuldigen Scherz einzugehen.

Aber die Zeit verstrich. Die Uhr des Kirchthurmes schlug zwölf. Wir mußten eilen, wenn wir noch vor Mittag mit unserm Handel fertig werden wollten. Ich sah nach allen Pforten und Straßenecken, um Bär zu

entdecken; aber vergebens. Wir gingen in einige Läden, besahen Verschiedenes, kauften aber Nichts. Ma chère mère schalt die Ladenherren wegen ihrer schlechten Waaren; sie suchten die Stimme zu ihrer Vertheidigung zu erheben, sie überstimmte sie aber. Indessen schlug die Uhr eins. Ma chère mère sagte: „Wir dürfen Rhen's Suppe nicht kalt werden lassen!" Wir begaben uns auf den Rückweg, ich ganz verdrießlich, Bär nicht getroffen zu haben. Aber bei der Wanderung durch die R...straße, was erblicke ich da an der Straßenecke, mir tausendmal lieber, als bezauberte Schlösser und mildthätige Feen? Ja — einen breiten, grauen Rücken, unverkennbar den Bär's. Ich sprang leise zu ihm hin, hielt ihn fest und sagte: „Du darfst nicht lose gehen, Du Bär! Jetzt nehme ich Dich fest. Du kommst mit mir!"

„Und speisest mit uns Mittag bei der Pastorin Rhen und fährst erst auf den Nachmittag hinaus," fügte ma chère mère hinzu.

Bär war nicht schwer zu überreden, nahm den Arm seiner kleinen Frau und spazierte mit ihr hin zur Pastorin Rhen, unter Moralpredigten über ihre Anmaßung, Polizei zu agiren. Aber obgleich er scherzte, sah ich doch, daß er nicht froh war.

Rehn und Renetta sprangen geschäftig um den Mittagstisch herum, als wir hereintraten. Als sie Bär erblickten, stürzten sie im Entzücken auf ihn los und die Freude stand bis zum Dache herauf bei den guten, herzlichen Menschen. Wir setzten uns zu Tische. Der Mittag war vortrefflich; mein Appetit ebenso; die Wirthinnen waren dringend und geschwätzig; ich hatte am Vormittage Vergnügen gehabt und wäre jetzt gerne fröhlich gewesen, aber Bär saß da mit einer so ernsten Miene, daß sie mich beengte. Ich sah, daß er Bruno im Kopf und Herzen hatte. Jetzt kam er zu mir, und fort war meine heitere Laune, ja ich machte mir Vorwürfe, daß ich sie hatte haben können. Bär sah ma chère mère oft auf-

merksam und durchdringend an, und ich merkte, daß sie seinem Blicke auszuweichen suchte. Diese Gewalt Bär's über sie machte mir Vergnügen. Aber auf einmal stierte sie ihn mit ihren großen finstern Augen so scharf an, daß er seine kleinen grauen niederschlagen mußte, und ich mußte über dieses Augen-Scharmützel innerlich lächeln.

Gleich nach dem Kaffee verließ uns Bär, um noch einige Patienten zu besuchen; dann wollte er nach Rosenvik hinausfahren. Ich begleitete ihn auf die Flur hinaus, denn in den Zimmern konnte man nicht in Ruhe sein vor Rhen und Renetta. „Bär, Du bist mismuthig, unruhig," sagte ich bekümmert und ergriff seine Hand. „Ich habe Bruno heute gesehen," sagte er, „und fürchte sehr, daß die ganze Sache ein unglückliches Ende nehmen könne!" — „Guter Gott!" rief ich aus. „Ja er helfe!" sagte Bär, „denn hier kann kein Anderer helfen. Bruno scheint irgend einen verzweifelten Versuch machen zu wollen. Was er im Sinne hat, konnte ich nicht ausforschen. Auch wollte ich ihn jetzt nicht mehr davon abhalten, selbst seine Sache auszukämpfen. Was man nicht biegen kann, muß man zuweilen brechen. Aber gehe jetzt hinein, Franziska, gehe hinein! — Heute Abend mehr, heute Abend sehe ich Dich wieder."

Bär's Worte hatten meine Seele ganz aufgeregt, und meine Gefühle waren wol in meinen Mienen sichtbar; denn ma chère mère fragte mich lebhaft, ob ich unwohl wäre, und meine Wirthinnen riefen aus, daß ich so bleich, so bleich wäre. Ich klagte über etwas Schwindel, und in der That ging Alles rund um mich herum.

Die Pastorin Rhen klopfte ans Fenster, öffnete es dann und rief: „Madamchen, Madamchen!" Zwei Herren sahen sich um, und ein Junge kam ans Fenster. „Madame," schrie die Pastorin noch lauter, „Madame Ahl — ja so, es war Madame Follin — hören Sie, Madamchen, hier ist ein Zwei-Banko-Thaler, nehm' Sie den man hübsch und lauf' Sie zu Bergströms und bitt' Sie

sich eine Flasche aus von ihrem besten Eau de Cologne für die Pastorin Rhen. Ein und vierundzwanzig bekomme ich zurück. Danke schönstens, Madamchen!"

Meine Wirthinnen überhäuften mich jetzt mit Güte, Liqueur und Riechwasser, baten mich, mich ans Fenster zu setzen und mich zu zerstreuen, indem ich nach der Straße hinaussähe. Ich dankte ihnen für ihr Wohlwollen, sagte aber, daß die freie Luft mich wol am ehesten gesund machen würde. Ma chère mère erhob sich sogleich und wir gingen aus.

Wir verbrachten mehr als zwei Stunden mit Handel und Wandel in den Läden. Ma chère mère machte mir ein Geschenk, gar zu prächtig für mich, aber das Herzliche in ihrer Absicht und in ihrer Art und Weise machte es mir theuer. Ich kaufte für Bär einige Kleinigkeiten, die er bedurfte, die er aber immer sich anzuschaffen vergaß. Wir hatten versprochen, Thee bei der Pastorin zu trinken. Ma chère mère wollte mich ihn nicht versäumen lassen, und ich sah mit Verdruß, daß ich nicht Zeit haben würde, Serena zu sehen. Auf dem Rückwege zur Pastorin gingen wir über den großen Markt, welcher am Vormittage so lebhaft gewesen war. Jetzt war er öde und blos mit dem Abfall des Handels und den Kindern der Luft bedeckt. Ma chère mère war ungehalten darüber, daß die Besen nicht in Bewegung waren, und versprach, mit dem Bürgermeister darüber zu reden.

Ein einziger Heuwagen stand noch in einer Ecke des Marktes, und um diesen hatte sich eine Menge von Leuten versammelt. Ma chère mère stand still und fragte Jemand, der daher kam, was man dort hätte. „Einen großen Wolf, den man heute geschossen hat," war die Antwort. „Das müssen wir sehen," sagte ma chère mère, ging hin und bahnte sich den Weg durch das Volk, welches, als es sie erkannte, sogleich Platz machte. Ich folgte ihr, wie ein kleines Boot, das auf der Furche nachfolgt, welche die Fregatte hinter läßt. Als wir zum Wagen

kamen, erblickten wir dort einen ungewöhnlich großen und schönen Wolf. Es war ein starkes Gedränge um uns herum, aber ma chère mère legte schützend ihren kräftigen Arm um mich und wandte sich zuweilen an das Volk mit den Worten: „Drängt nicht so!" welche sogleich von mehrern Stimmen wiederholt wurden und uns freiern Raum verschafften. Der Bauer, dem der Wagen gehörte, erzählte auf ma chère mère's Fragen, wie er in der Morgenstunde mit seiner Flinte ausgegangen wäre, und am Waldsaume zwei junge Wölfe an einer Tanne auf der Streu hätte liegen sehen. Er ging näher und legte auf sie an. In demselben Augenblicke sprang mit großem Geheul ihre Mutter aus dem Walde und stellte sich vor sie. Der Schuß ging los, sie fiel und die Jungen liefen in den Wald hinein. Der Jäger eilte zur Wölfin hin; sie kämpfte mit dem Tode; ein zweiter Schuß beendete ihren Kampf, und froh schleppte er seine Beute heim. Ich sah, daß die Zunge des Thieres auf der einen Seite weit heraushing, und als ich etwas davon erwähnte, zeigte mir der Bauer, daß die Zunge beinahe ganz abgebissen war. „Sie hat es wol in der Todesangst gethan," fügte er hinzu. Zum ersten Male fühlte ich Mitleiden mit einem Wolfe. Ich konnte mich nicht enthalten, liebkosend den Kopf des schönen Thieres zu streicheln, indem ich leise sagte: „Gute Mutter!" — „Laß uns gehen, Franziska," sagte ma chère mère kurz, und wir stellten unsern Rückzug auf dieselbe Weise an, wie wir vorgekommen waren. Ma chère mère sah finster aus, und während wir über den Markt gingen, konnte ich nicht unterlassen, aus gerührtem Herzen zu sagen: „Welch' schöne Gefühle können nicht in den Thieren wohnen, welche, wie der Mensch glaubt, doch so tief unter ihm stehen! Eine Wölfin stirbt für ihre Jungen! . . . ."

„Die Jungen der Wölfin," sagte ma chère mère in einem bittern Tone, „hatten ihrer Mutter keinen Kummer verursacht. Sie starb in ihrem Stolze auf sie.

Besser, mit zerbissener Zunge zu sterben, als mit zerrissenem Herzen zu leben."

Wir schwiegen hierauf Beide. Weiterhin kamen wir zu einem kleinen grünen Plan, auf welchem schöne Pappeln ihre zitternden Pyramiden erhoben. Die Sonne vergoldete sie im Hinabsinken und eine Menge kleiner Vögel erfüllte sie mit Gesang. Bänke waren daran hingesetzt, damit die Vorübergehenden den Schatten der Bäume genießen könnten. Auf einer der Bänke saßen zwei Personen, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die eine von diesen war ein älteres Frauenzimmer von einem gutmüthigen Aussehen, dürftig, aber ausgezeichnet sauber gekleidet. Neben ihr saß ein Mann, ebenfalls sauber gekleidet, mit einem langen, bleichen Gesichte, hängender Lippe und der Miene eines Blödsinnigen. Ma chère mère, welche eine gewisse Portion Neugierde besitzt, näherte sich den Beiden. Als wir näher kamen, sahen wir, daß der Mann blind war. „Ist das Ihr Bruder, liebe Frau?" fragte ma chère mère. „Mein Sohn," antwortete die Frau seufzend. „Sohn? Wie alt ist er?" — „25 Jahre." — (Er sah aus, als wäre er funfzig.) „Er ist blind und, wie ich glaube, auch taub?" fuhr ma chère mère fort. — „Blind, taub und stumm," antwortete die Mutter. „Wie lange ist er bereits in diesem Zustande?" — „Seit seiner Geburt." — „Hat er irgend einen Begriff?" — „Das ist mir schwer zu bemerken; man muß ihn führen, füttern, pflegen und hüten wie ein kleines Kind. Aber zuweilen weint und zuweilen lacht er." — „Was ist's, das ihn zum Lachen bringt?" — „Wenn er in die freie Luft hinauskommt, wird er heiter und lacht; auch wenn ich ihn lange liebkose. Gottlob! er kennt mich!" Hierauf begann sie die Wange des Sohns freundlich zu streicheln und ihn auf die Schulter zu klopfen. Er lächelte dabei immer lebendiger, immer froher, und sein Gesicht bekam einen beinahe vernünftigen Ausdruck. „Ist er zuweilen böse?" fragte ich. „Ja, oft; und dann wird er

ganz rasend. Aber er hat doch ein gutes Herz. Er schläft selten des Nachts und pflegt dann zu den Betten seiner Schwesterkinder umherzutappen und nachzufühlen, ob sie wohl zugedeckt sind. Haben sie ihre Decken abgeworfen, so breitet er sie vorsichtig über. Besonders ist er um die kleine Schwestertochter besorgt, und wenn er sie weinen hört, geräth er außer sich."

„Sie müssen ihn also wol im Auge behalten, mehr als alle andern Kinder?"

„Ja, das versteht sich. Sie haben Vernunft, er hat aber nur mich. Ich kann selten von ihm gehen."

In diesem Augenblicke ließ der Taubstumme widrige Töne vernehmen. Es war eine Art Heulen, aber das Geheul wilder Thiere ist gewiß Musik im Vergleich mit diesem. Thränen stürzten aus den blinden Augen und benetzten reichlich das Gesicht, welches im Uebrigen keinen Kummer ausdrückte. Der Arme trocknete sie mit den Händen ab.

„Und dies hat so 25 Jahre gewährt und kann noch länger währen," sagte ma chère mère mit einer Stimme, welche zu erkennen gab, wie tief es ihre Seele ergriff. — „Wird Sie nicht müde, liebe Frau?"

„Nein! mit Gottes Hülfe werde ich nie bei meinem Kinde ermüden, sondern die Stunde geduldig erwarten, wo der Herr uns zu erlösen geruht. Möchte ich nur nicht vor ihm sterben!"

„Wie heißt Sie, liebe Frau?"

„Margaretha Beck, Witwe des Tischlers Beck."

„Guten Abend, Madame Beck. Gott segne Sie! Wir treffen uns wieder." Ma chère mère ging, während sie halblaut vor sich hin sagte: „25 Jahre!"

Ich sagte Nichts, hoffte aber bei mir, daß dieses Ereigniß nicht ohne Frucht für ihr Herz sein würde. Wir gingen eine Weile still und langsam, als ma chère mère hastig aufsah, sich etwas aus dem Sinn zu schlagen schien, und halb vorwurfsvoll, halb munter sagte: „Du

gehst wie eine Schildkröte, Franziska; und damit gehen wir und verträumen die Zeit. Jetzt müssen wir zur Pastorin Rhen eilen und unsern Thee schnell trinken, damit wir nicht im Dunkeln nach Hause zu kommen brauchen." Aber von der Pastorin und ihrem Thee schnell fortzukommen, war unmöglich. Es nahm kein Ende das Darbieten und Aufquälen von Zwiebacken, Kringeln, Theebroten und Pfefferkuchen, und jetzt fing die Pastorin an, auch von der Abendmahlzeit zu reden, und daß sie einzig für diesen Zweck sich einen fetten Puthahn angeschafft hätte, und hoffte, daß die Generalin fürlieb nehmen und ihr nicht den Kummer machen würde, ihre Anrichtung zu verschmähen. Ich erwartete, daß ma chère mère es geradezu abschlagen würde, aber zu meiner großen Verwunderung antwortete sie weder Ja, noch Nein, und als die Pastorin in ihrem Eifer von hellen Abenden, von Mondschein, und ich glaube gar, von Sonnenschein und Nordschein sprach, sagte ma chère mère endlich gleichgültig: „Nun, nun, wir werden sehen!" Die Pastorin nahm dies als Einwilligung, gab Renetta einen Wink und verfügte sich mit ihr in die Küche hinaus. Ich wollte mich gerade an ma chère mère mit meiner Furcht vor dem Dunkel und der Heimreise wenden, als ich gewahr ward, daß sie die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und das Gesicht mit den Händen bedeckend dasaß in einem jener Anfälle von Melancholie, wovon ich so oft hatte reden hören, aber noch nie Augenzeuge gewesen war. Da wollte ich weder noch wagte ich sie zu stören, und wir saßen Beide still und schweigend, bis die Pastorin Rhen mit Licht eintrat, begleitet von Renetta, welche Braten und eingemachte Kirschen hereintrug. Ma chère mère veränderte hierbei ihre Stellung, verblieb aber düster und schweigend. Auch ich war wenig gesprächig, aber die muntre Pastorin kümmerte sich darum nicht. Sie und die Tochter sprachen selbst unaufhörlich, erzählten, fielen einander in die Rede und überschrieen sich gegenseitig. Alle Klätsche-

reien, alle kleine Intriguen der Stadt wurden umgerührt oder in langen Geschichten ausgeführt. Ich konnte nicht umhin, durch einige von diesen belustigt zu werden, und ich mußte mehr als ein Mal sowol über die Erzählung als über den Eifer der Erzählenden lachen, der hierbei immer höher stieg. Ich weiß nicht, ob ma chère mère etwas von allem Diesem hörte. Ihre Sinne schienen mir nach innen gerichtet zu sein. Ich wunderte mich darüber, daß sie dem Puthahne so wohl zusprechen, und zuletzt auch durch einige Kraftworte Rhen's Anrichtung preisen konnte.

Ich war müde von all dem Essen und Geschwätz; ich sehnte mich nach Hause zu meinem Bär und sagte Gottlob! als wir uns in den Wagen setzten. Indessen war es sehr finster geworden, und anstatt uns etwas von dem Licht und Schein zu schenken, welchen die Pastorin uns verheißen hatte, hatte der Himmel einen grauen Wolkenmantel über sich gezogen, welcher auch nicht den geringsten Sternenschimmer hindurchließ. Aber am westlichen Horizonte blitzte es stark und oft, obgleich ohne Donner. Es war ein sogenanntes Wetterleuchten. Ma chère mère nahm die Zügel von dem kleinen Lakaien, der sich hinten auf den Wagen setzte, wo wir ihn bald schnarchen hörten.

Der Abend war warm und ruhig, und diese Fahrt beim Licht der Blitze wäre mir nicht unangenehm gewesen; aber ich war ängstlich gestimmt und außerdem etwas bange, denn die Finsterniß war manchmal so tief, daß man den Weg nicht unterscheiden konnte, und ma chère mère hatte nicht ihre gewöhnliche Wachsamkeit. Sie schien sich in einer aufgeregten Gemüthsstimmung zu befinden und führte oft das Taschentuch vors Gesicht. Diese ihre Bewegung that mir wohl, flößte mir aber Unruhe wegen unserer Fahrt ein. Diese ging jedoch sicher, wenn auch äußerst langsam von Statten, und ungeachtet meiner Furcht, ungeachtet aller unruhigen und ängstlichen Gedanken ward ich bei dem langsamen Fahren und bei dem

leisen Schaukeln des Wagens zuletzt schläfrig. Ich nickte und träumte, ich weiß nicht wie lange, ward aber plötzlich durch einen heftigen Stoß geweckt, den der Wagen an irgend einem Stock oder Stein erhielt. Ich sah mich um. Wir befanden uns in einem finstern und dicken Walde. Mir ward unheimlich zu Muthe; es schien mir, daß wir lange genug gefahren waren, um nun endlich zu Hause zu sein.

„Wir werden doch wol auf dem rechten Wege sein?" sagte ich etwas zweifelnd: „Mir däucht, wir sind schon so lange gefahren. Wenn wir uns nur nicht verirrt haben!"

Bei diesen Worten schien ma chère mère wie aus einem Traume zu erwachen und sagte schnell und wie etwas beleidigt: „Sei nicht unruhig, liebes Kind, wenn ich fahre. Sollten ich und meine Rosse nicht den Weg finden, auf dem wir uns so oft abgearbeitet haben? Wir sind wol an funfzehn Jahre zusammen gefahren, und sind noch nie irre gefahren."

Sie ließ die Pferde die Peitsche fühlen und sie liefen schneller. Ich war ängstlich und glaubte beim Licht des etwas klar gewordenen Himmels, daß Alles um uns fremd und wunderlich aussähe.

„Ich kann nicht begreifen, wo wir sind," sagte ich endlich, außer Stand meine Unruhe zu verbergen. „Ich kann mich gar nicht wiedererkennen. Einen so hohen und dicken Wald gibt 'es gar nicht in der Nähe von Carlsfors."

„Sei keine Närrin, Franziska!" sagte ma chère mère aufgebracht, „und sieh nicht Gespenster, da wo keine sind! Des Nachts erscheint der Wald doppelt so hoch und dick wie am Tage. Ich kann nicht genau sehen, wo wir sind, aber ich merke, daß meine Thiere das Haus und den Stall wittern. So laufen sie nur, wenn sie Carlsfors nahe sind, und höre, wie sie schnauben! Sieh, sind wir nicht in der großen Allee! Ja gewiß, wir sind gleich

da. Es däucht mir, als sähe ich das Haus dort schimmern."

Wir waren jetzt wirklich in einer Allee; ma chère mère beeilte den Lauf der Pferde, und sie flogen mit jeder Minute schneller vorwärts. Jetzt kam ein großer, großer Blitz, der mehrere Secunden anhielt, und bei seinem Licht stieg gleich einem gigantischen Gespenste ein großes und düsteres Haus aus der Nacht auf, nicht Carlsfors, sondern — Ramm. Ramm mit seiner finstern Façade, seinen großen Flügeln lag vor uns im Blitzesscheine. Es streckte uns gleichsam drohende Arme entgegen, und immer näher und näher wurden wir mit jedem Augenblicke gezogen.

Ich sah mit Schrecken auf ma chère mère. Sie saß wie versteinert. Der Blick war starr und stierend. Die Hand, welche die Zügel hielt, sank herab. Jetzt war Alles wieder Nacht, aber blos für wenige Secunden. Wieder kam ein Blitz, so groß, so stark, daß Bäume, Gebüsche und Häuser in Flammen standen. In diesem Augenblicke stand eine hohe, finstere Figur plötzlich vor uns. Die Pferde, erschreckt und von keiner lenkenden Hand mehr zurückgehalten, warfen sich nach rechts, nach links, und über Grasplan und Buschwerk flogen sie zum See hinab, der beim Blitzscheine klar zwischen den Bäumen schimmerte.

Mit convulsivischer Heftigkeit suchte ma chère mère die Zügel an sich zu reißen, die ihrer Hand entfallen waren. „Hülfe! Hülfe!" schrie ich aus allen Kräften meiner Verzweiflung. Da stürzte Jemand vor die Pferde und ergriff ihre Zügel. Ich sah diese sich aufrichten, sah einen Mann mit ihnen ringen; — beim Licht unaufhörlicher Blitze erkannte ich Bruno. Ich sah ihn von den Pferden niedergeworfen werden, es schien mir, als gingen sie über seinen Körper. Mehr sah ich nicht, — ich verlor das Bewußtsein.

Als ich wieder erwachte, fand ich mich in ma chère

mère's Armen, ich erblickte über mir ihr bleiches Antlitz; es hatte einen Ausdruck von Angst und Zärtlichkeit, den ich nie vergessen werden. „Gott sei gelobt, sie erholt sich!" sagte ma chère mère und drückte einen mütterlichen Kuß auf meine Stirn. Eine hohe Rotunda wölbte sich über uns, von oben herab durch eine Lampe erhellt. Ein großes und sehr dunkles Frauenzimmer, welches ich früher nie gesehen hatte, befand sich noch in meiner Nähe und reichte mir ein starkes Riechwasser. Meine Sinne waren nicht klar und ich konnte in mein Gedächtniß nicht zurückrufen, was sich soeben ereignet hatte, aber in diesem Dunkel in Gedanken und Blick suchte ich Bruno. Im dunkelsten Theil des Zimmers stand . . . . war es ein blutiges Gespenst, welches meine erschreckte Phantasie heraufbeschworen hatte? war es eine wirkliche Menschengestalt? Meine Augen stierten forschend darauf. Es trat vor — es war Bruno — aber, mein Gott, wie sah er aus? Blut strömte über seine Stirn und auf seine entblößte Brust hinab, die Kleider waren zerfetzt, die Wangen todtenbleich; wilde Unruhe brannte in den Augen, in den zusammengezogenen Augenbrauen schienen Blitze sich zu bergen und feste Entschlossenheit hatte die Lippen zusammengepreßt. Er näherte sich uns. Auf einen Wink von ihm entfernte sich das fremde Frauenzimmer, und wir Drei waren jetzt allein. Ich machte mich los aus ma chère mère's Armen und richtete mich empor auf dem Sopha. Meine ganze Besinnung war zurückgekehrt; meine Seele war in der heftigsten Spannung und mit einer unbeschreiblichen Angst betrachtete ich Mutter und Sohn, welche einander gegenüberstanden Angesicht gegen Angesicht. Einen Augenblick schwiegen sie Beide. Ihre Blicke schienen einander durchdringen zu wollen. Ma chère mère schien von einem wilden Erstaunen betroffen zu sein, sie wich einen Schritt zurück. Bruno ging einen Schritt vorwärts und sprach langsam und wie mit erstarrter Zunge: „Ihr seit gerettet. Gott sei gepriesen! Und mir bleibt nur übrig, zu

sterben oder Verzeihung zu gewinnen. — Meine Mutter, meine Mutter!" rief er auf einmal aus mit einer Stimme, als hätte ein Engel Gefühle und Zunge gelöst, indem er mit einem herzzerreißenden Ausdruck niedersank und ihre Kniee umfaßte. „Meine Mutter! willst Du nicht verzeihen, willst Du Deinen Sohn nicht segnen? Nimm den Fluch von meiner Stirne! Meine Mutter, ich habe viel gelitten. Ich bin friedlos umhergeirrt; friedlos bin ich noch, friedlos für immer, wenn ich von Deiner Brust verstoßen werde. Ich habe gelitten, ich habe bereut .... ich kann, ich will versöhnen. Aber dann mußt Du verzeihen, dann mußt Du mich segnen, meine Mutter. Mutter, nimm den Fluch fort! Lege einen Segen auf mein Haupt. Mutter, willst Du das Blut nicht stillen, das Deinetwegen strömt? Siehst Du, Mutter!" — und Bruno erhob seine blutigen Haarlocken, wodurch tiefe Wunden, aus denen das Blut fluthete, sichtbar wurden — „siehst Du, Mutter! wenn Du Deine Hand nicht segnend hieher legen willst, so schwöre ich bei Gott, daß dieser Blutstrom nie aufhören soll, als bis er mit meinem Leben davongeronnen ist und mich ins Grab gesenkt hat, auf welches allein Du Deine Verzeihung legen willst. Dort, erst dort werde ich Frieden finden. O Mutter! war denn ein Fehler, in jungen, wilden Jahren begangen, so unverzeihlich? Kann nicht ein späteres Leben in Tugend und Liebe versöhnen? Mutter, verstoß mich nicht! Laß Deines Sohnes Stimme zu Deinem Herzen dringen! Schenke ihm Verzeihung, volle Verzeihung!"

Von meinen Gefühlen überwältigt warf ich mich neben Bruno auf die Kniee und rief: „Verzeihung Verzeihung!"

Was während dieser Zeit in ma chère mère vorging, weiß ich nicht. Es sah aus wie ein Streit auf Leben und Tod. Sie rührte sich nicht; mit einem starren, unbeweglichen Blick sah sie auf den Knieenden, und Zuckungen flogen über ihre bleichen Lippen. Aber als seine

Stimme schwieg, da erhob sie die Hand und drückte sie heftig gegen ihr Herz. „Mein Sohn?! O!“ .... sagte sie mit dumpfer Stimme; sie seufzte tief, ihr Gesicht ward gelb, ihre Augen schlossen sich, sie schwankte und würde zu Boden gesunken sein, wenn nicht Bruno sich rasch erhoben und sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Er stand einen Augenblick still, die Mutter an seine Brust gedrückt, und blickte auf ihr Angesicht, über welches der Tod seine schauerliche Ruhe gegossen hatte. „So ist es dennoch geschehen“ — sprach er in einer stillen Verwirrung, „so ist es dennoch geschehen, daß wir vereint sind, Mutter; — daß Du an der Brust Deines Sohnes ruhest und er an der Deinigen! Du bist bleich, meine Mutter, aber ruhig und gut siehst Du aus — gut wie Gottes Versöhnung. So sah ich Dich nicht das letzte Mal. Aber die Stunde des Zorns ist vorüber — ist es nicht so, meine Mutter? Das Grab hat sich geöffnet und wir gehen dort ein versöhnt und Herz an Herz; eins in meiner letzten Stunde, wie wir eins waren bei meinem ersten Seufzer!“ Und er küßte ihre blassen Lippen und Wangen mit heftiger Zärtlichkeit.

„Bruno! Bruno!“ sagte ich bittend und faßte weinend seinen Arm. „Bruno, Sie tödten Ihre Mutter und sich selbst, wenn Sie auf diese Weise verfahren. Kommen Sie, wir wollen sie auf ein Bett legen. Wir müssen suchen, ihre Besinnung zurückzurufen; und wir müssen Sie verbinden.“

Bruno antwortete Nichts, sondern nahm die Mutter in seine Arme und trug sie in ein anderes Zimmer, wo er sie leise auf ein Bett niederlegte. „Hagar!“ rief er, und das lange, dunkle Frauenzimmer trat sogleich herein. Sie warf sich ihm zu Füßen, küßte weinend seine Hände und sprach heftig und bittend zu ihm in einer Sprache, die ich nicht verstand. Er stieß sie mit Härte von sich und ich verstand, daß er ihr befahl, sich mit ma chère mère zu beschäftigen. Sie gehorchte schluchzend. Ich

sah, daß Bruno schwankte und sich an die Wand stützte. Ich ging zu ihm.

„Bruno!" sagte ich, „um Ihrer Mutter willen, denken Sie an sich selbst. Sie müssen sich niederlegen; Sie müssen sich verbinden lassen."

Er faßte ein leichtes Sopha und zog es so hervor, daß es dem Bette, worauf seine Mutter lag, gerade gegenüber stand, und warf sich darauf nieder. Sein Kopf lag nach derselben Seite wie der ihrige und sein Blick war auf sie gerichtet. Hagar und ich standen zwischen ihnen. Auf gebrochen Schwedisch und in heftiger Gemüthsbewegung sagte Hagar zu mir: „Verbinden, verbinden Sie ihn, sonst stirbt er."

Ich legte ein Tuch zusammen, benetzte es mit kaltem Wasser und sagte zu Bruno: „Um Ihrer Mutter willen lassen Sie sich verbinden, so gut ich's vermag. Sie werden sich sonst verbluten." Ich wollte mich ans Werk machen, aber er hielt meine Hand zurück und sagte mit einem Tone, dessen Strenge sehr an die Mutter erinnerte: „Es darf nicht geschehen. Sie hat noch nicht verziehen, mich noch nicht gesegnet. Das Blut soll nicht eher gestillt werden. Ich habe es geschworen."

Bruno zu überreden, war nicht denkbar. Ich verwendete daher alle meine Sorgfalt auf ma chère mère. Aber lange waren alle meine Bemühungen, ihr Bewußtsein zurückzurufen, vergebens. Ein Augenblick unbeschreiblicher Angst verfloß. Ich fürchtete jetzt wirklich, daß Mutter und Sohn einander ins Grab folgen würden.

„Wenn man ihr zur Ader lassen könnte!" sagte ich. „Das kann geschehen!" erwiderte Hagar und lief hinaus. Fast in demselben Augenblick schlug ma chère mère klar die Augen auf und heftete sie scharf auf mich. „Wo ist er?" fragte sie heftig. „Ich habe nicht geträumt!"

„Er ist hier," antwortete ich; „er ist nahe, er verblutet, indem er auf den Segen seiner Mutter wartet."

„Wo ist er?" fragte sie noch einmal. Ich stand ne-

den ihrem Kopfkissen, ich stand zwischen Mutter und Sohn; anstatt auf ihre Frage zu antworten, zog ich mich zurück, und ihre Blicke begegneten einander. Ein Strahl göttlichen Lichtes, unaussprechlicher Liebe brach aus diesen hervor — in ihnen verschmolzen ihre Seelen.

Sie erhob sich rasch und streckte ihre Hand aus, während sie mit dem vollen Ausdruck des Muttergefühls sagte:

„Mein Sohn, komm hieher! Ich will Dich segnen!"

Er stand auf. Der große riesenhafte Mann schwankte wie ein Kind und sank auf die Kniee vor dem Bette der Mutter. Sie legte ihre Hände auf sein blutiges Haupt und sprach mit starker Stimme und tiefer Feierlichkeit:

„Ich nehme den Fluch weg, den ich einst auf das Haupt meines Sohnes gelegt habe. Ich schenke ihm meine volle Verzeihung. Mag der Mann versöhnen, was der Jüngling verbrach. Das Verflossene sei, als wäre es nicht geschehen. Ich erkenne, daß ich jetzt meinem Sohne für mein Leben zu danken habe, und bitte Gott den Allmächtigen, Dich, meinen Sohn Bruno Mansfelt, so zu segnen, wie ich Dich jetzt segne. Amen!" Und jetzt öffnete sie ihm ihre Arme; er schlang um sie die seinigen; Brust schloß sich an Brust, Lippe drückte sich an Lippe; sie hielten einander in einer langen, festen Umarmung. Jeder Athemzug schien voll Versöhnung, voll Liebe und Seligkeit zu sein. Funfzehn Jahre bitterer Qualen waren in diesem Augenblicke vergessen und vergütet. Ich stand neben ihnen und weinte vor Freude und Dankbarkeit.

Hagar's Zurückkunft unterbrach diesen Augenblick reiner Entzückung. Bruno küßte noch einmal mit tiefer Liebe die Hände seiner Mutter, dann erhob er sich und rief froh aus: „Verbinde mich jetzt! Stille das Blut! Ich habe den Segen meiner Mutter!"

Er setzte sich hin, ließ Alles mit sich machen, was man wollte, und war gut und stille wie ein freundliches Kind. Hagar pflegte seiner mit großer Geschick-

lichkeit, und es glückte ihr, den Blutfluß einigermaßen zu hemmen.

Indessen verschaffte ich mir Schreibmaterialien und beeilte mich, ein Billet an Bär zu schreiben, um ihn von Dem, was sich ereignet hatte, in Kenntniß zu setzen. Das ganze Haus war jetzt in Bewegung, und es ward mir leicht, einen Boten zu erhalten, der sich sogleich auf den Seeweg nach Rosenvik aufmachte.

Sodann ging ich wieder zu den Versöhnten. Bruno war verbunden. Er war sehr blaß, aber still und sein Gesicht hatte einen Ausdruck von Ruhe und Glückseligkeit, den ich zum ersten Male dort sah. Ma chère mère hingegen schien mir gewaltsam aufgeregt, obgleich sie ruhig zu sein suchte. Ihr ganzer Körper zitterte, wie von einem gewaltigen Frost, aber die Augen waren mild und zärtlich. Sie wandte die Augen beinahe nicht von ihrem Sohne weg.

„Hört jetzt, um was ich Euch zu bitten habe!" sagte ich zu ihnen Beiden: „Wenn Ihr für einander leben wollt, so müßt Ihr eine kurze Zeit getrennt sein, und muß Jedes für sich einige Ruhe genießen. Bruno, wollen Sie sich nicht ins nächste Zimmer begleiten lassen? Will ma chère mère nicht Ihrer Franziska willfahren?"

Aber ma chère mère antwortete: „Wer weiß, wie lange Mutter und Sohn noch zu leben haben. Es kann bald vorüber sein. Trenne uns nicht!"

„Trenne uns nicht!" wiederholte Bruno mit matter Stimme.

„Wenigstens müssen Sie etwas Stillendes einnehmen. Warum wollen Sie nicht für einander leben?"

Hagar setzte eine Flasche Opium in meine Hände. Ma chère mère weigerte sich, etwas zu nehmen. Aber Bruno nahm selbst die Flasche aus meiner Hand, setzte sie an den Mund und trank. Er muß an dieses betäubende Mittel gewöhnt sein.

„Ich bin gerne allein mit meinem Sohne," sagte hierauf ma chère mère. „Wenn er einschläft, werde ich über ihn wachen. Ich habe es früher gethan, und in diesem selben Zimmer. Du, Franziska, bedarfst der Ruhe. Geh, mein Kind, und versuche zu schlafen. Aber höre .... laß erst nachsehen, daß meine Braunen wohl gepflegt werden. Einen größern Dienst als heute Nacht haben sie mir in diesen funfzehn Jahren nicht erzeigt. Thue es, Franziska. Gute Nacht, mein liebes Kind!"

Ich ging hinaus und vollführte, was ma chère mère mir anempfohlen hatte. Die Pferde fraßen Hafer im Stalle; der kleine Lasse saß in der Küche mit einem großen Butterbrot in der Hand. Von ihm hörte ich eine lange und unklare Erzählung: wie der Wagen nahe daran gewesen im See unterzugehen, wie der fremde Herr so übel von den Pferden mitgenommen worden sei, aber doch Macht über sie erhalten hätte, wie ma chère mère mich ins Haus hinaufgetragen hätte u. s. w. Nachdem ich dies Alles gehört hatte, ließ ich mir eine Tasse Kaffee geben und bat, daß man auch eine für ma chère mère, welche den Kaffee liebt, hinauftragen möchte.

Erquickt durch das warme, belebende Getränk ging ich — nicht zur Ruhe, nein! ich war dazu zu aufgeregt, zu unruhig und fühlte eine unbeschreibliche Begierde, die freie Luft einzuathmen, Gottes Himmel zu sehen.

Ich sah ihn. Ich glaubte, ihn nie schöner gesehen zu haben. Ach, er wölbte sich jetzt über versöhnte und glückliche Herzen. Er war trübe, aber durch die dünn werdenden Wolken glänzte das freundliche Blau, und die Luft war unbeschreiblich rein und mild. Ich setzte mich auf eine Stufe der großen steinernen Treppe und sah den Morgen heranbrechen und dachte an die Versöhnten. Rothe Flammen flogen vom Horizont auf und färbten die grauen Wolken; diese spiegelten sich erröthend im See, und in dem düstern Hause wurde Fenster nach Fenster illuminirt, wie mit blutgefärbtem Lichte, beim Brand der Morgenröthe.

Ein lauer Wind fuhr säuselnd durch die hohen Eichen und beugte die Wipfel derselben. Uebrigens war Alles still. So saß ich lange, hatte viel Genuß, dachte viel, durchlebte viel in diesen Augenblicken. Noch nie war mir das Leben so schön und bedeutungsvoll erschienen, noch nie hatte ich inniger geliebt, zuversichtlicher geglaubt an die Wirksamkeit göttlicher Kräfte im Leben, noch nie hatte ich heher gelebt, als in dieser Stunde. Ich werde sie niemals vergessen. Ich dachte an Bär mit Zärtlichkeit und Stolz. Ich fühlte mich glücklich für ihn zu leben. Ich dachte an die Zukunft, und wunderbare Gefühle — Ahnungen voll von Freude und Schmerz stiegen in meiner Seele auf . . . . später werde ich vielleicht mehr davon sagen.

Eines Gehenden Schritte ließen sich auf der Treppe hinter mir hören; ich wandte mich um und erblickte Hagar, welche mit einem Ausdruck großer Angst, die Hände über der Brust gekreuzt, sich mir näherte und in ihrem gebrochenen Schwedisch fragte: „Was glauben Sie, wird er leben? — Sagen, o sagen Sie, daß er leben werde!"

„Ich glaube, ich hoffe es," antwortete ich. „Mein Mann ist Arzt, kommt bald hierher, und wird ihm seine Sorgfalt widmen."

Hagar verließ mich, schlang ihre nackten Arme um einen der Granitpfeiler am Peristylium und drückte an diesen ihre Stirne. Als sie einen Angenblick so gestanden hatte, erhob sie den Kopf und sah nach Osten, wo die Morgenröthe jetzt in aller ihrer Pracht flammte Ich hatte Hagar früher nicht aufmerksam betrachtet; ich that es jetzt und ward durch ihre Schönheit überrascht. Sie war nicht mehr jung, und die Züge waren gar zu stark, aber sie waren von der reinsten Form; die üppigen, großen Lippen erinnerten nur gar zu sehr an den charakteristischen und nach meinem Geschmack unbehaglichen Zug der hebräischen Gesichtsbildung. Die dunkle Gesichtsfarbe war jetzt verklärt von den Flammen der Morgenröthe; das schwarze,

unbedeckte Haar fiel nachlässig auf die Schultern herab. Ich vergaß einen Augenblick alles Andere bei der Betrachtung dieser Gestalt, die mit dem Granitpfeiler zusammengewachsen zu sein schien. Der Ausdruck des Gesichtes war voll von Leidenschaft und Schmerz.

Nach einigen Augenblicken verließ Hagar ihre Stellung und näherte sich mir. „Glauben Sie," fragte sie, indem sie ihren Arm gen Osten ausstreckte, „glauben Sie, daß Der, der das Licht aufgehen läßt, auch die Gebete der Menschen hört?"

„Ja, ich glaube es!" antwortete ich mit ruhiger Zuversicht.

„Und sie erfüllt?"

„Wenn sie von reinem Herzen ausgehen und er sie in seiner Weisheit für gut findet."

Hagar schwieg einen Augenblick, beugte das Haupt herab und sagte: „Wenn Sie ein reines Herz haben, so beten Sie für ihn, der drinnen blutet! Beten Sie, daß er leben möge!"

„Sie hegen warme Theilnahme für ihn" — sagte ich, nicht ohne Neugierde — „Sie sind vielleicht nahe mit ihm verwandt, oder . . . ."

Sie warf einen durchdringenden Blick auf mich und sagte darauf mit einem Ausdruck voll Stolz und Schmerz: „Hagar war eine Dienstmagd. Eine Zeit ward sie von ihrem Herrn geliebt, und sie verließ seinetwegen Alles und zog mit ihm fort in fremde, kalte Länder — dann verstieß er sie, eines andern Weibes wegen, aber ihr Herz war ihm getreu, und in der Wüste, wohin sie ausgestoßen ward, betete sie für ihn zum Herrn der Himmel."

„Hagar," begann ich wieder, „war nicht allein in der Wüste. Als sie in ihrem Kummer sich an Gott wandte, ließ er eine Quelle frischen Wassers für sie aufsprudeln."

Hagar schüttelte kummervoll zweifelnd den Kopf, legte den Finger auf den Mund, indem sie mit der andern Hand auf das Haus zeigte, und verließ mich schnell.

Ich war im Begriffe, ihr zu folgen, denn ich fühlte, daß die Luft jetzt kühler zu werden anfing; aber ich blieb stehen — denn, denn — was glaubst Du wol gewahrte ich jetzt in der Allee wippend und einhertrottend auf einem keuchenden Traber, durch den Wald flatternd gleich einem großen Lederlappen? Niemand anders als meinen eignen, guten, ersehnten Bären?! Ich wagte kaum meinen Augen zu trauen, denn unmöglich konnte der Bote schon angelangt sein; außerdem warum kam er so elendig geritten und nicht ganz ruhig auf einem Boote über den See? Ich war nahe daran, daß Zeugniß meiner eignen Augen zu verleugnen, aber er kam immer näher; ich konnte unmöglich länger zweifeln; er stieg vom Pferde, und ich flog ihm entgegen, wie er mir.

„Bist Du wirklich mein eigner Bär, und kein Lederlappen?!" rief ich aus, indem ich ihn mit Entzücken umarmte.

„Bist Du wirklich meine eigne Frau, und keine halbtolle Mondscheins-Prinzessin, welche da sitzt . . . ."

„Ach Bär, wir haben nicht Zeit zu scherzen! Sage, wie kommst Du hierher? Weißt Du, was vorgefallen ist? Hast Du mein Billet erhalten? Aber warum kommst Du zu Pferde? Wie warm Du bist! Ach komm hinein, Bär, und ich werde Dir Alles sagen und Alles von Dir hören!"

„Mein süßes Kind — Du hast zuweilen einen so schrecklichen flux de bouche — nun Gott sei gepriesen, daß Du lebst und Sprache im Munde hast!" und mit Thränen in seinen redlichen Augen hielt mich der gute Mann lange an seine Brust gedrückt.

Während wir hinaufgingen, erzählte ich kurz, wie es hier stünde, und erfuhr von Bär, wie er hieher gekommen. Er war über mein langes Ausbleiben unruhig worden, fürchtete, daß ein Unglück geschehen sei, und da das Cabriolet entzwei gegangen war, so machte er sich zu Pferde auf den Weg zur Stadt, wie ein Ritter Don

Quixote, um seine Dulcinea aufzusuchen. Auf dem Wege begegnete er einem Diener von Ramm, der auch ein Geschäft in der Stadt hatte, und erfuhr von diesem, daß ma chère mère sich hier befände und daß ein gewisses anderes Frauenzimmer auch hier und beim Leben wäre. „Mehr hörte ich nicht," so schloß Bär seine Erzählung — „ich gab dem Grauen die Peitsche und — hier bin ich jetzt!" Wir umarmten einander aufs Neue in unserer Freude über die doppelte Wiedervereinigung, und Bär ging hinein zu den Kranken.

Ich folgte ihm nicht, sondern ging, um mich in der Küche heimisch zu machen und ein stärkendes Frühstück für meinen Bär zu bestellen. Die guten Leute fanden sich recht wohl darein, mir zu gehorchen, und in einer halben Stunde hatte ich im Saale einen Tisch in Ordnung mit warmem Kaffee, Butter und Brot, sowie einen Teller mit vortrefflichem, rauchendem Beefsteak. Der Mund wässerte mir für Bär's Rechnung.

Während ich am Tische geschäftig war, kam der gute Mann herein mit einer blassen, ernsten, aber doch zufriedenen Miene.

„Nun, wie steht's?" fragte ich athemlos, indem ich ihm entgegenging. „Aber nein! — sage Nichts; setze Dich erst und iß — nur ein Wort, steht es gut oder schlecht?"

„Mit Bruno — gut, hoffe ich. Der Blutverlust ist groß, die Wunden sind tief, aber, so viel ich jetzt bemerken kann, nicht gefährlich. Mit ma chère mère geht es nicht gut, wenigstens jetzt nicht. Aber es kann werden. Ich glaube, Du kannst hineingehen, Fanny. Ich will unterdeß einen Boten nach der Stadt expediren, um Verschiedenes holen zu lassen."

„Und der Kaffee? und das Beefsteak?" rief ich bestürzt aus.

„Daran darf ich jetzt nicht denken," rief Bär aus und eilte aus dem Zimmer, mit einem Blicke auf das

Beefsteak, als hätte der Teufel selbst in ihm Fleisch und Blut angenommen, um ihn zu versuchen. Ich deckte seufzend einen Teller über das arme Beefsteak und ging hinein zu ma chère mère. Als ich hineinkam, sah ich mit Erstaunen, wie Bär darinnen gehaust hatte. Was ich mit Bitten vergebens auszuwirken gesucht, das hatte jetzt Bär eigenmächtig bewerkstelligt. Bruno war in das zunächst an ma chère mère's Zimmer angrenzende Gemach gebracht worden. Hagar war bei ihm. Die Thüre zwischen den Zimmern stand offen. Ma chère mère lag allein. Als ich hineinkam, reichte sie mir die Hand, zog mich an sich und umarmte mich mit einer Zärtlichkeit, die mich tief rührte. „Franziska," sagte sie, „der Herr hat mein Herz verwandelt. Früher war es so finster, so wunderlich; jetzt fühle ich es so lieblich und hell. Wunderbar sind die Wege des Herrn! Wer ergründet sie? Wer klimmt hinauf in Gottes Rathsstube? Ich habe also wieder einen Sohn, Franziska! Ich bin nicht kinderlos. Bruno wird wieder gut machen, was er verbrochen hat. Er wird seiner Mutter und seinem Lande noch Ehre machen. Die Bibel hat recht: Ein Mensch kann volle sieben Reisen fallen, und wieder aufstehen. Franziska! und er war mir so nahe so lange Zeit und ich wußte es nicht! Meine Sinne waren erblindet und mein Herz versperrt. Aber des Herrn Hand hat die Schleuse geöffnet. — Dein Mann, Franziska, hat seine Tyrannei hier getrieben und ich habe ihn gewähren lassen, weil er sagte, daß er sonst für Bruno's Leben nicht stehen könnte. Aber heute noch will ich meinen Sohn sehen. Niemand gedenke das zu verhindern. Ich will ihn sehen. Wer weiß, wie lange ich ihn hier auf Erden sehen darf?!"

„Lange, recht lange, hoffe ich, wenn ma chère mère Alles thun will, was Bär vorschreibt."

„Seht 'mal an! wie die gute Frau ihren Mann preist und ihn für allmächtig hält! Der Herr thut doch, wie Ihm gefällt, Franziska!"

„Fühlen Sie sich krank, Mutter?“ fragte ich zärtlich und unruhig.

„Nein — nicht krank; aber ich fühle mich so wunderlich. Ich habe keine Kraft in den Beinen — kann nicht aufstehen. Es ist ein Kampf, eine Bewegung in mir; es kommt mir vor, als ob es zum Tode ginge. Des Herrn Wille geschehe! Ich habe doch meinen Sohn segnen dürfen, und er wird meine Augen zudrücken. Ich kann in Frieden sterben.“

„Mutter, Sie werden nicht sterben, nein, nein!“ rief ich eifrig aus. „Folgen Sie nur in Allem Bär's Vorschriften!“

Ma chère mère machte lächelnd eine Art verächtlicher Bewegung mit der Hand und lag still da, die Augen nach der Thüre zu Bruno's Zimmer gerichtet.

So froh ich über ma chère mère's Gemüthsstimmung war, so unruhig war ich über ihren Gesundheitszustand. Sie schien mir sehr fieberhaft, und es lag etwas sonderbar Stierendes und Trockenes im Blicke. Die starken Ausbrüche von Thränen, welche bei ihr auf starke Gemüthserschütterungen zu folgen pflegen, waren diesmal ganz ausgeblieben. Der Sturm hatte sich gänzlich nach innen gewandt.

„Geh und sieh, ob er schläft,“ sagte ma chère mère, auf Bruno's Zimmer zeigend.

Ich ging. Bruno lag wirklich in einem stillen Schlummer. Er war sehr bleich, schien mir aber schöner als je. Die so oft zusammengezogenen Augenbrauen hatten sich gesondert und zogen in milden Linien über die großen Augengewölbe. Eine Thräne glänzte klar auf seiner farblosen Wange. Ihm gerade gegenüber, den Arm auf den Bettpfosten gestützt und den Kopf auf die Hand, stand Hagar, den Blick unablässig auf sein Gesicht geheftet. Die reichen, schwarzen Locken fielen über ihren Arm hinab und ließen mich nur das Profil ihres Gesichts sehen. Noch einmal mußte ich die orientalische und regel-

mäßige Schönheit desselben bewundern. Hagar sah mich nicht und leise kehrte ich zu ma chère mère zurück.

„Er schläft," sagte ich.

„Der Himmel segne seinen Schlaf!" erwiderte sie.

Kurz darauf hörte ich etwas im Saale scharren, und mit dem Gedanken an Bär, bat ich ma chère mère, sie einen Augenblick verlassen zu dürfen.

Richtig fand ich meinen Bär im Saale, der sich über das Frühstück hergemacht hatte, aber doch nicht so sehr damit beschäftigt war, um mich nicht gewahr zu werden und mir herzlich die Hand zu reichen. Ich setzte mich neben den guten Mann, sah ihn sein Frühstück verzehren und freute mich über seinen köstlichen Appetit. Als der erste Eifer desselben gestillt war, begann ich mit etwas mehr Ausführlichkeit die Ereignisse der Nacht zu erzählen. Um die Wahrheit zu sagen, schien es mir, als ob ich während dieser Nacht in vielen Stücken mich wie eine halbe Heldin benommen hätte, und ich wollte, daß Bär dies richtig konstatiren möchte; denn es that mir noth, von ihm mich etwas loben zu hören. Er war indessen zur Verzweiflung stumm und machte nur zuweilen abscheuliche Grimassen, welche, wie ich vermuthete, als Bollwerke dienen sollten, um keine Thränen hineinfallen zu lassen. Bei der Erzählung von der Versöhnung wurden sie jedoch gesprengt. Zwei große Thränen fielen hinab und verdünnten die Beefsteaks-Sauce. Ich hielt dazwischen immer etwas ein, um dem guten Manne Gelegenheit zu geben, über seine Frau in Extase zu gerathen. Ich hörte jedoch Nichts. Aber als ich zu meiner Opium-Eingebung kam, brach er plötzlich los:

„Na, das war das Tollste von Allem zusammen! Opium Jemandem, der vor Mattigkeit stirbt!"

Ich war wie aus den Wolken gefallen. Ich saß mit offenem Munde und konnte nicht sprechen.

„Nein, doch nicht das Tollste," brummte Bär weiter; „das Allerverrückteste ist, daß ein verheirathetes, dreißig-

jähriges Frauenzimmer, von dem man mehr Vernunft erwarten sollte, sich mitten in der Nacht auf eine Steintreppe in der freien Luft hinsetzt, wie ein toller Mensch . . . ."

O, Du allerabscheulichster aller Bären!" unterbrach ich ihn endlich und bekam meine Sprache wieder, „jedes Wort, das Du sprichst, ist erlogen. Erstens, bin ich kein dreißigjähriges Frauenzimmer, fürs zweite . . . ."

„Fürs zweite, dritte, letzte" schrie Bär, indem er mich umarmte, „bist Du mein eignes Weib, und ich verspreche Dir, daß, wenn es sich noch einmal ereignet, daß Du so unvernünftig bist, ich ernstlich böse werde."

Hast Du je so etwas gehört, Maria? Ich meinerseits war so überrasch bei einer solchen Umkehrung aller meiner Hoffnungen auf Lob, daß ich ganz aus dem Concepte fiel und still schwieg wie ein gutes Schaf. Dies gefiel natürlich meinem Herrn und Bären ganz wohl, und jetzt tyrannisirte er mich weiter und zwang mich, zur Ruhe zu gehen; er würde während der Zeit nach den Kranken sehen und alle nöthigen Anstalten treffen. Was war zu thun? Ich mußte gehorchen, und ich bekenne, daß ich mich wohl dabei befand. In einem kleinen, schönen, mit rothem und weißem Damast bekleideten Cabinete, welches auf der andern Seite des Saals gelegen war, genoß ich einige Stunden eines wohlthuenden Schlafes.

Als ich erwachte, sah ich Hagar's Kopf durch die Thüre hereingucken. Ihr Gesicht strahlte von einer Freude, die an Wildheit zu grenzen schien. „Er wird leben! Er wird le en!" rief sie mir zu. Sie beugte sich über mich, küßte mehrere Male heftig meine Hände, richtete sich wieder in die Höhe, ging im Zimmer umher, schlug die Hände zusammen und lachte fast convulsivisch, indem sie ausrief: „Er wird leben! er wird leben!"

Sie machte auf mich einen sonderbaren Eindruck. Das Wilde und Leidenschaftliche in ihrem Wesen im Verein mit dem Gedanken, den ich über ihr Verhältniß zu

Bruno hegte, weckte Widerwillen, während ihre Liebe und Schönheit mich unwillkürlich zu ihr hinzogen.

Als ich in den Saal hinauskam, war er voll von Leuten. Da war Elsa mit einer ganzen Ladung von Sachen für ihre Herrin; da war Tuttén; da waren Jean Jaques und Jane Marie. Bär stand gleich einem Pascha (wenn ein Pascha jemals steht) mitten im Saale, hier antwortend, dort befehlend, bald hierhin, bald dorthin schickend.

Zu meiner Verwunderung und Freude hörte ich, daß ma chère mère zur Ader gelassen sei. Sie war willig auf diese Verordnung Bär's eingegangen. Sonderbar genug hat sie Vertrauen zur Chirurgie, aber das allergrößte Mistrauen gegen die Midicin, und will unter keiner Bedingung Medicamente einnehmen. Nach dem Aderlaß hatte sie mehr Ruhe, obgleich noch keinen Schlaf erhalten.

Jane Marie und Jean Jaques mußte ich jetzt Alles, was vorgefallen war, erzählen. Die Weise, mit der sie die Sache aufnahmen, freute mich herzlich. Sie waren Beide gerührt und wirklich froh über die Versöhnung, obgleich diese gewiß ihre eignen Aussichten wesentlich verändern wird.

Elsa unterbrach unsere Unterredung, indem sie mich zu ma chère mère hineinrief. Ich fand Bär bei ihr.

„Er will, daß ich schlafen soll," sagte zu mir ma chère mère, nicht ohne Harm, „er will, daß meine Augen sich in Ruhe schließen sollen, und ich habe noch nicht beim Licht des Tages meinen einzigen Sohn gesehen, ihn, der eben sein Leben gewagt hat, um das meinige zu retten! Aber ich sage Euch, ehe ich ihn gesehen habe, bekomme ich nicht Ruhe weder in Seele noch Körper, und hätte ich nur Kraft in den Beinen, so würde ich, hole mich der Henker! Niemanden um Erlaubniß fragen."

„Bär!" sagte ich bei Seite zu ihm. „Hindere sie

jetzt nicht! Laß ihr ihren Willen! Des Menschen Wille ist ja sein Himmelreich."

„Liebes Kind, liebes Kind, mit Deinen Himmelreichen!" sagte Bär mit einer grimmigen Grimasse und rieb sich den Kopf: „solche Himmelreiche können zur Hölle führen oder wenigstens zum Tode, wenn sie zur unrechten Zeit gegeben werden."

„Aber Du siehst selbst, daß hier gewiß kein Himmelreich wird, wenn ma chère mère nicht ihren Willen bekommt. Und der ist ja auch ganz natürlich. Ich würde an ihrer Stelle nicht anders sein. Laß sie ihren Sohn sehen! Bruno kann ja zu ihr hereinkommen."

„Nein, zum T—l! Er darf sich heute nicht vom Flecke rühren. Wenn sie sich nun einmal nothwendig sehen und einander aufregen wollen, dann ist es besser, daß sie zu ihm geführt werde. Unbegreiflich, daß die Leute nicht . . . ."

„Steht nicht da und schwatzet!" sagte ma chère mère heftig, „sondern kommt hieher, und wenn Ihr Vernunft und Gefühl habt, so helft mir hinein zu meinem Sohne. Ich verspreche, daß der Besuch kurz werden soll, und daß wir nicht sprechen werden."

Bär weigerte sich nicht mehr. Er unterstützte sie auf der einen Seite, Elsa und ich auf der andern, und so ward sie zu Bruno hineingeführt und in einen großen Lehnstuhl neben seinem Bette gesetzt. Es war drinnen eine stumme, aber rührende Scene. Mutter und Sohn umarmten einander schweigend. Darauf saß sie lange da, seine Hand haltend und ihn ansehend. Man sah ihnen Beiden an, wie innig die Versöhnung war. Als ma chère mère so ungefähr zehn Minuten gesessen hatte, legte sie ihre Hand gleichsam segnend auf Bruno's Stirn und Brust. Er wollte etwas sagen, aber sie legte verbietend die Hand auf seine Lippen. Eine Thräne benetzte seine Wange; o! wie sehnte ich mich, eine solche in den Augen der Mutter zu erblicken; aber sie blieben trocken, ob-

gleich sie voller Liebe waren. Sie machte uns ein Zeichen, daß sie sich entfernen wolle. Und es war Zeit dazu; denn sie war heftig angegriffen und todtenbleich.

Als sie wieder in ihrem Bette war, lag sie einen Augenblick ganz still mit gefalteten Händen; sie schien zu beten. Darauf winkte sie mich zu sich und sagte mit stolzer Freude: „Wie groß er geworden ist! Ein schöner Mann, Franziska! Ich kann jetzt sehen, daß er meinem seligen Manne sehr ähnlich ist. Ein wahrer Herkules! Na, na! er stammt von nichts Schwächlichem oder Häßlichem her, weder auf väterlicher, noch mütterlicher Seite. — Aber alles Dieses ist eitel," fügte sie mit einem Seufzer, der demüthig sein wollte, hinzu, „und darin besteht nicht der Werth des Menschen."

Ma chère mère ließ hierauf Jane Marie und Jean Jaques hereinkommen und war sehr freundlich gegen sie. Als Jane Marie erfuhr, daß ich auf Ramm so lange bleiben sollte, als ma chère mère dort verweilen würde, ward sie ganz kurz gegen mich und nahm kalt Abschied. Das thut mir leid.

Was mich betrifft, so habe ich mich einrichten müssen, hier so lange zu bleiben, als ma chère mère krank ist. Sie und Bär wünschen es und ich nicht minder. Ich würde sie nicht verlassen können, so lange ihr Zustand bedenklich ist. „Wenn sie nur schlafen wird," sagte Bär, „so ist alle Gefahr vorüber." Aber gerade der Schlaf flieht ihre Augen und eine innere Unruhe erschüttert sie. Ich habe dieses während zweier Tage, die ich hier verbracht habe, geschrieben. In diesen zwei Tagen ist kein Schlummer in ihre Augen gekommen, und sie fährt in ihrer eigensinnigen Weigerung, etwas einzunehmen, fort. Auch Bruno's Bitten vermögen hierin Nichts über sie. Sie sagt, daß Medicamente immer Gift für sie gewesen seien. Ich habe meinen Schreibtisch in ihrem Zimmer. Sie hat gerne das leise Geraspel meiner Feder. Es beruhigt sie, wie sie sagt. Bruno ist besser, darf aber nicht

aufstehen und kaum sprechen. Bär ist wahrhaftig ein strenger Doctor, das sehe ich. Ich glaube nicht, daß ich ihn als den meinigen annähme. Ich sagte ihm dies. Er machte blos eine hohnvolle Grimasse und sagte: „Das werden wir schon sehen!" Ich weiß nicht, wie ich so munter schreiben kann; ma chère mère's Zustand beunruhigt mich stark, — aber ich habe so viele Zerstreuungen; außerdem ist ma chère mère selbst bei einer so frischen und glücklichen Laune, daß ich nicht anders als froh darüber sein kann. Gott gebe nur, daß die Begebenheit kein trauriges Ende nimmt! Möchte ich doch im nächsten Brief sagen können, daß Alles hier auch so fröhlich ist, wie es jetzt gut ist!

Vierzehnter Brief.

Ramm, den 6. September.

Ich bin ganz überschwemmt von Nachfragen, Billeten, Visiten. Das Gerücht von Dem, was sich ereignet hat, läuft umher und verwandelt den ganzen Ort in ein Frag-Comité! Alle strömen hieher. Man fragt, man wundert sich, man hofft, man gratulirt. Ma chère mère scheint die höchste Notabilität der Gegend zu sein. Auch die Bürgermeister und Rathsherren der Stadt haben sich nach ihrem Befinden erkundigt. Ma chère mère ist allmälig dazu gelangt, als eine halbe Magistratsperson betrachtet zu werden, weil sie gegen alle Unordnung in der Stadt so nachdrücklich eifert, und zuweilen für Bürgermeister und Rath gute Mittage veranstaltet.

Ma chère mère's Zustand ist leider noch immer der-

selbe. Dies ist jetzt der dritte Tag, an dem sie nicht geschlafen hat. Bär ist sehr misvergnügt, was ich jedoch mehr sehe, als höre.

Gerade jetzt erhielt ich ein Billet von Serena, welches lich hier abschreibe:

„Gute Franziska! Sage mir ein Wort, und wo mög ich ein tröstendes. Hier gehen so wunderliche Gerüchte. Man sagt, daß die Generalin Mansfelt in großer Gefahr gewesen sei, daß Herr — Du weißt, wen ich meine — sie daraus errettet habe, daß sie in ihm ihren Sohn wiedererkannt, daß sie versöhnt, aber Beide dem Sterben nahe wären. Man sagt, daß auch sein Leben in Gefahr gewesen sei, man erzählt so viel und so verworren. Ich suchte Dich gestern auf Rosenvik, aber Du warst nicht dort. Du wärst auf Ramm, sagte mir Deine Sissa. Deine Blumen sahen muthlos aus; ich suchte sie mit frischem Wasser zu beleben: das half. Aber auch ich, Fanny, bin muthlos, und seit gestern ist Alles, was ich dem Großvater vorlese, Latein für mich. Meine gute, liebe Fanny, schenke ein ermunterndes Wort Deiner

Serena."

Ja, Serena, nicht blos Ein Wort, sondern viele sollst Du haben. Ich mache mir Vorwürfe, Deinem Wunsche nicht zuvorgekommen zu sein. Gutes Herz, wer wollte Dir nicht Trost geben? Ich verlasse Dich jetzt einen Augenblick, meine Marie, um an Serena zu schreiben.

Den 8.

Immer dasselbe und dasselbe! Kein Schlaf, keine Ruhe. Ein starrendes Wachsein, eine unaufhörliche, innere Unruhe, welche für Diejenigen, welche ma chère mère umgeben, etwas unbeschreiblich Peinliches hat. Sie selbst ist jetzt überzeugt, daß sie sterben wird, und hat heute ihr Testament aufsetzen lassen. Ich war dabei gegenwärtig und mußte in der That ihr unerschütterliches Rechtsgefühl

bewundern, sowie die gewissenhafte Treue, womit sie Alles umfaßt, was auf irgend eine Art unter ihrer Obhut steht. Merkwürdig ist auch die genaue Kenntniß, die sie selbst von den geringsten Sachen hat, und die Genauigkeit und Klarheit, mit der sie darüber verordnet. Es ist eine Eisenordnung, die bis ins Kleinliche geht. Aber beim Abschiede vom Irdischen ist dies achtungswerth. Ma chère mère bewies sich hier ebenso, wie sie während ihres ganzen Lebens gewesen war, streng redlich und ordnungsvoll, wohlthuend ohne alle Prahlerei, freundesfest und dankbar.

Ich kann mich indessen nicht darein finden, daß sie sterben soll. Bär scheint eher für ihren Verstand zu fürchten. Er speculirt darauf, ihr einen Schlaftrunk zu bereiten; aber wie man sie dazu bringen soll, ihn zu trinken, ist eine andere Sache.

Ma chère mère will nicht davon reden hören, daß sie leben soll; sie hat, wie sie sagt, jetzt ihre Partei genommen und sich mit vollem Ernst auf den Tod gelegt, und denkt nur daran, sich wohl dazu vorzubereiten.

Den 9.

Ein sonderbarer Auftritt! Welche wunderliche Ideen können nicht in Menschenköpfen vorkommen!

Ma chère mère hatte auf heute Morgen sich einen Tischler herbestellt. — Niemand konnte begreifen, warum. Als er kam, ließ sie ihn in ihr Zimmer kommen und von sich das Maß nehmen zum — Sarge.

Darauf gab sie sehr genaue Vorschrift hinsichtlich der Zierathen am Sarge und ließ mich aufschreiben, was sie auf die Schilder geschrieben haben wollte. (NB. Die Thüre zu Bruno's Zimmer war, während dies sich ereignete, verschlossen.

„Nun, Meister Svensson!" sagte sie, als das Alls in Ordnung war, „was soll mein Sarg kosten?"

Verlegen und erstaunt über diese Angelegenheit besann

sich der Tischler einen Augenblick und sagte zuletzt: „Funfzig Thaler Banko, Ihro Gnaden!"

„Sind Sie toll, Meister Svensson!" sagte heftig ma chère mère. „Funfzig Thaler Banko?! Fünfundzwanzig Reichsthaler mehr, als Sie für den Sarg meines seligen Mannes nahmen. Besinnt Euch, was Ihr sagt. Ich kann Euch die Rechnung von des Generals Sarge zeigen, Meister!"

„Das Eichenholz, Ihro Gnaden, ist seitdem so theuer geworden."

„Und wer zum Henker heißt Euch Eichenholz nehmen? Meinethalben mögt Ihr Birken- oder Erlen- oder Fichten- oder was für Holz Ihr wollt nehmen. Der elende Körper wird doch Staub, denke ich, ob er in einem Sarge von Eichen oder Fichten liegt. „Arm und Reich im Tode gleich." Wol bin ich von altem adeligen Geschlechte, und so war es auch mein Mann, der selige General Mansfelt. Aber was denn weiter, Meister Svensson?

Als Adam pflügte und Eva spann,
Wo war da ein Edelmann?

Und wo ist er, wenn der Körper im Grabe liegt? Nehmt Fichten oder lieber Birkenholz zu meinem Sarge, lieber Svensson, und laßt ihn mir zu funfzig Reichsthaler."

„Sechzig Reichsthaler, Ihro Gnaden."

„Funfzig Reichsthaler, Meister Svensson! Mehr gebe ich nicht, und ihr mögt Euch darnach richten. Funfzig Reichsthaler Reichsgeld, sage ich. Keinen Schilling mehr. Aber ich lade Euch zu dem Schmause ein, den meine Leute bei meinem Leichenbegängnisse erhalten. Erinnere Dich, Franziska, daß Meister Svensson mit dabei sein soll, oder — ich werde mich selbst daran erinnern, wenn ich das Begräbniß anordne. Adieu, mein lieber Meister. Es bleibt bei der Abrede. Großen Dank, Meister! Adieu!"

So viel ich auch von ma chère mère's Eigenheiten

gesehen haben, so gestehe ich doch, daß dieser Auftritt mich sehr in Erstaunen setzte. Ich sah jedoch klar ein, daß keine Lust zu Sonderbarkeiten, sondern nur eine unbarmherzige Ordnungsliebe sie dazu führte, ihren eignen Sarg zu bestellen und zu bedingen. Ma chère mère schien die Sache ganz natürlich zu finden, und sagte zu mir, als der Tischler fortgegangen war: „Diese Handwerker sind 'mal gefräßige Thiere; man muß genaue Abrechnung mit ihnen halten. Aber ihr Fuchs beißt nicht meine Gans."

Hierauf traf ma chère mère Anordnungen wegen ihres Leichenbegängnisses. Sie dictirte, und ich schrieb auf, wie es dabei hergehen sollte, wie viel Pfund Confect gekauft werden sollten, u. s. w. Sie ließ einen Boten an den Kirchenhirt ihrer Gemeinde absenden, mit dem Begehren, daß er den folgenden Tag nach Ramm kommen möchte.

„Ich will," sagte sie, „sterben, wie es einem Christen geziemt!" Als alles Dieses in Ordnung war, äußerte sie viel Zufriedenheit, und bat mich, ihr etwas zu trinken zu geben. „Der alten Suppe," sagte sie, „bin ich recht überdrüssig. Ich möchte was Anderes haben, weiß aber nicht was."

Ein glücklicher Gedanke fuhr mir in den Sinn, und ich beeilte mich zu sagen: „Ich habe ein Recept zu einer Art Limonade, eigentlich einer Art Brotwasser — mit Einem Worte, zu einem sehr erfrischenden und wohlthuenden Tranke. Gerne möchte ich ihn für ma chère mère bereiten!"

„Thue es, Franziska! Du bist nicht rathlos, Du. Dir fällt immer etwas ein, und das ist eine glückliche Natur. Besser trostlos sein, denn rathlos."

Ich eilte sogleich zu Bär und theilte ihm meinen Vorschlag mit. Er war sehr zufrieden mit meiner „Erfindsamkeit" und fing sogleich an, seinen Schlaftrunk und

mein Brotwasser zu brauen, denn diese beiden waren ein und dasselbe.

Bruno befindet sich indessen in einer unruhigen und düstern Stimmung und ist nicht frei von Fieberwahnsinn. Er liebt seine Mutter wirklich stark und will nicht, daß sie sterben soll. Bär sucht ihn mit guten Worten und Hoffnungen zu beruhigen. Hagar ist viel um ihn, aber dies scheint ihn zu peinigen. Er begegnet ihr hart, doch sie erträgt Alles mit sklavischer Unterwürfigkeit. Wol muß das Weib auf irgend eine Weise tief gesunken sein, welches sich so behandeln läßt, und gleich dem Hunde dem Fuß schmeichelt, der ihn wegstößt. Wie unähnlich diesem Sklavensinne ist nicht die freie Demuth, welche ein geachtetes und geliebtes Weib wol dem Gegenstande ihrer reinen Ergebenheit widmen kann. Arme Hagar.

Ma chère mère kann Hagar nicht leiden, und diese weicht ihrem scharfen, durchdringenden Blicke aus. „Sie ist gewiß seine Dulcinea!" sagte ma chère mère gestern zu mir. „Ich werde mit Bruno darüber sprechen. Ich liebe so etwas nicht!" Jetzt ist der Schlaftrunk fertig und ich soll ihn darreichen. Gott helfe mir! Es kommt mir vor, als spielte ich eine betrügliche Rolle gegen ma chère mère, und dies ist mir peinlich.

Später.

Es ist geschehen! Es glückte, aber auf ein Haar war Alles verloren.

Als ich den Becher mit dem Schlaftrunke aus Bär's Hand empfing, sagte ich mit einiger Angst: „Bär! Du bist doch sicher, daß dies hier sie nicht zum Todesschlafe einschläfert?"

„Glaubst Du, daß ich ein Quacksalber bin, Fanny?"

„I bewahre! Du bist Aesculapius selbst; aber .... aber .... Ach Bär! es fällt mir schwer, sie zu täuschen!"

„Willst Du lieber, daß sie den Verstand verliert oder der Schlag sie trifft? Meine kleine Fanny, es geht nicht

an, länger zu zaudern. Mach es schnell, desto besser geht es. Mit Gottes Hülfe wird dieser Trank sie retten."

Ich ging zu ma chère mère hinein und reichte ihr den Becher, indem ich so zuversichtlich wie möglich sprach: „Hier, ma chère mère, ist mein Labetrank!"

„Na, das ist prächtig!" sagte sie, setzte sich auf, kostete den Trank, stutzte und grinzte. „Was ist das, für ein verfluchter Galimathias, den Du zusammengerührt hast, Franziska?" rief sie aus; „das schmeckt ja ganz giftig!" Sie heftete dabei auf mich einen ihrer schärfsten Blicke.

Hätte ich einen Giftbecher in meiner unschuldigen Hand gehalten, so hätte sie nicht mehr zittern und ich nicht verbrecherischer aussehen können. „Du unglücklicher Bär!" dachte ich, fast dem Weinen nahe, „jetzt muß ich selbst den Becher leeren, um meine Unschuld zu beweisen, wenn ich darnach auch bis zum jüngsten Tage schlafen sollte."

„Gott sei Dir gnädig!" fuhr ma chère mère mit demselben Blicke fort, „wenn Du mit Deinem Manne im Bunde stehst, um mich zu hintergehen!"

„Und wenn es so wäre," sagte ich, indem ich meinen freien Arm um ihren Hals schlang und sie küßte und ihre Wangen mit Thränen benetzte — „wenn es auch so wäre, würden Sie, Mutter, nicht gut gegen Ihre Kinder sein wollen und einen Trank ihretwegen einnehmen, und ihnen glauben, daß, wenn er auch etwas übel schmeckt, er doch nur gut thun werde?"

Ma chère mère sah mich einen Augenblick ernst, aber freundlich an, und sagte dann: „Du bist ein pfiffiges Weib, Franziska, und ein gutes Kind und verstehst Dich gut auf die Alte, und dieser Deiner Eigenschaften wegen hat sie Dich lieb und will Dir jetzt zu Willen sein, es mag nun daraus werden, was es wolle. Skål, mein Kind!" Und mit einem Zuge lehrte sie den Becher.

Ich umarmte sie, dankte ihr und weinte in meiner

Freude. Sie klopfte mir freundlich auf die Wange und schien Vergnügen daran zu haben, sich geliebt zu sehen.

Triumphirend lief ich zu Bär und zeigte ihm den geleerten Becher.

„Ja, ja!“ sagte er, „ich konnte mir's denken, daß es gehen und der Trank nicht so übel schmecken würde; es war meiner Treu nicht leicht, ihn so zuzubereiten.“

„Du eingebildeter Bär!“ unterbrach ich ihn, „hör' auf, Deinen abscheulichen Trank so zu preisen!“ Und jetzt erzählte ich ihm, wie es damit zugegangen war, und ich muß ihm die Gerechtigkeit erzeigen, zu sagen, daß er das Lob des Trankes in Lobeserhebungen über mich verwandelte.

Ich hege eine stille Hoffnung, daß der Trank schon wirkt. Ma chère mère schläft zwar nicht, aber sie ist stille. Es ist neun Uhr. Ich werde heute Nacht bei ma chère mère wachen.

Um elf Uhr.

Jetzt schläft sie. Gottlob, sie schläft richtig fest und gut. Es ist ein Genuß, sie schlafen zu sehen! Bär hat alle Menschen im Hause zur Ruhe geschreckt. Niemand darf sich rühren. Es ist still wie im Grabe. Hu! wie kam das Wort in meine Feder. Ich streiche es aus. Ich wache in ma chère mère's Zimmer nebst Elsa, deren unermüdlichen Eifer ich nur bewundern kann. Bär sitzt drinnen bei Bruno, um ihn so ruhig wie möglich zu halten, während sie den Ausgang dieses Schlafes erwarten. Er hat die beste Hoffnung. Um die größte Stille erhalten zu können, sind wir übereingekommen, daß bei der geringsten Veränderung in ma chère mère's Zustande ich es für Bär durch einen kleinen beschriebenen Papierstreifen, den ich ins Schlüsselloch stecke, signaliren werde. Um mich unterdessen munter zu erhalten, werde ich Elsa's Profil abzeichnen, welches ich jetzt auf dem ätherischen Hintergrunde des Lampenscheins gewahre, dunkel, scharf,

wie in Stein gehauen und unverwandt nach der Schlafenden hinblickend.

Um zwei Uhr.

Ma chère mère schläft noch, schläft tief und schwitzt stark. Ich habe es Bär signalirt. „Gutes Zeichen!" signalirte er zurück. Gottlob, jetzt hoffe ich, daß Alles wohl geht.

Elsa's Bild ist ähnlich. Das Original sitzt noch auf derselben Stelle und sieht unverwandt nach derselben Seite.

Um vier Uhr.

Soeben kam Elsa zu mir und flüsterte mir mit kaum hörbarer Simme ins Ohr:

„Glauben Sie, daß ihr Leben gerettet wird? Glauben Sie, daß sie aufwacht?"

„Ja, das glaube ich mit Gewißheit."

„Wenn sie stirbt, so will ich auch sterben."

„Warum das, liebe Elsa?"

„Was sollte ich hier auf der Erde machen ohne sie? Und dann — muß die Generalin wol Jemanden haben im Himmelreiche, der ihr aufwartet, der ihr zur Hand ist Tag und Nacht.

„Sie ist dann bei Gottes Engeln, Elsa."

„Ja, liebe Madame, die können sich nicht so genau in ihre Launen schicken, wie ich. Die haben nicht vierzig Jahre mit ihr zusammengelebt, wie ich!"

Elsa ging wieder auf ihren Posten und nahm ihre frühere Stellung wieder ein. Ich sah wieder das dunkle Profil auf dem hellen Hintergrunde. Elsa's treue, bergfeste Ergebenheit rührte mich tief und ich dachte an Goethes Worte:

„Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person."

Um sechs Uhr.

Noch schläft ma chère mère, schläft tief, und bei dem einbrechenden Tageslichte sieht das Gesicht so schauerlich

bleich aus. Denke, wenn sie ihren letzten Schlaf schliefe! Bär und ich haben über diesen Schlaf einen lebhaften Schriftwechsel durch das Schlüsselloch geführt. Willst Du ein Probestückchen davon haben? Denn mit der ganzen Sammlung will ich die Post nicht beschweren.

1. Streifchen. „Sie schläft, schläft, schläft. Ich fange an zu fürchten, daß sie nicht aufwacht."
2. „Sie wacht auf."
3. „Orakel haben sich schon früher betrogen."
4. „Aber nicht jetzt."
5. „Weiser Mann, Bär und Prophet,
   Sage, wenn Er Alles versteht,
   Wer Dich in verborgner Nacht
   Nennt sein Licht und seine Pracht?"
6. „Niemand anders, glaube mir,
   Als mein liebes Weibchen hier."
7. „Weiser Mann, Bär und Prophet,
   Sagend, daß er Alles versteht,
   Wer ist's, der in stiller Nacht
   Ueber Deinen Dünkel lacht?"

Aber genug von diesen Kindereien.

Neun Uhr.

Fort mit Sarg, Confect und Begräbniß! Ma chère mère ist aufgewacht, ist ruhig, besonnen, fühlt sich wohl; sie ist nur noch äußerst matt. Bär steht jetzt für ihr Leben. Wir haben einander rechts und links umarmt in unserer Freude. Und Bruno! Ich mußte weinen, als ich ihn Bär's Kniee umarmen sah. Ich will Bruno lieb haben, denn er kann lieben. Ma chère mère scheint selbst etwas erstaunt zu sein, ist aber zufrieden und ruhig. Soeben gab ich ihr Thee. Als sie die Tasse aus meiner Hand nahm, sah sie mich mit einer guten schelmischen Miene an und gab mir einen leichten Schlag auf die Wange. Sie ist wieder ganz ruhig eingeschlafen, und jetzt werde auch ich mich ein wenig zur Ruhe begeben.

Den 11.

Alles geht gut, sehr gut und wir werden bald Alle gesund, insofern ich nicht vor lauter Heimweh nach meinem kleinen Rosenvik krank werde. Ma chère mère kommt schnell wieder zu Kräften, kann schon etwas aufstehen; will aber nicht von hier abfahren, bis Bruno gesund genug ist, um ihr nach Carlsfors folgen zu können, und früher darf auch ich nicht nach Hause fahren. „Geduld!" sagt Bär. Ein abscheuliches Wort! Gerade wenn ich es höre, werde ich ungeduldig. Indessen sende ich diesen Brief ab, umarme Dich, meine Marie, und danke Gott für Das, was ist.

Funfzehnter Brief.

Ramm, den 16 September

Ist es Dir nicht schon begegnet, Marie, daß Du einen Menschen — gerade wie Robinson Crusoe seine Insel — für einen unfruchtbaren Boden gehalten hast; und ganz plötzlich läßt ein Zufall, eine kleine Entdeckungsreise Dich — ebenso wie besagten Robinson — eine schöne Gegend, reich an wohlthuenden Früchten gewahr werden? Entdeckungsreisen in der Welt, die man „Mensch" nennt, geschehen wol, wie anderwärts, auch im Bösen, und nicht selten bleibt man, wie Capitain Roß, im Eise stecken; mich aber haben sie doch noch öfter zu freundlichen Gegenden geführt. So auch heute. Willst Du mir auf einer Entdeckungsreise folgen? Meine Insel heißt jetzt — Lagman Hök.

Sieh ihn hingepflanzt auf einen Sessel — gleich einer Fichte auf ihrem Felsen — in ma chère mère's

Zimmer zu Ramm. Sieh auch dort, versunken in einen großen Emma — gleich einem Vogel in seinem Neste — das muntere Fräulein Hellevi Hausgiebel. Sieh stattlich und nur sich selbst gleich ma chère mère in eine Ecke des Sophas zurückgelehnt; sieh Bruno — gleich einer schönen Nacht — die andere Sophaecke verdüstern und verschönern; sieh ferner ein Paar Alltagsfiguren getreulich neben einander sitzend, gleich einem Taubenpaar, oder einem Bären und seiner Bärin; sieh Gemüthlichkeit im Zimmer und Friede auf den Gesichtern der Menschen, und höre, was in der Abenddämmerung leicht vom Herzen auf die Zunge rollte und jetzt vor Dein Ohr gelangte.

Fräulein Hausgiebel: „Onkel Hök! Sie sehen heute Abend so grad zwirnig und vollkommen aus, daß ich mich ganz bedrückt davon fühle. Es würde mich gerade etwas beleben, wenn Sie jetzt in der Dämmerung uns einen Fehler, irgend eine kleine Schwäche bekennen wollten. Ich bin z. B. überzeugt, daß sie in irgend einer Sache einen kleinlichen Geiz haben. Jeder Mensch hat doch einen solchen, wenn er aufrichtig nachsehen will."

Ma chère mère: „Fege erst vor Deiner eignen Thüre, ehe Du vor andern fegst, sagt das Sprüchwort. Fange mit Dir selbst an, Cousine Hausgiebel, und bekenne Deine Sünden."

Fräulein Hausgiebel: „Ich armer, sündiger Mensch bekenne aus vollem Herzen, daß ich für Stecknadeln und Makulatur eine Schwäche habe, die an Geiz grenzt."

Lagman Hök (gravitätisch): „Und ich weiß Nichts auf Erden, was mir theurer wäre, als Flaschen, sie mögen leer oder voll sein, und es wird mir schwer, meinem Bedienten keine Ohrfeige zu geben, wenn er eine leere Flasche entzwei geschlagen hat."

Fräulein Hausgiebel: „Ha, göttlich, göttlich! mein lieber, vortrefflicher Onkel! Hört, Ihr guten Leute dort! macht's nicht besser und schlimmer als wir. Be-

kennt hübsch Eure Sünden. Ihr Geiz, guter Doctor? Medicamente vielleicht?"

Bär (lakonisch): „Papier!"

Fräulein Hausgiebel: „Gut; desto weniger Recepte. Aber wir können doch nicht ohne Sie leben. Ihr Geiz, Madame Werner?"

Franziska: „Nähnadeln und Zwirn."

Fräulein Hausgiebel: „Sie, Frau Generalin, wollten nicht auch Sie Ihren Beitrag zu unserer kleinen Sammlung geben."

Ma chère mère: „Warum nicht! Aber ich befürchte, daß es gar zu viel würde, wenn ich all meinen Geiz in die Wagschale legte. Nehmt indessen fürlieb mit — was ich sonst nicht gerne weggebe — mit Bandstückchen und alter Leinwand. Aber erinnert Euch, meine Freunde: „wer nicht einen Pfennig verwahrt, bekommt nie zwei;" „wer mehr verdirbt, als er erwirbt, bekommt bald eine leere Speisekammer;" „wer da sammelt, der hat."

Es entstand eine kleine Pause. Die Reihe, seine unschuldige Sünde zu bekennen, war jetzt an Bruno; aber sei es, daß er keine solche hatte — das lautet häßlich — oder daß er auf unser Geschwätz nicht Acht gegeben, er äußerte durchaus keine Neigung, ein Bekenntniß abzulegen, und Niemand von uns fühlte Lust, es von ihm zu begehren. Er saß mit niedergeschlagenen Augen, still in sich versunken, und stützte sein verbundenes Haupt mit der Hand. Lagman Hök unterbrach das etwas verlegene Schweigen und gab zur Antwort auf ma chère mère's Worte: „Frau Generalin hat ganz Recht und wir müssen, Jeder in seiner Weise, Sammler sein."

Fräulein Hausgiebel: „Hüten Sie sich, Onkel Hök, daß Sie nicht unsere Sünden zu Tugenden machen! Sie wissen, es steht geschrieben, daß wir uns da Schätze sammeln sollen, wo keine Diebe graben oder stehlen."

Lagman Hök: „Viel da, aber auch ein wenig hier. Es reimt sich gut, wenn man die Sache recht betrachtet."

Ma chère mère: „So meine ich auch."

Franziska: „Was ist das ganze Menschengeschlecht Anderes, als eine große Procession von Suchern und Sammlern? Aber ach, wie Viele gibt es die Nichts finden und Nichts erhalten!"

Lagman Hök: „Und das vorzüglich, weil sie nicht sich selbst gesucht und gefunden haben. Im Grunde sucht doch jeder Mensch hauptsächlich Harmonie mit sich selbst; — aber Sie müssen verstehen, wie ich es meine.

Franziska: „Geben sie uns ein Beispiel, Lagman Hök, ein lebendes, wo möglich; dann kommen wir zum Begreifen ohne lange Umwege."

Fräulein Hausgiebel: „Sie, zum Beispiel, werther Onkel, haben gewiß sich selbst gefunden; denn noch nie sah ich Jemanden so ruhig, so sicher und ich kann wol auch sagen, so weise und gut. Sagen Sie uns, wie Sie sich gesucht und wie Sie sich gefunden haben."

Franziska: „Ach ja, bester Lagman, sagen sie es uns!"

Lagman Hök: „Wissen Sie wol, was Sie begehren, meine Damen? Nichts Geringeres, als das Hauptsächlichste meiner Lebensgeschichte!"

Fräulein Hausgiebel und Franziska: „Ach ja, ja, erzählen Sie uns Ihre Lebensgeschichte."

Lagman Hök: „Ich kann zwei so liebenswürdigen Damen Nichts abschlagen. Darum will ich sogleich mit dem schwersten Bekenntniß anfangen, denn Sie werden wol nicht wissen, daß Der, welcher jetzt mit Ihnen spricht — ein verunglückter Schriftsteller ist! Es ist gut, daß es jetzt so finster ist! — Nun, nachdem der erste schwere Schritt gethan, werden die andern leichter gehen. Mein Vater war ein verdienstvoller Literat, und erzog seinen Sohn dazu, dieselbe Bahn zu betreten. Meine Anlagen schienen seinen Wunsch zu begünstigen. Ich schrieb frühzeitig Gedichte und Bühnenstücke zu Namenstagen und Geburtstagen, erhielt Confect, Lob und witterte in

der Entfernung schon den Lorbeerkranz. Ich ward erzogen, rechts und links umgeben von den Werken der Dichter. Ich las sie durch und durch, bis ich sie auswendig konnte, und nahm ihre Gedanken für meine eignen. Meine Eltern waren ehrgeizig und spornten meine nach Auszeichnung schon brennende Begier noch mehr an. Einige poetische Versuche gewannen Beifall beim Publikum und Lob in Zeitungsblättern, und hierdurch berauscht, sowie durch die Ermunterungen meiner Eltern und die Lobeserhebungen meiner jungen Freunde (unter denen sich besonders ein junger, sanguinischer Mann, Namens Lerche, auszeichnete), beschloß ich, mich gleich Byron mit einem Sprunge auf die Höhe des Parnassus der Mitwelt zu versetzen. Ich schrieb eine Tragödie in fünf Akten und — wartet ein wenig! Ich muß mich einen Augenblick bei dieser Stunde scheinbarer Glückseligkeit aufhalten. Wirklich große Dichter besitzen, glaube ich, eine gewisse besonnene Ruhe, selbst im Augenblicke der Eingebung. Sie sind ihrem Gegenstande hingegeben und verleiben sich demselben in heiligem Ernst ein. Wenn sie Das, was sie hervorgebracht haben, betrachten, sind sie vielleicht eher geneigt, mit ihren Erzeugnissen unzufrieden als zufrieden zu sein. Dies kommt daher, weil sie tief des Lebens Größe erfassen. Gerade, daß sie so fühlen, macht sie groß. Kleine Geister, Schriftsteller, welche über sich selbst und ihre Werke sehr entzückt sind, sollten fürchten und sich an Boileau's Worte erinnern:

„le sot à chaque vers soi-même s'admire."

Ich fürchtete Nichts, als ich meine Tragödie schrieb. Ich war entzückt und hielt meine Begeisterung für die des Publikums. Ich ging mit großen Schritten in meinem Zimmer umher, meine Verse declamirend. Bei effectvollen Stellen, d. h. solchen, die mir effectvoll schienen, stand ich still und hörte das Beifallklatschen des Publikums. Sie erhoben mich; ich hüpfte hoch auf — kam wieder herab —

aber doch nicht zur Besinnung. Die Parteilichkeit meiner Eltern und Freunde begünstigte meine Berauschung. „Du wirst hoch steigen!" sagte Lerche. Ich glaubte es und sah zwischen mir und unsterblicher Ehre nur eine Vorstellung."

„Sie fand statt. Meine Hoffnungen waren hoch aufgeschraubt; meine Tragödie — — fiel. Kein einziges Beifallklatschen, Schweigen, Kälte, einiges Zischen, sogar Gelächter. Einige Tage darauf Kritiken in den öffentlichen Blättern, welche kein gutes Haar an meinem Christiern II. ließen und mich aller Hoffnung zu berauben suchten, je ein einziges kleines Lorbeerblatt verdienen zu können. Jedoch wußte ich wohl, daß Solches Manchem widerfahren wäre, welcher dessenungeachtet ein großer und berühmter Schriftsteller geworden sei, und ich beschloß, mich dadurch nicht abschrecken zu lassen. Aber vergebens suchte ich mich mit dem Gedanken an den Unverstand der Recensenten und an die Erfahrung großer Schriftsteller zu trösten; mein vernichtender Recensent ward das ganze Publikum, und was noch schlimmer war — ich selbst. (Das bleibt doch immer das höchste Gericht, von dem kein Apell stattfindet.) Doch war ich im ersten Augenblicke nach meines Christiern Fall weit davon entfernt. Gedemüthigt, aber noch mehr gereizt als gedemüthigt, wollte ich mich mit meinen Recensenten schlagen, ja selbst mit dem Publikum; wollte die Erstern mit bittern Repliken, Letzteres mit noch einer Tragödie bestrafen. Aber da trat meine nie genug zu verehrende Freundin, die hier gegenwärtige Generalin Mansfelt, dazu und hielt mich mit der kräftigen und gesunden Vernunft, wodurch sie sich schon in jüngern Jahren auszeichnete, zurück."

„Mein Freund," sagte sie; „besser fliehen, als schlecht fechten. Es ist unnöthig, Holz in den Wald zu tragen. Warum Butter ins Feuer werfen, welches Euch brennt! Laßt die Leute schreien, und seht wohl zu, ob sie nicht Recht haben! Ich verstehe mich nicht viel auf Ihr

Stück und auf solche Dinge, aber ich sage Ihnen, daß es mir nicht sehr gefällt; es kommt mir unnatürlich vor. Doch habe ich Unrecht und haben die Leute Unrecht, nun gut! so wird Ihr Stück wol schon einmal Recht bekommen. Das, meine ich, hat sich früher schon ereignet, sowol mit Büchern, als Menschen. Finden Sie aber nach genauer Prüfung, daß die Leute Recht haben, nun, so geben Sie Ihr Stück auf Es hilft Nichts, dafür zu fechten. Und haben Sie ein schlechtes Stück gemacht, nun wohl! so können Sie ein besseres machen. Und können Sie das nicht, so taugen Sie nicht zum Schriftsteller — und was ist das weiter? Sind Sie deshalb ein schlechterer Mensch? Stehen Ihnen nicht viele Wege offen, tüchtig und glücklich zu werden? Lieber Hök! machen Sie nur, daß Sie zu rechter Zeit die Augen öffnen. Es ist so gut, den ersten Schaden wie den letzten zu nehmen, und jetzt gleich die bittere Lehre mit Dank aufzunehmen."

„Ich nahm mir die Worte meiner werthen Freundin zu Herzen, ging nach Hause und sann in aller Stille über meine verunglückte Tragödie nach. Es fiel da wie ein Flor von meinen Augen. Ich war nicht klug genug gewesen, mich nicht berauschen zu lassen; aber ich war auch nicht so toll, nicht wieder nüchtern zu werden. Ich sah deutlich, daß meine Tragödie der Schiller'schen Muse nur so ähnelte, wie ein Affe einem Menschen ähnlich ist, und ich warf sie ins Feuer. Uebrigens war es für mich nicht so leicht, in dieser Sache meinen Entschluß zu fassen. Ich hatte mich zu der Bahn eines Literaten vorbereitet und mußte jetzt immer mehr meinen Mangel an schöpferischer Kraft, an poetischen Gaben erkennen. Ich hatte keine Neigung zu einer andern Beschäftigung, ich wußte nicht, was ich mir vornehmen, was ich werden sollte; ich hatte das Steuer verloren; mein Fahrzeug war ein Spiel der Wellen. Hierzu kamen noch der Mismuth und die Betrübniß meiner Eltern, die langen Nasen meiner Freunde,

ihr „Armer Hök!" Auch Lerche seufzte: „Armer Hök!" Das war nicht auszuhalten! Da kam mir wieder meine vortreffliche Jugendfreundin zu Hülfe und wirkte mir bei meinen Eltern die Erlaubniß zu einer Reise ins Ausland aus, um, wie sie sagte, mir die Sache aus dem Sinn zu schlagen."

„Ich reiste — oft zu Fuße, denn ich war nicht bemittelt — durch einen großen Theil von Europa, reiste zwei Jahre, sah das Leben in mannichfaltigen Gestalten, dachte und verglich. Mein Unglück in der Welt der Phantasie hatte meinen Verstand gestärkt, und das Leiden, welches ich erfahren hatte, flößte mir eine dringende Begierde ein, Das zu fassen, was überall und in allen Lebensverhältnissen bei einem gewissen Grad von Cultur dem Wesen Frieden und Selbständigkeit verleiht. Unter vielen Bemerkungen, die ich machte, will ich nur eine erwähnen (so trival sie auch erscheinen mag), weil sie für mein Leben von großem Gewicht wurde: Die Welt ist reich an Vortrefflichem und Schönem. Das Schöne recht zu begreifen, zu schätzen, zu bewundern, ist ein großes Mittel zur Veredlung, zur Ruhe, zur Glückseligkeit. Sollte die eingebildete Lust am Erschaffen, welche so manche junge, lebhafte Seele beherrscht, sich in Begierde zur Einsicht verwandeln, in die Fähigkeit, das Schöne und Vortreffliche zu bewundern, so würde deren Unruhe sich in Ruhe verwandeln, die Welt bekäme eine geringere Anzahl unfähiger, unzufriedener Menschen und schwacher Kunsterzeugnisse; die wirklich großen Talente erhielten mehr wahre Bewunderer und würden dadurch auch höher steigen. Künstler und Kenner bedürfen einander und erheben sich gegenseitig. Die besten, glücklichsten Menschen fand ich unter Denen, welche mit einer nützlichen und geordneten Wirksamkeit im bürgerlichen Leben ein erhabenes Gefühl für das Schöne und die Fähigkeit verbanden, die edelsten Erzeugnisse der Kunst zu genießen."

„Nach zweijährigem Reisen und Beobachten kehrte

ich zurück, gesund an Seele und Körper, und begann eine neue Lebensbahn. Ich gab jedoch die schöne Literatur nicht auf; im Gegentheil, je mehr meine Stellung im Leben befestigt ward, mit desto innigerer Liebe schloß ich mich an diese Leben spendende Quelle. Doch ich hatte mich selbst kennen gelernt. Ich strebte nie mehr nach des Künstlers Ruhm, Lorbeer und Dornenkrone; aber ich suchte ernstlich in mir den aufgeklärten Kunstliebhaber und Kenner auszubilden. Ich wünschte, daß, wenn ich auch das Schöne nicht selbst hervorbringen könnte, mich doch Niemand in der Kunst, es innig zu schätzen und zu genießen, übertreffen sollte. Und ich kann sagen, daß dies mir nicht gänzlich mislungen ist. Seitdem ich einem eitlen Streben entsagt und mein Pfund kennen gelernt habe, bin ich ruhig und glücklich geworden. Ich bin jetzt alt und jedes Jahr entfernt mich mehr von der Welt; aber nicht von dem ewig Schönen, welches unaufhörlich in wechselnden Gestalten sich dort erneuert. Ich hänge mit Liebe daran fest, es verjüngt mein Herz, es verhindert, daß meine Gedanken mit meinen Haaren grau werden, und läßt mich hoffen, einst in der eigentlichen Heimat des Schönen ein nicht unwürdiger Verehrer desselben zu werden."

So sprach der alte Mann und aus seinen sanften, blauen Augen glänzte ein heiterer Frieden. Wir dankten ihm herzlich und ich rief — etwas unbedachtsam — aus: „O! ich wollte, daß alle Menschen, sowol die, welche gefunden, als die, welche nicht gefunden haben, ehe sie vom Schauplatze abtreten, ihre Bekenntnisse ablegen möchten. Ich bin gewiß, daß kein Buch angenehmer und nützlicher wäre, als eine Sammlung solcher Selbstbiographien. Sie würde eine gute Anleitung für die Suchenden im Leben werden. Bestes Fräulein Hausgiebel! wollten Sie nicht sogleich Ihren Beitrag dazu liefern? Ich übernehme es, ihn aufzuzeichnen. Sie sind

gewiß Eine von Denjenigen, welche gesucht und schon gefunden haben."

„Ich kann nicht ganz Nein dazu sagen," antwortete Fräulein Hausgiebel, „obgleich noch viel übrig ist, ehe ich vollen Frieden mit mir selbst erhalte. Doch habe ich schon weit mehr, als ich in meiner Jugend ahnte, in der Welt gefunden, und wollten Sie, werthe Freunde, eine langweilige Geschichte hören, so will ich sie Ihnen gerne erzählen."

„Ich habe keine großen Unglücksfälle erlebt, habe über keine großen Widerwärtigkeiten mich zu beklagen; ich bin stille genug durch meine Welt gegangen, aber ich habe Langeweile gehabt, unbarmherzige Langeweile, und kann insofern sagen, die schwerste Bürde der Welt getragen zu haben. Mein Vater war ein Ehrenmann, rechtschaffen, wahrhaftig; alle Hausgiebel in gerad herabsteigender Linie sind von diesem Charakter gewesen, rechtliebend bis zur Unbiegsamkeit, gerade in Körperhaltung und Principien, weder zur Rechten noch zur Linken weichend, und ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß ich ein so unwürdiger Sprößling meiner verehrungswerthen Stammväter geworden bin. Mein Vater hatte, wie gesagt, einen moralisch vortrefflichen Charakter — und deshalb ist er jetzt im Himmelreich glücklich — aber er hatte gar strenge, gar altmodische Grundsätze hinsichtlich der Erziehung der Frauenzimmer. Er glaubte z. B., daß es jungen Mädchen gut wäre, sich zu langweilen oder, wie er es nannte, gezügelt zu werden. Er war ein geschworner Feind alles Dessen, was er Eitelkeit nannte; aber auf dieser Liste stand eine Menge unschuldiger Freuden. Auch verabscheute er pedantische Gelehrsamkeit bei den Frauenzimmern; aber unter dieser Rubrik wurde ein Menge nützlicher und beglückender Kenntnisse mit dem Banne belegt. Höher als Alles schätzte er häusliche Tugenden; aber diese wurden auf einen engen Bezirk beschränkt. Wir sollten weben, spinnen, nähen, nach der Küche und der Wirth-

schaft sehen, Kajsa Warg *) studiren (er sah höchst ungern ein anderes Buch in unsern Händen), und uns solchergestalt dazu vorbereiten, tüchtige Weiber und Hausfrauen zu werden. Er hielt selbst strenge Aufsicht über mich und meine fünf Schwestern. Die Schwestern webten, ich spann, eine jede hatte ihre Woche nach der Küche zu sehen. Na, der Tag ging vorüber; angenehm war er nicht. Ich besonders fand ihn oft unerträglich lang, vorzüglich bei zunehmenden Jahren. Mein Gespinnst schien mir ganz unnütz, da ich wußte, daß wir vermögend waren."

„Die Jahre verstrichen; Fremde wurden, außer einigen alten Verwandten, niemals in unserm Hause gesehen. Die Schwestern webten und ich spann — ich gestehe es, mit immer matterer Hand. Die Leere meiner Seele und meines Lebens bedrückte mich. Ich hatte oft Vapeurs und Thränen — ich wußte nicht warum. Die gute Tante Anna Stina, welche Mutterstelle bei uns vertrat, war eine echte Hausgiebel, gehorchte in Allem dem Willen ihres Bruder, war aber im Uebrigen sehr gut gegen uns. Sie hatte beständig auf der Zunge „Rath an meine Tochter" **), und predigte oft die Worte:

„Unser Haushalt ist unsere Republik,
Unsere Politik die Toilette u. s. w.

„Wir wohnten auf einem isolirt gelegenen Landgute. Das Leben auf dem Lande kann eins der reichsten auf Erden sein; es kann aber auch eins der ärmsten sein. Ist das große Buch der Natur dem Blicke des Menschen aufgethan und vom himmlischen Lichte bestrahlt, so

*) Kajsa Warg, Verfasserin eines in Schweden sehr gebräuchlichen Kochbuchs. Anmerk. d. Uebers.

**) „Rath an meine Tochter," ein Gedicht der berühmten schwedischen Dichterin Anna Lenngren. Anmerk. d. Uebers.

kann er von seiner kleinen Scholle aus alle Herrlichkeit der Welt sehen und genießen. Sieht er in der Natur blos das Kartoffelfeld, das ihm Nahrung gibt, dann ist die Goldader der Natur ihm verschlossen und er sitzt selbst wie die Kartoffelpflanze in der Erde fest. Unsere Familie saß ungefähr wie die Kartoffelpflanze. Ich muß mich jedoch ausnehmen. Frühzeitig ward durch die Ordnung der Natur meine Bewunderung, durch die Gegenstände derselben meine Wißbegierde geweckt. Ich war frühzeitig, obgleich ganz insgeheim — eine Kräuter-, Stein- und Schneckensammlerin. Auf den langen Wanderungen, welche mein Vater zuweilen vornahm, um zu sehen, wie es mit der Saat stände, mußten wir ihn meistentheils begleiten. Es muß erbaulich gewesen sein, zu sehen, wie wir so in einer Reihe daherzogen wie eine Schar Schnepfen, zuweilen in der Sonnenhitze, zuweilen in der Nässe. Ich blieb indeß mehrentheils hinter den Andern zurück, versenkt in Betrachtung irgend einer Pflanze oder eines kleinen Insects. Deswegen sowie wegen meiner Träumereien ward ich hernach oft auf eine Weise geneckt, welche, so mild sie auch war, dennoch meine reizbare Ehrbegierde tief verwundete. Mein Vater ergötzte sich nämlich oft damit, kleine Familiengemälde zu entwerfen, wie es künftig in unserm Hause aussehen würde. Da hieß es denn z. B.: „Anna Marie spult, Lotte webt, Lisen geht und gibt Zucker und Gewürz zum Mittag heraus, Josepha spinnt, Grete füttert die Hühner," und am Ende des Familiengemäldes kam da immer: „und Hellevi sitzt und guckt in die Sonne" (oder ein ähnliches unnützes Vorhaben), welcher Schluß mich immer so tief ergriff, daß ich in Thränen ausbrach. Das einzige untaugliche Mitglied der Familie zu sein, nein! das war gar zu unerträglich, gar zu demüthigend. Als jetzt meine Wirthschaftswoche kam, rasselte ich tüchtig mit meinen Schüsseln, um meinen Vater hören zu lassen, wie eifrig ich mein wichtiges Amt ausübte. Ach, dies half gedoch Richts! Im näch-

sten Familiengemälde hieß es dennoch immer: „und Hellevi sitzt und guckt in die Sonne." In meiner Familie erhielt sich immer der Spruch: „Hellevi wird nimmer eine tüchtige Hausfrau (und wozu taugte sie denn?)." In diesem Glauben starben mein Vater und meine Tante; in diesem Glauben leben noch meine Schwestern."

„Ich habe erwähnt, wie wir die Tage verbrachten; ich muß noch ein Wort von den Abenden sagen. Um sieben Uhr versammelten wir uns jeden Abend im Zimmer meines Vaters. Wir saßen dort, mit Stickereien und andern Näharbeiten beschäftigt, und zwar um einen großen runden Tisch mit zwei Lichtern, um welche wir immer in einen kleinen Zwist geriethen. — Mein Vater saß in einiger Entfernung von uns an einem kleinen Tische, einen Augenschirm vor sich, und las uns laut vor. Dies hätte uns Vergnügen machen müssen, aber theils war die französische Geschichte, womit wir, ich weiß nicht wie lange, anhielten, von sehr altem Stamm, theils war meines Vaters Vortrag ganz besonders langsam und eintönig. Wenn nun in Herbst- oder Winterabenden Regen und Schnee gegen die Fenster schlugen und der Sturm draußen seinen traurigen Gesang zu den schwerfälligen, langgezogenen Worten heulte, die drinnen ertönten, da mag sich Niemand darüber wundern, daß der Geist des Schlafs in uns mächtig ward und wir über unsern Stickereien um die Wette nickten. Wenn jetzt Eine von uns sich trunken dem Morpheus überließ, so winkte und blinkte Tante Anna Stina ganz schelmisch zu den Uebrigen hinüber, als wollte sie sagen: „Jetzt ist die Schwester abge—"

„Um neun Uhr wurden sowol Schlafende als Entschlafende dadurch geweckt, daß mein Vater seinen Stuhl rückte, und wir zogen nun nach einander — der Rang des Alters ist immer im Hausgiebelschen Geschlechte heilig gehalten worden — in den Speisesaal hinaus, um unser Abendbrot zu verzehren. Dies war mäßig und

dauerte nicht über zehn Minuten. Hierauf zogen wir wieder in meines Vaters Zimmer, wo wir bleiben mußten, bis die Uhr zehn geschlagen hatte. Während dieser Zeit sollten wir nicht arbeiten, sondern uns ausschließend dem Gespräch widmen. Eine Jede von uns hatte ihren bestimmten Platz im Zimmer. Meiner war am Ofen, wo die Wärme mich einigermaßen für das Frostige in der Unterhaltung schadlos hielt, denn alle Gegenstände, welche derselben ein etwas lebendigeres Interesse verleihen konnten, waren streng verbannt, und wenn ich mich zuweilen auf ein verbotenes Gebiet wagte, ward ich bald davon mit dem Bescheide verwiesen, daß Frauenzimmer sich nicht mit solchen Sachen zu befassen hätten. Unsere Unterhaltung durfte von nichts Anderm handeln als von kleinen Tagesereignissen, am liebsten innerhalb des Hauses, von Bekannten, Geschlechtsregistern, Wirthschaftsfragen u. s. w. Dies gab eine nach meinem Geschmack ziemlich magere Suppe, und gern wäre ich davon fern geblieben, aber wir durften während dieser Unterhaltungsstunde nicht schweigen, sondern eine Jede mußte immer etwas zu sagen haben. Wenn eine von uns eine Zeitlang den Mund nicht geöffnet hatte, so ward sie freundlich aufgerufen, etwas zu sagen. Um unsern Vergnügungen Abwechselung zu geben, nahm mein Vater zuweilen eine alte Schatulle hervor, in welcher eine Menge alter Raritäten lag, die wol zwanzig Mal nach einander aufgepflanzt, hin und her gewandt und besehen wurden. Die Tochter war nicht recht wohl angeschrieben, welche nicht gleich den übrigen am Tische stand und den Inhalt der Schatulle begaffte. Es war ein Unglück, daß mein Vater nie aufhören wollte, uns als kleine Kinder zu betrachten. Aber die kleinen Spangen und Ringe, die Silhouetten von Großvater und Großmutter, die kleine Dose mit den Kanarienvogel-Federn darin, welche das neunjährige Mädchen entzückte, die laterna magica, welche ihre ganze Neugierde erregte, konnte unmöglich das fünfundzwanzig-

jährige Weib mehr interessiren, welches jetzt gezwungen da stand und die Kostbarkeiten der Schatulle mit mattem und gleichgültigem Blick betrachtete."

„Ich sagte, daß wir in den Unterhaltungsstunden nach dem Essen immer etwas sagen mußten, wenn auch nicht Das, was wir wollten. Hieraus entstanden zuweilen wunderliche Erbärmlichkeiten. Ein Beispiel mag einen Begriff davon geben. Meine Schwestern und ich hatten eines Tages vom Fenster aus mit angesehen, wie eine kleine Heerde vagabunder Ferkel auf den Hof hereingeschwärmt kam und von den drei Hofhunden herumgejagt wurde. Dieses theure Ereigniß aus dem wirklichen Leben bewahrten wir den Tag über im treuen Gedächtniß, um damit die Unterhaltung des Abends zu würzen. Durch Zufall kamen wir diesen Abend nicht in einer Reihe, sondern mit einigen Pausen nach einander in unsers Vaters Zimmer. Anna Marie: die Erste, welche ihren Platz einnahm, erzählte die Geschichte von den Ferkeln und Hunden; ebenso auch Lotte, die nach ihr kam; ebenso auch Lisen, die nach ihr kam; ebenso auch Josepha, die nach ihr kam; ebenso auch Grete, die nach ihr kam. Als ich jetzt zuletzt kam und meinen Platz am Ofen einnahm und die Geschichte von den Ferkeln und Hunden zu erzählen anfing, unterbrach mich mein Vater etwas ärgerlich: „Ja diese Geschichte höre ich jetzt zum sechsten Male."

„Ich gestehe, daß dieses auf mich einen starken Eindruck machte und mich mehr als je das Beschränkte unsers Kartoffelgeheges einsehen ließ. Als mein Vater zwei Jahre darauf starb und meine gute Tante es ganz natürlich fand, daß wir noch auf dieselbe Weise wie bisher zu leben fortfahren sollten, da sah Hellevi wirklich zur Sonne auf und sagte: „Nein, du schöne, Alles belebende Sonne, die Welt, welche du beglänzest, kann nicht so eng, das Leben, welches du belebst, nicht so arm sein. Die Quellen des Lebens und der Tugend entspringen nicht blos aus Küche und Keller. Nein, hinaus zu dir, hinaus

ins Freie, in der Schönheit göttliche Welt." Ich wußte schon, was ich wollte, ich kannte mein Pfund und meinen Platz, und Dank sei ewig dem redlichen Manne, dem gute und weisen Vormunde, welcher mir die Hand reichte und mir ihn, ungeachtet des Widerstandes, den mein selbständiges Vorhaben im Hausgiebelschen Geschlechte hervorrief, erlangen half. Ich war siebenundzwanzig Jahre alt, gab mich für dreißig aus, nahm das Vogelnest in Pacht und stellte meine Sachen so, daß ich es in wenigen Jahren kaufen konnte. Wie ich mich dort eingerichtet habe, wißt Ihr, meine Freunde. Seit zehn Jahren sehe ich alle Tage zur Sonne auf, auch wenn sie von Wolken verhüllt wird, und preise sie und die herrliche Welt, welche sie erleuchtet — habe Dank dafür, mein Vormund und vortrefflicher Onkel!"

Eine Thräne perlte in Fräulein Hellevi's lebendigem Auge, während sie Lagman Hök ihre Hand reichte, der sie herzlich drückte und küßte.

„Und Summa und Facit von alle Diesem," sagte ma chère mère, „ist, das es nichts Schlimmes gibt, woraus nicht Gutes entsteht, wenn man es nur auf die rechte Manier nimmt."

Franziska: „Ja, aber warum treffen so wenige Menschen die rechte Manier. Alle möchten es doch gern."

Lagman Hök: „Ueber die Ursachen hiervon könnte man eine lange Litanei herlesen. Vor Allem kann der Mensch sein Misgeschick sich selbst zuschreiben, seinem eignen Mangel an Muth, seinem Mangel an Tapferkeit in der Bedeutung, wie die Alten das Wort gebrauchten. Man ahnt nicht, welche Gewalt und Spannkraft der Schöpfer in die Menschennatur niedergelegt hat. Man hat nicht Muth, kraftvoll zu resigniren, nicht Muth, standhaft hervorzubrechen; man will nicht capituliren, man will sich nicht schlagen, und während der Zeit hungert die Besatzung zu Tode, oder es kommt der Feind Tod und nimmt die ganze Besatzung."

„Verteufelt gut gesagt!“, murmelte Bär.

Hier erhob sich schweigend Bruno; Alle standen auf; die Fremden machten sich zur Abfahrt bereit.

Fräulein Hellevi stand am Fenster. Ich ging zu ihr hin und äußerte meine Verwunderung über Lagman Hök. „Das ist ja ein gar zu netter und interessanter Mensch!“ sagte ich.

„Was würden Sie dann erst sagen,“ erwiderte lebhaft Fräulein Hausgiebel, wenn Sie ihn so wie ich kennten, wenn Sie wüßten, wie wirksam er für Menschenwohl ist, wie er in der Stille talentvolle, aber arme Künstler unterstützt und ihre Werke ans Licht befördert! Er ist gewiß einer der edelsten und besten Menschen.“

„Er kann ein Testament für eine meiner zehn Töchter machen,“ dachte ich. Ich hatte lange nicht an meine zehn Töchter gedacht, aber nach dem Gespräche dieses Abends dachte ich viel an sie.

Den 18.

Gottlob! ich habe Aussicht nach Hause zu kommen. Man spricht von morgen und übermorgen. Ich sehne mich so herzlich nach meinem kleinen Rosenvik. Diese Wohnung hier ist groß und prächtig, aber es gefällt mir hier nicht. Es ist zu düster, und eine schreckliche Menge Dohlen schreit beständig in dem alten Thurme. Es wird mir unheimlich zu Muthe, und ich glaube, ich werde immer mehr einem alten Familienportrait ähnlich, das in meinem Zimmer hängt. Bruno und ma chère mère sind viel zusammen; sie sprechen wenig, aber sie scheinen glücklich zu sein, wenn sie einander sehen und in demselben Zimmer sitzen. Bruno scheint ma chère mère's Skrupel in Betreff Hagar's beschwichtigt zu haben, und Hagar läßt sich, seit Bruno besser ist, wenig sehen. Bruno gewinnt mein Herz gänzlich durch seine große Zärtlichkeit für seine Mutter.

Sechszehnter Brief.

Rosenvik, den 20. September 18–.

Gestern Abend kam ich hieher. Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich bin, wieder hier zu sein; wie entzückt von meinen Zimmern, meinen Kattunmeublen, mit welchem Vergnügen ich heute Morgen das Loch im Fenstervorhang begrüßte und den Tag dadurch hereingucken sah! Ich schlürfe in langen Athemzügen meine Heimatsluft, denn die Luft in einer geliebten Heimat hat einen eignen, zugleich erquickenden und rührenden Reiz. Ich bin umhergefahren den ganzen Tag wie eine Feuerflamme, auf den Boden und in den Keller, in Scheune und Garten; ich habe gescholten, ich habe gelobt. Mit Sissa und mit Allem, was sie unter den Händen gehabt hat, bin ich sehr zufrieden. Aber die Hausmagd ist unordentlich, und sie hat es hören müssen. Audumbla hat ein Kalb bekommen, welches ich, wie es sich gebührt, Bör getauft habe; ein kleiner, muthiger Bursch; Ich habe meine Blumen begrüßt und wunderte mich, sie so frisch und so sorgfältig gepflegt zu sehen. Es rührte mich, als ich erfuhr, daß Serena zwei Mal in der Woche hier gewesen sei und nach ihnen gesehen habe. Gute, liebenswürdige Serena! Ich hatte meine Blumen lieb, ich küßte sie, sie waren so schön. Ich habe Blumenkohl zum Abend geschnitten. Es hatte am Tage ein wenig geregnet, und Alles im Garten stand frisch und duftend da, obgleich der Frost ein und das andere Blatt hatte gelb werden lassen. Jetzt ist es Abend und ich sitze an meinem Schreibtische; ich habe die Schwäne den ruhigen See befurchen sehen, während sie nach ihrem Neste auf Svanö zogen; ich habe Ramms graue Mauern betrachtet, hinter welchen ich neulich so Vieles erlebt habe. Ich bin glücklich und dankbar. Ich erwarte meinen Bär zu Hause aus der Stadt, wo

er den ganzen Tag verbracht hat, und habe ihm einen kleinen Schmaus zurecht gemacht. Eine Ente von Helga; sie wird in Lebensgröße auf unserm kleinen Tische thronen, und in ihrem Gefolge befinden sich der Blumenkohl und der frischeste Salat. Pfannkuchen mit eingemachten Himbeeren werden ganz gemüthlich hintennach kommen. Da es heute Abend etwas kalt ist, habe ich im Saale einheizen lassen, und Bär's gefütterten Rock und seine Pantoffeln am Feuer zurecht gelegt. Ich will ihn verziehen. Während ich jetzt den guten Mann erwarte, will ich Dir etwas von den Auftritten des gestrigen Tages erzählen.

Lagman Hök kam nach Ramm, um ma chère mère nach Carlsfors zu begleiten. Wir verzehrten unser Frühstück en famille, worauf die Wagen vorfuhren. Das Wetter war schön und wir Alle „un high spirits". Hagar half beim Einpacken, verbarg sich aber hinter den Leuten, als ma chère mère mit steifer und stolzer Haltung auf die Treppe hinausschritt. Bruno führte seine Mutter zu ihrem Wagen. Sie war noch nicht aufgestiegen, als die Pferde scheu wurden vor einem mit schwarzem Tuch bedeckten Lastwagen, der langsam auf den Hof hereinfuhr. Bruno rief heftig, daß er still halten möchte. Der Wagen machte auch Halt, und der Mann, der ihn fuhr, kam auf ma chère mère zu. Es war Meister Svensson. Der Wagen führte den Sarg, den ma chère mère bestellt hatte, und den man, sonderbar genug, bis jetzt ganz vergessen hatte abzubestellen.

Dies sonderbare Zusammentreffen brachte uns Alle etwas aus dem Concepte. Ma chère mère faßte sich zuerst und sagte mit lauter Stimme zum Tischler:

„Lieber Meister, ich hatte diesmal, wie Ihr seht, die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ich dachte zu sterben, aber es gefiel dem Herrn, mich leben zu lassen. Sein Wille sei gelobt! Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Der Sarg kommt mir wol ein anderes Mal zu

Statten. In allen Fällen bleibt es bei der Abrede wegen des Preises, und auf den Schmaus, auf einen Freudenschmaus, Meister Svensson, lade ich Euch zum Sonntag auf Corlsfors ein. Nun könnt Ihr hübsch den Sarg dorthin fahren, wohin ich selbst auf dem Wege bin."

Meister Svensson war in großer Verlegenheit. Sein Pferd war müde; außerdem hatte er selbst nach einer andern Gegend hin Geschäfte. „Nun wohl!" sagte ma chère mère, „laßt den Sarg bis auf Weiteres hier auf den Boden stellen. Ich werde ihn eines Tages abholen lassen."

Bruno rief Hagar, sagte ihr einige Worte, und auf seinen Wink kamen einige Leute, welche den Sarg vom Wagen hoben und ihn unter Hagar's Führung ins Haus hinauftrugen. „Achtet auf meine Worte," sagte Hagar, indem sie an mir vorüberging. „Ein Unglück wird bald in diesem Hause geschehen; dieser Sarg wird nicht leer von hier hinausgetragen werden!"

Ich hätte gern Hagar ein freundliches Wort zum Abschied gesagt, denn sie war unglücklich und war freundlich gegen mich gewesen; aber dieser Auftritt und Hagar's Worte verwirrten mich, und als ich meine Gedanken wieder gesammelt hatte, war sie fort und ma chère mère rief mir ungeduldig zu, zu kommen.

Lagman Hök fuhr zuerst in seinem Desobligeant, um den Weg frei zu halten. Dann kam ma chère mère mit Bruno in ihrem großen Familienwagen; sie hatten Elsa mit im Wagen. Bär und ich, im Cabriolet, beschlossen den Zug.

Wir kamen glücklich an. Es war schön, in dem mit festlichem Laubwerk geschmückten Thore Jean Jaques und Jane Marie feierlich gekleidet zu sehen, um die Ankommenden zu empfangen; es war schön, zu sehen, wie die Dienstboten und die Menge der Untergebenen sich in sichtbarer Freude und Ergebenheit um ma chère mère versammelten, als sie aus dem Wagen stieg. Bei ihr selbst

schien tiefe Rührung und Freude die gewöhnliche stolze Haltung zu mildern, während sie die Treppe vor dem Hause an der Hand ihres Sohnes heraufging, begleitet von einer Menge von Leuten, welche glückwünschende und segnende Stimmen erhoben. Als ma chère mère oben auf der Treppe ankam, blieb sie stehen, wandte sich um und machte ein Zeichen, wie um Stillschweigen zu verlangen. Nachdem sie verschiedene Male gehustet hatte, als wollte sie die Stimme klar machen, hielt ma chère mère folgende Anrede:

„Meine lieben Freunde, Untergebene und Diener! Mit großer Freude sehe ich Euch jetzt hier um mich versammelt, denn ich will Euch verkünden, daß es dem Allmächtigen gefallen hat, mir meinen Sohn Bruno Mansfelt wiederzuschenken, der eine Zeitlang abwesend war, jetzt aber wiedergekommen, und den Ihr hier an meiner rechten Hand seht; er ist's, der neulich mein Leben gerettet hat mit Gefahr seines eignen, ja mit Gefahr seines eignen, als es dem Herrn gefiel, durch seine Blitze meine Pferde zu schrecken, wodurch mein Leben in Gefahr gerieth, aber durch diesen meinen Sohn gerettet ward, der dabei von den Pferden übel zugerichtet ward, weshalb er noch jetzt eine Binde um seinen Kopf trägt, wie Ihr seht, meine Freunde."

Meine Freunde, Untergebene und Diener! Ich sage Euch, daß ich diesen Mann wahrhaft wiedererkannt und als meinen einzigen Sohn Bruno Mansfelt erkannt habe, und ich begehre und fordere von Euch, meine Freunde und Diener, daß Ihr Euch darnach richtet und ihm in allen Stücken sowie meinem rechtmäßigen Sohne und Erben begegnet, und daß Ihr ihm in Allem die Ehrfurcht und den Gehorsam erweist, den Ihr bisher mir selbst erwiesen habt, sowie ich auch hoffe und glaube, daß mein Sohn sich dessen würdig zeigen und Euch ein gerechter und guter Herr werden wird. Und jetzt bitte ich Euch, meine lieben Freunde, daß Ihr Euch mit

mir vereint, den Segen des Herrn über sein Haupt herabzurufen."

Ein herzliches „Es lebe Bruno Mansfelt!" folgte auf diese Rede und man drängte sich zu ma chère mère und Bruno hervor, um ihnen die Hände zu schütteln; aber ma chère mère unterbrach klüglich diesen gar zu ermüdenden Auftritt, indem sie sagte: „Großen Dank, meine lieben Freunde! Aber jetzt müßt Ihr meinen Sohn entschuldigen, daß er nicht länger unter Euch verweilt, denn er ist noch schwach in Folge seiner Wunden und bedarf der Ruhe. Aber den Sonntag wollen wir länger mit einander plaudern; zum Sonntag lade ich Euch Alle zusammen hieher nach Carlsfors, um meine Gäste zu sein und Euch mit mir zu freuen. Bier und Wein soll fließen, und Jeder, der an meiner Freude theilnehmen und einen Skål für meinen Sohn trinken will, ist mir von Herzen willkommen! Adieu, adieu! meine lieben Kinder." und hiermit nahm ma chère mère Bruno's Arm und ging ins Haus hinein.

Bruno war wirklich matt und angegriffen, und ma chère mère ward unendlich liebenswürdig in ihrer Zärtlichkeit und Sorgfalt für ihn. Sie schien ihre Jugend wiedererhalten zu haben, indem sie selbst Bruno's Zimmer in Ordnung brachte, selbst sein Bett machte; sie war dabei so froh, wie eine glückliche junge Mutter.

Bruno verbrachte einige Stunden einsam auf seinen Zimmern; als er zu uns herunter kam, war er sehr bleich; doch klärte er sich unter dem Einfluß der Freude seiner Mutter immer schöner auf. Und diese wirkte in der That belebend auf uns Alle. Ma chère mère hatte Bär und mich herzlich gebeten, den Abend bei ihr zu verweilen, aber recht glücklich ward ich nicht eher, als bis wir in dem Strahl des Mondlichts gegen unser liebes Rosenvik hinrollten. Als ich mich endlich in meinen Zimmern zu Hause befand, hüpfte ich hoch auf vor Freude,

umarmte und küßte meine kleine Sissa, welche mir es eifrig und herzlich wiedergab. Bär sah zu und lachte.

Heute Morgen begab sich Bär nach Carlsfors, ehe er nach der Stadt fuhr, und von dort schickte der gute Mann mir diese Zeilen:

„Zwei Worte sind besser als keins, und ich will, daß meine Fanny sich mit mir darüber freuen soll, daß Alles hier gut steht. Bruno ist heute weit besser. Ma chère mère ist in vielen Jahren nicht so lebensfrisch und vergnügt gewesen. Auch ich bin vergnügt, vergnügt über die Versöhnten, über die Sonne, über meine Frau und bin in Zeit und Ewigkeit

Dein Bär."

„P. S. Geh heute Abend nicht aus, liebe Fanny. Ma chère mère sagte, daß sie Dich abholen wollte; laß Dich aber nicht abholen. Ich möchte gerne wieder einen Abend in Ruhe mit Dir auf Rosenvik verleben."

„Ausgehen?" Nein, mein eigner Bär, nicht, wenn selbst der König käme .... St. Ich höre einen Wagen! Es ist mein König, mein Bär!

Den 22.

Erinnerst Du Dich, Marie, eines kleinen Liedes, dessen Strophen so anfangen: „Glaub' nicht dem Leben — glaub' nicht der Freude!" — Dies hätte ich heute singen mögen, wenn ich die allergeringste Lust zum Singen hätte, aber die habe ich nicht. Ich warf vorgestern Abend so froh die Feder weg und flog meinem Bär entgegen. Aber als ich ihn erblickte, ward ich ganz stumm und still. Er war bleich und sah aufgeregt aus, obgleich er so herzlich wie immer mir seine liebe Hand reichte.

„Was ist's, Bär, bist Du krank?"

„Nein!"

„Hat sich was Trauriges ereignet? Ach sage, was ist's."

„Ich werde Dir es nachher sagen."

Das „Nachher" kam bald, denn Bär sah meine Un-

ruhe, und als wir im Zimmer allein waren, setzte er sich aufs Sopha, zog mich zu sich heran, schlang seinen Arm um mich und sagte mit Ruhe und Zärtlichkeit: „Es ist im Ganzen nur eine weltliche Sache, meine Fanny, ein Unglück, welches, wie ich überzeugt bin, Du ebenso gut, wenn nicht noch besser als ich, wirst tragen können. Sieh her! Lies selbst!" Und Bär legte einen Brief in meine Hände. Dieser war von Peter, in sichtbarer Eile und Gemüthsbewegung geschrieben. Er enthielt die Nachricht, daß das Haus L. & Comp., wo Bär auf Peter's Rath sein ganzes Vermögen eingesetzt, Bankerott gemacht hatte, und zwar einen solchen, der den Creditoren keine Hoffnung gab, das Geringste wiederzuerhalten. Auch Peter's kleine Ersparung war da verloren gegangen. Was Bär unter zwanzigjährigen Mühen gesammelt hatte, war jetzt mit einem Male fort.

„Mein Bruder" — so schloß Peter seinen Brief — „mein geliebtester Bruder! Was ich verloren habe, ist gering und wohl verdient, da ich nicht vorsichtiger gewesen bin. Aber Du — Du bist durch mich unglücklich, und das bringt mich in Verzweiflung. Dies ist das bitterste Gefühl, welches ich in meinem Leben gehabt habe. Wäre ich hier nicht gefesselt, durch den W. . . schen Proceß, so wäre ich jetzt bei Dir, um mich in Deine Arme zu werfen und um Deine Verzeihung zu bitten." Einige Zeilen, die jetzt folgten, waren höchst undeutlich geschrieben. Ein Fleck auf dem Papiere, sichtbar durch eine Thräne hervorgebracht, machte das letzte Wort unleserlich. Auf diesen Fleck stierten Bär's Augen. „Mein armer Peter!" sagte er, und jetzt rollten auch große Thränen über seine bleichen Wangen. Er neigte seinen Kopf gegen meine Brust und weinte einen Augenblick heftig. Ich sagte Nichts, sondern küßte seine Stirne und ließ ihn fühlen, daß ich ihn verstände und mit ihm fühlte. Er ward ruhiger, und bald fingen wir an, ganz ruhig über das uns betroffene Ereigniß und über unsere Stellung zu reden.

„Ich bin jetzt," sagte Bär, „auf demselben Punkte, auf dem ich mich vor zwanzig Jahren befand. Die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter ist verloren. Für mich allein würde ich nicht sorgen. Wäre ich nur allein."

„Bär!" rief ich aus, „wolltest Du ohne mich sein?!"

„Nicht um die ganze Welt!" antwortete Bär; „aber ich wollte, daß Du meinen Wohlstand theilen solltest, und nicht meinen Mangel."

„Lust und Noth, Bär! Gelobten wir nicht in der Trauungsstunde, Lust und Noth miteinander zu theilen? Ach! so begreife denn, Mann, daß es meine Lust ist, die Noth mit Dir zu theilen, wenn sie kommt, und daß keine wirkliche Noth für mich besteht, so lange Du mich liebst, sowie ich Dich liebe."

Ich zeichne Nichts mehr von diesem Gespräche auf. Du, Marie, wirst Dir die Fortsetzung desselben leicht vorstellen können. Ach, es ist ja so natürlich, so leicht und so süß für eine Frau, bei solchen Gelegenheiten Trost und Liebe strömen zu lassen. Schande über Diejenige, welche sich ein Verdienst daraus machen will; Genuß heißt es. Solche Augenblicke haben ihren großen Reichthum. Man liebt einander nicht inniger als dann. Bär schien es auch zu fühlen; er verstand meine Ergebenheit, verstand, daß an seiner Seite mir nie Muth und Freude fehlen würden. Er war liebevoller gegen mich als gewöhnlich; ja, er schien dankbar für meine Zärtlichkeit; aber seine Stirne erhellte sich doch nicht; sie lag in tiefen Falten, während er mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf- und abging. (Aber ohne zu spucken; die Unart hat er sich jetzt vollkommen abgewöhnt.) „Armer Peter!" seufzte er zuletzt, „ich kann ermessen, was er empfindet, und er kann nicht kommen! — Ich möchte wol können . . ."

„Zu ihm fahren?" fiel ich lebhaft ein, ahnend, was Bär so bedrückte; „aber wie kannst Du Dich von Deinen Patienten entfernen?"

„Ich habe jetzt nicht viele, auch keine, die gefährlich krank sind. Dr. O. würde sie in meiner Abwesenheit behandeln; die könnte ich jetzt wol verlassen, aber in diesem Augenblicke nicht — meine Frau!"

„O, so reise, mein Bär! Die Frau ist nicht unvernünftig. Reise, gib Peter Ruhe und befriedige Dein Herz. Die Frau wird an Dich denken; wird nach Haus und Hof sehen. Sei nicht unruhig ihretwegen, mein Bär; sie wird nicht unruhig oder ungeduldig sein; sie wird ihrem Manne Ehre machen."

Bär streckte die Arme nach mir aus; jetzt erst ward seine Stirne klar. O, der gute Mann! Das Leiden des Bruders hatte ihn mehr bedrückt als sein eigner Verlust. Nachdem die Reise beschlossen war, ward er ruhig, und wir sprachen bis tief in die Nacht hinein von unsern Angelegenheiten, und wie wir es für die Zukunft einrichten wollten. Daß die Freude meines kleinen Schmauses in Rauch aufging, ahnest Du wol. Zum ersten Male seitdem wir verheirathet sind, vermochte Bär nicht etwas zu essen, und ich konnte nicht einmal ans Essen denken. Die Ente blieb unangerührt, ward aber insgeheim zum Eßkorb für den folgenden Tag bestimmt.

Ehe wir einschliefen, war Alles so gut, so friedvoll in uns, als ob kein Unglück unser Haus betroffen hätte, und wir beschlossen diesen Tag, sowie manchen andern damit, dem Allgütigen für unsere Glückseligkeit zu danken.

Gestern reiste Bär ab, zuerst nach der Stadt, wo er den Tag zubringen wird. Noch denselben Abend wollte er weiter reisen. Er bleibt wol ungefähr vierzehn Tage weg. Das wird lange werden! Als Strohwitwe sitze ich jetzt hier und fühle, daß mein Muth nicht mehr so hoch steht, als er im ersten Augenblicke des Unglücks stieg. Aber tief darf er nicht fallen, das habe ich mir vorgenommen.

Die Veränderung in unsern Lebensverhältnissen, welche mir am meisten ans Herz geht, ist, daß wir unser kleines Rosenwik verlassen und uns für immer in der Stadt

ansässig machen müssen. Unsere Umstände erlauben es uns nicht mehr, blos des Vergnügens halber eine Landstelle zu haben.

Ich denke in der Stille bei mir selbst, wieder Musikunterricht zu geben. O, pfui! über die Thräne, welche hier aufs Papier fiel; die darf nicht wiederkommen. Ich weiß ja, daß Alles geht und gut geht, wenn man Muth in der Seele, Frieden im Herzen und im Hause hat. Wie elend wäre es nicht von mir, wegen der Zukunft in Angst zu sein, da ich eins der besten Loose des Lebens besitze, meinen guten, achtungswerthen Mann.

Bär wünscht, daß unser Unglück bis auf Weiteres in der Gegend geheim bleiben möge. Ich werde mich daher in Acht nehmen, Jemanden eine Ahnung davon bekommen zu lassen. Ich will das Versprechen halten, das ich Bär gegeben habe; ich will ruhig sein und in meiner Arbeit Zerstreuung suchen. Ich habe viel im Garten zu thun. Ich werde eine Menge Rosenbüsche pflanzen. Und wird es mir auch nicht vergönnt, die Rosen zu riechen, nun wohl, sie werden eines Andern Nase erfreuen!

Den 23. Abends.

Ich bin ganz erfrischt durch meine Gartenarbeit. Serena hat den Tag hier zugebracht und mir guten Beistand geleistet. Wir haben ein Erdbeerenbeet besetzt, Stachelbeeren- und Rosenbüsche gepflanzt. Ich hoffe, sie werden gedeihen. Wie solche Arbeit erfrischend ist! Aber was mir wohler als alles Andere gethan hat, ist, daß Serena mir ihr Herz, das gute, liebende, reine Herz eröffnet hat. Alles ist so, wie ich geahnt habe. Serena liebt Bruno, Bruno Serena. Jedoch scheint das Verhältniß jetzt abgebrochen zu sein. Daß es so bleiben werde, glaube ich nicht. Soll ich aber eine Verbindung zwischen ihnen wünschen? Ach! ich weiß es nicht. Serena ist heute bleich. Man sieht ihr an, daß sie viel gelitten hat. Jetzt bereitet sie unsern Thee und steht am Tische gedankenvoll

und anmuthig, mit dem wehmüthigen Zuge um den Mund. Ich habe ihr ausführlich Alles erzählt, was ich jüngst auf Ramm erlebt habe, und ich sah sie dabei bleich werden, erröthen, weinen, leiden und in strahlender Entzückung verklärt werden. „Der Thee ist fertig!" „Ich komme, mein Engel!" Guten Abend, liebe Marie! Ich denke heute Nacht gut zu schlafen. Morgen werde ich bei ma chère mère sein. Ich schreibe alle Tage an einem Briefe für Bär. Es wird ein tüchtiges Paquet voll wichtiger Läpperei.

Später.

Ich bin erschreckt worden, und mir ist noch ganz unheimlich zu Muthe. Als Serena nach Hause fahren sollte, begleitete ich sie auf den Hof hinaus. Die Luft hatte eine für die späte Jahreszeit ungewöhnliche Milde, und die Natur in ihrer herbstlichen, halb wehmüthigen Schönheit stand ruhig um uns herum, beglänzt von einer klaren Abendröthe. Serena schien den Augenblick mit Genuß zu empfinden und sagte, indem wir einige Schritte nach dem Garten hin thaten: „Glaubst Du nicht, Fanny! daß zuweilen in der Luft Etwas liegt, was man „Güte" nennen könnte, und was gleich dieser auf das Herz einwirkt? Man wird gut davon."

„Du sprichst meine eignen Gefühle aus, Serena! Aber ich muß Dich ebenfalls fragen, ob Du nicht bei rauhem Herbstwetter Neigung verspürt hast, rauh an Gemüth zu werden?"

„Ach ja!" antwortete lächelnd Serena; „aber wir müssen dann eine höhere Frühlingsluft suchen."

„Dies ist aber nicht immer leicht. Und vielleicht ist es für Diejenigen unmöglich, welche nicht lieben."

„Ja, glücklich Diejenigen, welche etwas auf Erden oder im Himmel zu lieben haben! Wer aber" — fügte sie hinzu, indem ihr Blick inniger und gleichsam verklärt ward — „wer braucht dies ganz zu entbehren? Ist nicht die Welt voll von liebenswürdigen Gegenständen?

Kommt es nicht auf uns nur allein an, unsere Seele diesen aufzuthun? Auch jetzt, Fanny," und sie sah sich in der schönen Landschaft um, „sind wir nicht auch jetzt von lebenden und liebenswürdigen Wesen umgeben? Ach! mir scheint oft, daß von Bäumen und Blumen, von Thieren und Sternen Stimmen ausgehen, welche mit mir von dem großen und guten Schöpfer reden und von dem Leben, daß sie durch ihn erhalten haben. — Ueberall begegnet mir eine Seele, welche der meinigen gleicht, welche ich verstehen und lieben kann. Und wo, in welcher Stellung des Lebens, tönen nicht solche Stimmen von Wesen und Dingen, die uns umgeben? Es wird von uns nur ein offenes Ohr gefordert!"

„Und ein reines Herz!" fügte ich, sie umarmend, hinzu. „Ja! dann könnte das ganze Menschenleben ein fortgesetztes Gespräch mit Gott werden und wir würden weder Bitterkeit, noch Langeweile kennen. Aber . . . ."

„Aber ich verliere das Gedächtniß, während ich mit Dir rede," fiel Serena ein. „Der Wagen hat schon lange gewartet; ich muß fahren. Adieu, liebste Fanny, adieu!"

Serena fuhr ab, und kaum hatte ich sie aus dem Gesichte verloren, als mein Blick plötzlich von einem Paar Augen getroffen ward, deren Ausdruck denen Serena's gar sehr unähnlich war. Sie glühten wie zwei Feuerkohlen aus der Fliederhecke, wo deren Besitzer sich verborgen zu halten schien. Ich stutzte, dachte an Lucifer und stierte auf die zwei brennenden Schlünde. Sie wurden jetzt gegen mich gerichtet, und Hagar sprang aus der Hecke hervor. Mit einem Antlitz, dem wilde Gefühle einen schrecklichen Ausdruck verliehen, kam sie zu mir und fragte heftig: „War sie es, war sie es, die er liebt? . . . . sage, war sie es?" Ich beabsichtigte, ihr ruhig meine Unkunde zu erklären, als Jemand in demselben Augenblick kam. Hagar stampfte heftig mit dem Fuße und rang wie unsinnig die Hände, indem sie zwischen den Zähnen mur-

melte: „Wehe! Wehe ihr und — mir!“ Hierauf stürzte sie fort.

Verstimmt und erschreckt ging ich ins Haus hinein, indem ich zu mir selbst sagte: „Es ist ein Unterschied zwischen Liebe und Liebe, es ist ein Unterschied zwischen wen, und wie und was . . . .“

Dieser Auftritt hat mich gestört und beunruhigt. Gäbe Gott, daß Bär wohl zu Hause wäre!

Siebzehnter Brief.

Rosenvik, den 28. September.

Es geht etwas Wunderliches mit ma chère mère vor seit dem Tage, an dem sie nach Carlsfors zurückkam. Sie ist sich nicht mehr ähnlich. Sie ist sonderbar still und gleichsam in einen Traum versunken. Ihre Schritte und ihre Stimme ertönen nicht mehr durch die weiten Säle auf Carlsfors. Man hört keinen „Hausdonner“, keine Scheltworte mehr, aber auch keine Sprichwörter, keinen frischen, häuslichen Scherz. Mit jedem Tage scheint sie weniger an Dem theilzunehmen, was um sie vorgeht. Inspector und Buchhalter kommen, um in Angelegenheiten des Gutes anzufragen; sie weist sie an Jean Jaques. Die Mägde kommen, um von ihren Geschäften zu reden; sie weist sie an Tuttén. Tuttén kommt, um Rechenschaft abzulegen und Aufträge zu empfangen, und steht lange und spricht und schlägt Verschiedenes vor, ohne Antwort zu erhalten. Ma chère mère scheint zuletzt zu vergessen, daß sie im Zimmer ist, und Tuttén, nachdem sie gehustet und sich verwundert, gefragt und gewartet hat, entfernt sich mit ängstlichem Gemüthe,

aber doch insgeheim entzückt über die Aussicht, die allein Schaltende und Gebietende im Hause zu werden, stößt jedoch plötzlich auf Jane Marie, welche sie allmälig unter ihre Herrschaft nimmt. Auch gegen Bruno ist ma chère mère verändert, und wenn er drinnen ist, sitzt sie stumm da und sieht ihn unverwandt an. Gestern, als sie so da saß, die Augen auf ihn gerichtet, sah ich, wie zwei große Thränen über ihre Wangen rollten. Es waren die ersten, welche ich ma chère mère habe vergießen sehen, seitdem sie ihren Sohn wiedergefunden hat. Was geht in ma chère mère vor? Was soll dieses Schweigen, diese ungewöhnliche Stille bedeuten? Möchte nur kein Anfall von Hypochondrie oder noch was Schlimmeres bevorstehen. Auch Bruno ahnt Böses. Er nahm mich gestern bei Seite und fragte unruhig, wie es mit seiner Mutter stände.

Ich konnte ihm Nichts darauf antworten. Und Bär, der verreist ist! Was werden wir ohne ihn anfangen? Ich habe ihm geschrieben, wie es hier steht, damit, wenn es sich thun läßt, er seine Rückreise beschleunigen möge.

Den 3. October.

Ich erhielt gestern einen Brief von Bär. Er ist in Briefen noch weniger ausführlich als in mündlicher Rede; seine Worte haben aber immer einen gewissen Most. Ich konnte aus seinem Briefe ersehen (obgleich es nicht wörtlich dastand), daß Peter bei seiner Ankunft neues Leben erhalten habe und daß seine Reise in mehrern Hinsichten nützlich gewesen sei. Von Ebba schrieb Bär: „Sie sieht aus wie ein kleiner Vogel, welcher, wenn das Dunkel kommt, den Kopf unter die Flügel birgt. Es ist gut, daß Peter jetzt der Flügel ist." Im Ganzen war Bär's Brief unendlich gut und beruhigend. Er glaubt, den 6. October hier sein zu können. Möchte er bald kommen! Seine Gegenwart ist höchst vonnöthen. Ich werde immer unruhiger für ma chère mère. Irgend eine große Veränderung mit ihr ist ganz gewiß im Anzuge, und jetzt,

da ich ernstlich für sie fürchte, fühle ich immer mehr, wie sehr ich sie lieb habe. Sie ist seit einigen Tagen noch stiller, noch schweigsamer als früher, und scheint eine gewisse innere Ruhe zu besitzen; aber in ihren Bewegungen, in Allem, was sie thut und vornimmt, herrscht eine Ungewißheit, eine Verwirrung und Ungeschicktheit, höchst ungleich ihrer frühern so sichern und gewandten Art. Auch ist sie jetzt so ungewöhnlich sanft und gut, daß die Diener des Hauses zugleich darüber erstaunt und gerührt sind. Sie sehen einander und uns an und scheinen zu fragen: „Was fehlt ihr?" So frage auch ich.

Den 7. October.

Ach Marie! Jetzt weiß ich Alles und auch Du sollst nun Alles erfahren. Bär kam vorgestern Abend nach Hause. Ich empfing ihn, als ob er der einzige Mensch in der Welt gewesen wäre, NB. außer mir selbst. Was er mir von seiner Reise, unsern Angelegenheiten, von Ebba und Peter sagte, werde ich Dir ein anderes Mal erzählen. Jetzt kann ich blos von Dem reden, was sich gestern ereignete.

Es war Sonntag und wir waren zu Mittag auf Carlsfors. Bär's Augen waren forschend auf ma chère mère gerichtet und die Grimassen besagten nichts Gutes, d. h. sie blieben gänzlich aus; was ein Zeichen ist, daß Bär ernsten und traurigen Sinnes ist. Bei Tische hatte ma chère mère Bär zur Rechten, Bruno zur Linken. Sie war auch jetzt schweigend und stille, aber ganz ungewöhnlich bleich. Auch war die Haltung nicht so stolz, die Toilette nicht so geordnet, wie sonst. Es that mir weh, sie anzusehen.

Als wir die Suppe gegessen hatten, schenkte ma chère mère Wein für Bruno ein. Der Wein rann in Strömen auf die Tischdecke, und sie merkte es nicht. Bruno wollte die Flasche aus ihrer Hand nehmen, indem er leise sagte: „Mutter gießt den Wein auf den Tisch!"

„Thue ich das?" sagte sie mit einer unheimlichen Stimme, „nun, da sehe ich, daß es mit mir zu Ende ist; mein Sohn, — schenke Dir selbst Wein ein, Deine Mutter wird es nicht mehr thun!" Sie setzte die Flasche auf den Tisch, schob den Stuhl von sich und stand auf. Wir Alle erhoben uns mit einer gemeinsamen Bewegung. „Bleibt sitzen;" sagte ma chère mère mit starkem, imperatorischem Tone, „bleibt sitzen, Niemand möge mir folgen!"

Sie grüßte mit der Hand und schritt langsam und majestätisch hinaus mitten durch die verwunderten Bedienten, stieß aber an die Thüre an, wobei Bär und Bruno heftig aufsprangen. Sie wandte sich schnell um und rief: „Wer mir folgt, ist mein Freund nicht! — Bleibt Alle ruhig hier," fügte sie sanfter hinzu, „ich werde Euch bald rufen lassen."

Wir kannten ma chère mère's Gemüth zu wohl, um uns ihrem so streng ausgesprochenen Willen zu widersetzen, aber Du kannst Dir nicht vorstellen, in welcher Spannung wir uns befanden. Ueber eine Stunde brachten wir in der peinlichsten Erwartung hin. Ich litt durch Bruno's Leiden. Mit tief gerunzelten Augenbrauen ging er heftig im Zimmer auf und ab und trocknete zuweilen den Angstschweiß von seiner bleichen Stirn. Endlich kam Elsa. Die stille Dienerin war sich nicht mehr gleich. Mit verwirrtem Aussehen und unsicherer Stimme bat sie uns, zu der Generalin hereinzukommen.

Bruno stürzte voraus, wir eilten ihm nach, und mit innerem Beben erwartete ich, etwas Schreckliches zu erblicken. Aber nein! kein schrecklicher Anblick begegnete uns in ma chère mère's Zimmer. Sie saß im Hintergrunde desselben in ihrem großen Lehnstuhle, aufrecht und ruhig, aber mit keiner Generalsmiene, und nur auf dem blassen Gesichte, auf den rothen und geschwollenen Augenlidern erschienen Spuren einer starken, aber überstandenen Gemüthserschütterung.

„Seid Ihr Alle hier?" fragte ma chère mère mit fester Stimme. Es ward bejaht, während wir uns um sie sammelten.

„Meine Kinder!" begann jetzt ma chère mère mit einer wunderlichen Mischung von Stärke und Demuth, „ich habe einen Augenblick allein sein wollen, um mich darauf vorzubereiten, wie es einer Christin geziemt, vor Euch zu erscheinen und mein Unglück zu offenbaren. Jetzt hat der Gram sein Recht eingenommen; es ist nun Zeit, daß die Vernunft das ihrige nehme. Meine lieben Kinder! des Herrn Hand ruht schwer über mir: er hat meine Augen mit Finsterniß geschlagen."

Ein dumpfer Ruf des Schmerzes ward gehört, und das Echo desselben erhob sich rund umher. Ich ergriff Bär's Hand und sah ihm an, daß er die Sache geahnt hatte.

„Meine lieben Kinder!" begann ma chère mère wieder, „Ihr sollt Euch über mich nicht grämen. Auch ich gräme mich nicht mehr. Im Anfang, das bekenne ich, war es mir schwer, und lange wollte ich nicht glauben, daß es so mit mir wäre, wie es ist. Nein! ich wollte nicht darauf eingehen; ich weigerte mich, ich murrte in mir; ich war, wie „„das alte Weib gegen den Strom."" Aber es ward immer finsterer und finsterer; das Unglück ward immer gewisser; heute ward es mir vollkommen klar, und jetzt — habe ich mich gedemüthigt. Ach, meine Kinder, laßt uns erstens bedenken, daß es unmöglich ist, mit unserm Herrgott zu streiten; wenn wir ihm kleine Steine hinwerfen, so wirft er uns große zurück. Zweitens sind wir alle kurzsichtige Menschen, und wissen nur wenig, was uns und Andern gut ist; und deshalb, meine Kinder, ist es gut für uns, unter der Hand unsers Herrgottes zu kuschen und ihm unterthänig zu sein; denn er weiß wohl, was er thut."

Ich konnte nicht länger ruhig dastehen. Ich warf mich mit Thränen in den Augen an ma chère mère's

Hals, indem ich ausrief: „Bär wird ma chère mère helfen; er wird Ihnen das Gesicht wieder schaffen!"

„Ich hoffe es wirklich zu können," sagte Bär, indem er näher trat, ihre Hand ergriff und sie scharf ansah: „Es ist der graue Staar. Der kann geheilt werden. In einem oder zwei Jahren ist er vermuthlich reif geworden, und eine Operation kann dann vorgenommen werden."

„Lars Anders!" sagte ma chère mère, indem sie seine Hand drückte, „ich will an Dich glauben, und in diesem Glauben freudig leben. Ich werde geduldig warten, bis der Tag kommt, wo ich des Herrn Sonne wiedersehen darf. Und kommt er niemals für mich hier auf Erden, so werde ich doch mit Ergebung in meiner Dunkelheit sitzen. Ich habe früher in schlimmerem Dunkel gesessen. Jetzt bin ich im Vergleich glücklich. Haben sich doch meine Augen an einer großen Freude satt sehen können. Und wenn ich auch nicht sehen kann, so kann ich doch meinen Sohn hören und — Euch Alle," fügte sie hinzu, als fürchte sie, gegen uns eine Ungerechtigkeit zu begehen.

Bruno stand über seine Mutter hingeneigt. Sein Kopf war gegen den ihrigen herabgebeugt, und sie fühlte seinen Athem über ihrer Stirne: „Bist Du es, mein Sohn?" fragte sie zärtlich und erhob etwas die verdunkelten Augen.

„Ja, meine Mutter," antwortete er mit gerührter, melodischer Stimme.

„Gib mir dann den Arm, mein Sohn, und führe mich in den Saal!" sagte ma chère mère. „Und Ihr Alle, meine Kinder, folgt mir. Bruno wird uns eins seiner schönen Stücke vorspielen, und wir wollen Alle so sein, wie vordem. Willfahrt mir hierin, meine Kinder; laßt Euch durch mein Unglück nicht stören, und glaubt nicht, daß Ihr mich zu beklagen braucht. Niemand soll mehr Mühe als sonst davon haben, mir aufzuwarten und behülflich zu sein. Ich werde mir schon selbst helfen. Und bedarf ich zuweilen eines Andern Hand,

eines Andern Auge, so werde ich darum bitten, und bin gewiß, daß ich deren nicht entbehren werde. Uebrigens wollen wir so wenig wie möglich aus diesem Vorfall machen. „„Es ist alter Weiber-Trost, zu jammern und zu leiden,"" sagte unser großer Gustav Adolf, und ich sage, daß es jedem vernünftigen Menschen geziemt, Gott im Sinne zu haben und geduldig das ihm auferlegte Kreuz zu tragen."

Hierbei stand ma chère mère auf und reichte Bruno ihren Arm; er aber schlang den seinigen um ihren Leib, während er mit unendlicher Zärtlichkeit ihre Hand an seine Lippen preßte, und führte sie so aus dem Zimmer. Eine schwache Röthe flammte hierbei auf ma chère mère's bleicher Wange auf, und mit einem Lächeln, das man wol glückselig nennen kann, neigte sie ihren Kopf gegen seine Schulter. So gingen sie. Wir Andern folgten ihnen.

Hierauf spielte Bruno, wie es seine Mutter verlangt hatte, und spielte göttlich. Ich habe noch nie Jemanden solche Töne aus einem Instrumente hervorlocken gehört.

„Er spielt nicht wie ein Engel, sondern wie ein Erzengel!" sagte ma chère mère. Aber als er in düstere Töne einfiel, sagte sie: „Lieber Sohn! spiele etwas Munteres; das da ist so ängstlich!"

Gleich der berühmten Königin Elisabeth liebt ma chère mère eigentlich nur fröhliche und lärmende Musik.

Nach der Musik entstand eine allgemeine Unterhaltung. Wir schlossen uns in einen Ring um ma chère mère, und Jeder von uns that sein Bestes, sie zu zerstreuen und zu ermuntern, und noch nie ist mir eine Conversation so belebt und unterhaltend vorgekommen; auch ma chère mère ward während derselben lebhafter und aufgeräumter, als ich sie je gesehen habe. Bruno glänzte in interessanten und feurig vorgetragenen Erzählungen. Ma chère mère schrie zuweilen laut auf, bald vor Schrecken, bald vor Ueber-

raschung und Freude. Und ich bekenne, daß ich dasselbe that.

Wunderbarer, unbegreiflicher, interessanter Bruno!

Unter solchen Gesprächen vergingen der Nachmittag und Abend, man wußte nicht wie. Wir verwunderten uns Alle, als man das Souper ansagte. Ma chère mère sprach, indem sie aufstand: „Meine lieben Kinder! Ihr seid heute Abend so überaus lustig und interessant, daß ich die ganze Nacht aufsitzen und Euch anhören könnte. Aber, „„der aus dem Grapen ißt, hat Nichts in der Schüssel,““ und man muß im Vergnügen nicht mehr schwelgen als in andern Dingen. Ich habe mich heute nicht wohl befunden, und thue am besten daran, jetzt zu Bette zu gehen. Ich danke Euch Allen, meine Kinder, für einen vergnügten Abend, und wünsche Euch eine gesegnete Mahlzeit und eine gute Nacht!“

Bruno führte seine Mutter in ihr Zimmer und verweilte dort lange bei ihr. Als er zu uns zurückkam, war er still, betrübt, aber sanft. Nach der Mahlzeit sprach er lange mit Bär über den Staar, und erkundigte sich genau nach den Arten, der Entwickelung und Operation desselben u. s. w., was Alles der gute Doctor con amore beschrieb.

Bär hält es für wahrscheinlich, daß ma chère mère's Blindheit sich von ihrer heftigen Gemüthsbewegung bei der Wiedererkennung ihres Sohnes herschreibt. Aber davon darf Bruno Nichts ahnen. Sonderbar, daß diese Mutter und dieser Sohn vom Schicksale dazu geführt werden sollen, einander Unglück zu bereiten. Aber jetzt, seitdem das Dunkel eingebrochen ist, muß wol der Kampf aufhören und der Versöhnungsengel, welcher in ihre Seelen herabgestiegen ist, auch seine Schwingen über ihr Leben ausbreiten!

Wie wird's aber übrigens mit ma chère mère in Zukunft werden? Wird ihre Gemüthsstärke sich aufrecht erhalten können? Wird ihre Kraft nicht sinken? Was

wird sie künftig thun, was wird sie sich vornehmen? Sie, die so herrschend, so unruhig war, wird sie nicht von Unthätigkeit niedergedrückt werden, wird sie nicht milzsüchtig, zänkisch, mürrisch, sich selbst und Andern eine Plage werden? „Sage Bär, was denkst Du davon?"

„Hum! wir werden wol sehen."

Den 9.

Wir suchen unsere Angelegenheiten ins Klare zu bringen. Es wird schwieriger, als wir im Anfang glaubten. Bedeutende Schulden werden uns drücken. Bär's Wohlthätigkeit gegen arme Verwandte von mütterlicher Seite fällt jetzt wie eine schwere Bürde auf ihn zurück. Viele Einschränkungen werden in unserm Haushalt gemacht werden und trotz alle Dem sehe ich dennoch, daß wir zum Winter in einen völligen Geldmangel gerathen. Aber Bär ist stark und gut, und ich werde Musikunterricht ertheilen, sobald ich in die Stadt komme. Wir ziehen bald dorthin. Bär hat eine kleine Wohnung von drei Stuben und einer Küche gemiethet.

Es thut mir weh, jetzt ma chère mère zu verlassen. Sie hat sich seit unserm letzten Zusammensein unwohl befunden. Ich habe Zahnschmerzen; mein Herz ist schwer. Es gibt Zeiten, wo Alles so langweilig geht. Aber wir sollen dann nicht vergessen, daß wir Freude gehabt haben, daß wir glücklich gewesen sind. Ich will es nicht thun, und will mir mein Leben nicht durch zu große Ungeduld erschweren. Schwere hasse ich ebenso sehr, wie je Fräulein Hellevi Hausgiebel. Es gibt (das fühle ich jetzt) Schwierigkeiten, Bürden, deren man sich nicht entledigen kann und will. Man soll sich dann Mühe geben, sie leicht zu tragen.

Den 14.

Es lebe ma chère mère! Man kann sich nicht besser und verständiger als sie in sein Unglück finden; man kann nicht mit mehr Würde unter des Herrn Hand „kuschen". Sie hat den äußern Haushalt auf Jean Jaques, den

innern auf Jane Marie übertragen, und sich nur vorbehalten, bei gewissen Gelegenheiten um Rath gefragt zu werden. Bei dieser Veranlassung hat sie eine große und stattliche Rede an die Untergebenen und Dienstleute gehalten. (Tuttén hat zum Winter aufgekündigt; sie und Jane Marie sind nicht die besten Freunde.) Ferner hat ma chère mère sich eine Person vom B—schen Institute in Stockholm verschrieben, welche sie darin unterrichten soll, sich in ihrer Blindheit mit verschiedenen Dingen zu beschäftigen, wie z. B. Schreiben, Kartenspielen u. s. w. Indessen strickt sie fleißig an ihrem großen Netze und übt sich mit Eifer im Violinspielen. Von Gemüth ist sie ruhig, gut und selbst fröhlich. Ich muß auch sagen, daß Jane Marie sich jetzt vortrefflich gegen sie benimmt und an den Abenden mit einer Selbstverleugnung, die achtungswerth ist, alle Sonaten von Steibelt und Pleyel „avec accompagnement de violon" spielt, welche ma chère mère auf ihrer Violine auswendig kann. Auch ma chère mère ist in ihrem Benehmen gegen Jane Marie herzlicher, was dieser wohl zu thun scheint. Bruno ist alle Tage auf Carlsfors. Ma chère mère erkennt schon von Weitem den Trab seines Rosses, erröthet dann und ruft: „Jetzt kommt er!" Wenn er bei ihr ist, herrscht etwas weit Weiblicheres und Anmuthigeres als sonst in ihrem Wesen. Bruno kauft Ramm und läßt sich dort nieder.

Den 15.

Wir machten heute verschiedene Zahlungen, welche all unser Geld verschlangen. Ich glaubte, daß wir keinen Heller mehr übrig hätten. Da entdeckte ich, daß wir noch ein Zwölfschillingsstück besaßen. Ich war so entzückt darüber, daß ich über mich selbst lachen mußte; aber darauf weinte ich; und zuletzt lachte ich wieder und umarmte meinen Bär.

Uebermorgen ziehen wir in die Stadt. Ich denke mit Freude daran, daß ich Serena und die vortrefflichen alten

Dahls dort sehen werde. Uebrigens werden wie gar keine Bekanntschaften machen, sondern still für uns selbst leben. Mit dem Winter wird's schon gehen, aber im Frühling! . . . . Ach, im Frühling, wenn Alles so schön auf dem Lande wird, wenn Luft und Blumen, Schmetterlinge und der Vögel Gesang . . . . Nein, ich will mich nicht traurig machen; ich will es nicht. Ich will Blumen in meiner Stube haben und ich will selbst Schmetterling sein für sie und meinen Bären.

Achtzehnter Brief.

W., den 20. October.

Seit drei Tagen sind wir in der Stadt. Montag Morgen verließen wir Rosenvik — nicht ohne Thränen von meiner Seite, ich bekenne es; aber ich hütete mich wohl, Bär sie sehen zu lassen. Ach! ich sollte die kleine allerliebste Stelle nicht mehr mein nennen! Der Morgen war grau und kühl, Schnee flog in der Luft; der Weg war holperig vom Nachtfroste. Der arme Polle zog schwer an Bär und seiner Bärin. Wir frühstückten auf Vogelneſt, wozu Fräulein Hellevi Hausgiebel uns ausdrücklich eingeladen hatte. Ihr guter Kaffee, mit zugehörenden Leckerbissen, ihr schönes Museum und einiges muntere Geschwätz belebten mich, und ich war wieder guten Muthes, als ich in der Stadt anlangte.

Unsere drei Zimmer sind sauber und gemüthlich, liegen aber nicht nach der Sonnenseite, was mir leid thut Lebet wohl, meine Blumen! Nun, man kann auch ohne sie leben. Ich habe diese Tage viel umhergestöbert. Gestern machte ich selbst Gardinen in unserm Zimmer auf. Serena war hier und half mir. Wie interessant das Ge-

sprách hierbei war, kannst Du Dir denken. „Mein Engel, gib mir dieses Mousselinstück!" — „Hast Du die Scheere?" — „Wo sind die Stecknadeln?" — „Hier" — „Der Hammer?" — „Dort" — „Diese Zwecke ist stumpf" — „Sieh, hier ist eine andere" u. s. w., und dann etwas Scherz, etwas Lachen. Mit Serena werden die Arbeiten zu Vergnügungen; Alles thut sie leicht und wohl. Zum Mittag hatten wir Alles in Ordnung, und als Bär nach Hause kam, führte ich ihn mit einigem Stolz in sein Zimmer, das er nie früher so zierlich gesehen hatte.

„Ach, der T — l!" rief er aus, aus allen Kräften gaffend und grimassirend.

Serena speiste mit uns. Sie war fröhlich und scherzte mit Bär; das Essen war gut; es war ein kleiner angenehmer Mittag. Als Serena am Nachmittage uns verlassen hatte, gerieth Bär über sie in eine Art von Extase und rief aus: „Sie ist ein wahrer Engel!"

„Ja, Bär, und deshalb würde sie ja auch gar nicht zur Frau für Dich passen."

„Nicht im Geringsten; ebenso wenig wie ich zum Mann für sie. Für mich paßt nur Eine — und diese ist meine Frau!"

„Na, das paßt sich ja vortrefflich!"

Alles ist jetzt in Ordnung in meiner kleinen Heimat. Hätte ich nur Sonne! Aber gottlob, ich habe des Hauses beste Sonne: ich habe Frieden.

Den 1. November.

Unser Unglück ist jetzt allgemein bekannt. Weißt Du, wodurch wir dies zuerst erfuhren? Dadurch, daß Bruno eines Morgens zu Bär kam und sein halbes Vermögen ihm zur Disposition stellte. Es that ihm weh, daß Bär außer einem Darlehn Nichts annehmen wollte, und dies nur, um eine Schuld, die ihn jetzt drückte, liquidiren zu können. Der redliche, alte Dahl kam auch selbst zu Bär, um ihm seine Dienste anzubieten. Alle unsere Bekannte

haben uns viele Freundlichkeit und viel Theilnahme bewiesen; mehrere von den Häusern, wo Bär Arzt ist, haben ihr gewöhnliches Jahrgeld jetzt eingeschickt. Mit allem Diesem ist unsern gegenwärtigen Sorgen abgeholfen, und ich bin ganz entzückt über die Güte der Menschen.

Kein Besuch, keine Güte hat mich jedoch so gerührt, wie die ma chère mère's. Sie kam gestern Nachmittag so freundlich und herzlich. Sie ließ sich von mir in den Stuben, in Küche und Vorrathskammer umherführen, ließ sich alle meine Anordnungen erklären, und beklagte nur, daß sie meine Gardinen nicht sehen könne, „welche, wie das Gerücht besage, besonders geglückt sein sollten." Von dem Verlust, den wir erlitten hatten, erwähnte sie Nichts; aber nach dem Thee sagte sie plötzlich scheltend:

„Höre, Lars Anders, was sind das für Dummheiten, wovon die Leute schwatzen? Du hast im Sinne, Rosenvik zu verlassen? Das verbitte ich mir. Davon will ich gar nicht reden hören. Und kannst Du in einigen Jahren kein Pachtgeld bezahlen, so sollst Du es, hol' mich der Henker, ohne Pachtgeld haben. Ja, das sollst Du. — Ich will kein Wort dagegen hören. Es ist jetzt gesagt und beschlossen!"

Bär mit seiner schrecklichen Unabhängigkeit beabsichtigte sehr viel dagegen zu sagen; aber ich ward so entzückt über ma chère mère's Worte, daß ich in einem Nu ihre Wangen und Hände küßte. Dies entkräftete Bär's Widerstand. Jetzt brummte er blos in den Bart hinein: „Zu viel!" . . . . „Wir können nicht annehmen, was wir . . . . nicht vergelten können." Aber ma chère mère unterbrach ihn heftig und sagte, indem sie mich auf ihren Knieen behielt: „Lieber Lars Anders! Steh nicht da und brumme wie ein Käfer in einem Bottich! Zu viel und zu wenig verdirbt Alles. Unabhängig zu sein und ein Kerl für sich, ist ein gutes Ding. Aber von einem Freunde einen Dienst nicht annehmen zu wollen, ist Hochmuth und taugt nichts. Du hast einen Verlust gehabt; das war

nicht Deine Schuld. Nun wohl, da mußt Du Dich auch deshalb nicht schämen. Nimm den Löffel in die rechte Hand, Lars Anders, und richte Dich nach den Umständen. Ein Jeder muß so thun, früher oder später. Heute mir, morgen Dir. Was vom Herzen angeboten wird, darf nicht zurückgewiesen werden. Außerdem, wenn ich Euch einen Dienst erzeige, meine Freunde, so erzeige ich mir selbst einen Dienst, denn es ist mir lieb, Euch zu Nachbarn zu haben; — es gibt Keine, die ich so lieb habe. Es bleibt bei Dem, was ich gesagt habe. Behaltet Rosenvik auf fünf Jahre ohne Pachtgeld. Nachher könnt Ihr mir wie früher bezahlen. Bessere Zeiten werden schon für Euch kommen, meine Kinder, denn Ihr seid fleißig und umsichtig, und nach Sturm und Regen läßt Gott seine Sonne scheinen. Sei nicht eigensinnig, Lars Anders! Sei ein guter Mann! Sieh Deine Frau an; sie ist weit verständiger als Du. Komm jetzt und küsse meine Hand und laßt uns einig sein!" Und sie reichte Bär die Hand hin, welcher halb mürrisch, halb dankbar und zärtlich sie küßte und schüttelte. Die Sache war jetzt abgemacht, ward nicht weiter besprochen, und ma chère mère fuhr ab, gut und fröhlich, wie sie gekommen.

Ich war so innerlich glücklich, mein Rosenvik wieder zu haben und den Frühling mit seinen Blumen und Vögeln dort zu genießen, daß Bär mit seiner halsstarrigen Liebe zur Unabhängigkeit nicht länger aushielt, sondern mit mir glücklich ward. So werde ich dann wieder an meinen Rosen riechen, meine Sachelbeeren pflücken, meinen Blumenkohl schneiden und den Garten anbauen. Alles das ist göttlich!

Den 14. November.

Seit anderthalb Wochen ertheile ich Musikunterricht. Serena, welchec ich meine Lage auvertraute, hat mir vier Eleven verschafft. Sie kommen des Vormittags, während Bär abwesend ist. Er weiß nichts davon und soll sich zur Zeit darüber verwundern, wie gut die Wirthschaft geht

und wie wenig sich doch das Geld in der Schatulle vermindert. Für einen Mann, der so gut ist und so wenig fordert, ist es ein Vergnügen, Solches zu thun. Im entgegengesetzten Falle wäre es eine Pein. Mit den Musikstunden geht es; was geht nicht, wenn man will? Angenehm sind sie nicht. Drei von meinen Schülerinnen sind sehr langsam im Begreifen und vorher schlecht unterrichtet. Ich thue mein Möglichstes, um sie zu beleben. Wir dreschen „bataille de Prague" mit Schweiß und Mühe durch. Meine vierte Schülerin ist ein gescheidtes Mädchen und macht mir Vergnügen.

Mit den alten Dahls komme ich in ein immer vertraulicheres Verhältniß. Sie behandeln mich wie ein Kind vom Hause. An Serena habe ich die beste, die liebenswürdigste Freundin. Bär ist so gut — ach ich habe so viel Gutes, wofür ich erkenntlich sein müßte — und dennoch ist mir schwer zu Muthe und es hängt eine Wolke über mir, die nicht schwinden will. Auch bin ich nicht ganz gesund; denn — es ist so finster hier in der Stadt und seit einer Woche herrscht ein unaufhörlicher Nebel, abwechselnd mit Regen — und dann, habe ich gewisse Gedanken, die . . . .

Ich möchte wol wissen, was ma chère mère zu diesen Klagelauten sagen würde; vielleicht: „Wer da singen will, findet immer ein Lied!" Ma chère mère spielt auf ihrer Geige und ist munter in ihrem Unglück. Wäre ich nur die Hälfte so vernünftig wie sie!

Neunzehnter Brief.

W., den 17. November.

Wir sind jetzt einen Monat in der Stadt gewesen. Dieser Nebel, diese finstere Zeit bedrücken das Gemüth. Und

dann das ewige Schmuzwetter! Man kann nicht eine Nase voll frische Luft bekommen. Auch haben alle Menschen Schnupfen und Brustfieber. Bär ist so beschäftigt, daß ich ihn nur des Mittags und spät am Abende zu sehen bekomme. Der alte Dahl hat einen Anfall von Podagra bekommen und Serena kann ihn nicht verlassen. Ich befinde mich nicht so wohl, um viel ausgehen zu können, und sehe sie daher nicht oft. Ich suche mich zu Hause zu beschäftigen; aber Nichts will gehen. Soeben wollte ich mich mit dem schönen „Gesang an die Sonne" aufmuntern, — aber ich hatte keine Stimme. So wollte ich ein kleines Gedicht schreiben, konnte aber zu „Herz" keinen andern Reim finden als „Schmerz", und dies stimmte mich zum Weinen; darauf wollte ich recht und schlecht nähen; aber die Arbeit ging weder recht noch schlecht. Zuletzt setzte ich mich ans Fenster, um beim Geräusch von Karren und Dachträufeln Dir meine üble Laune zu erzählen. Meine kleinen Schülerinnen beschweren mich auch. Wir kommen unmöglich weiter mit bataille de Prague; wir müssen etwas Anderes versuchen. Sage, weißt Du etwas Ermüdenderes als unaufhörliches Dachträufeln?

Den 19.

Ich wollte gestern Serena sehen. Ich bedurfte ihres freundlichen Anblicks; denn ich war mismuthig über Vieles und besonders über mich selbst. Meine Eleven hatten mich am Vormittage so gequält, daß ich weinte, als ich allein war. Mittags war die Suppe räucherig. Bär mußte mich gleich nach Mittag verlassen. Es schien mir Alles unerträglich, und um die böse Laune aus dem Hause zu treiben, wanderte ich unterm Regenschirm und im Schmuze zu Dahls hin.

Ich fand sie allein. Die kleine Familie war im Krankenzimmer des Alten versammelt. Er saß in einem großen Lehnstuhl, die Füße mit Flanell umwickelt. Serena's Blick und Freundlichkeit würden mich ermuntert haben,

hätte nicht ihre Blässe mich erschreckt und mich ahnen lassen, daß es auch hier nicht recht wohl stände. Herr und Madame Dahl waren ebenfalls ungewöhnlich still und ernst. Ich sah jedoch deutlich, daß das Verhältniß zwischen den Alten und ihrem Liebling ebenso herzlich wie gewöhnlich war.

Nach dem Thee ging Madame Dahl in ihr Zimmer und bat mich, sie zu begleiten, da Serena ihrem Großvater laut vorlesen würde, der diesen Abend nicht zu plaudern vermöchte. Als wir allein waren, wollte auch zwischen uns kein Gespräch recht in den Gang kommen; die gute Alte war in Gedanken versunken und seufzte tief. Ich forschte zärtlich nach der Ursache und erfuhr sie auch: Bruno hatte vor einigen Tagen bei Serena's Großeltern um ihre Hand angehalten.

„Sein Begehren," fuhr Madame Dahl fort, „that mir leid, zumal da er es zugleich so warm und so männlich vorbrachte; denn ich habe Bruno immer leiden mögen, und dennoch konnten wir, aus vielen Ursachen, nicht an Bruno als Serena's Gatten denken, wenigstens jetzt noch nicht, wo wir ihn so wenig kennen. Es waren wunderliche Gerüchte über seine Jugend und die Veranlassung seiner Flucht aus dem Mutterhause im Umlauf. Man hat seit vielen Jahren Nichts von ihm gehört, und auch jetzt wird zweideutig von ihm gesprochen, besonders in Ansehung eines Frauenzimmers, das er in seinem Hause hat. Mein Mann ist streng in seinen Forderungen an die Ehre und den reinen Ruf eines Mannes, und wenn Jemand ein Recht dazu hat, so hat er es gewiß. Er hat, sowie ich, Bruno wirklich lieb und freut sich innig über das Gute, das dieser jetzt will und bewirkt; aber er wünscht nicht, daß wir ihn Sohn nennen. Serena ist sein Auge, seine Freude, sein Stolz; — nicht zu verwundern ist es daher, daß er sie nicht einem Manne geben will, dessen Leben und Charakter in Dunkel gehüllt sind. Er nahm deshalb Bruno's Begehren mit Kälte auf, und ohne es

abzuweisen, bat er ihn, gegenwärtig nicht weiter daran zu denken, sprach von der Zukunft, von näherer Bekanntschaft u. s. w., und um diese wenig angenehme Unterredung freundlich zu beschließen, fügte er scherzend hinzu: „Uebrigens — wenn, wie die Bibel erzählt, Jacob sieben und wieder sieben Jahre für Rebecca diente, so müssen Sie es nicht ungereimt finden, einige Jahre zu warten und zu suchen, ein Mädchen zu verdienen, welches gewiß besser und schöner ist als die Lämmerhirtin in dem Lande Mesopotamien." Aber dieser Scherz über Jacob und Rebecca schien Bruno durchaus nicht zu ergötzen. Mit einem düstern Blick nahm er seinen Hut, verbeugte sich und verließ uns, ohne ein Wort zu sagen."

„Als er fort war, fühlten wir uns ganz verstimmt, und beschlossen, Alles, was jetzt vorgefallen, Serena zu entdecken, und zu hören, was sie dazu sagen würde."

„Wir thaten es, und ihre tiefe Gemüthsbewegung hierbei bekräftigte, was ich geahnt hatte und was sie selbst auf unsere Frage offen bekannte: Serena liebt Bruno! Schon als Kind faßte sie für ihn eine sonderbare innige Ergebenheit, und diese ist jetzt Liebe geworden. Aber als mein Mann Serena die Gründe vorlegte, welche ihn vermocht hätten, Bruno eine so wenig aufmunternde Antwort zu geben, sagte sie, obgleich unter Thränen, er habe ganz Recht. Und als er jetzt aufgeregt hinzufügte, seine grauen Haare würden sich mit Sorgen ins Grab legen, wenn sie mit einem Manne sich verbände, der ihrer nicht würdig wäre, und auch jetzt könne er keine Ruhe haben, wenn Serena so an Bruno gefesselt würde, daß sie sich ohne eine Verbindung mit ihm für unglücklich hielte: da schlang Serena ihren Arm um seinen Hals, bat ihn, ruhig zu sein und versicherte, daß sie uns mehr liebe als Bruno und nie ihre Hand ohne unsere volle Einwilligung vergeben werde, daß sie immer bei uns bleiben wolle, und so süße Sachen sagte sie uns, wie zufrieden sie mit ihrer Lebenslage wäre, wie glücklich unsere Zärtlichkeit sie

mache und so weiter, daß uns viel leichter ums Herz wurde."

„Seit dieser Zeit haben wir nicht mehr von der Sache gesprochen — aber Gott weiß, wie es kommt, wir sind Alle etwas verstimmt. Ich sehe es Serena an, daß ihr Herz schwer ist, obgleich sie sich so freundlich zeigt wie immer. Mein Mann strengte sich bei der Unterredung dieser Tage an, und die Gicht hat sich dadurch verschlimmert. Auch von Bruno, der früher so oft hier war, hat man Nichts gehört; vielleicht nimmt er den Aufschub so übel auf, daß er deshalb nach Westindien zurück reist."

„Dann mag er reisen!" sagte ich; „dann ist er Serena's nicht werth. In Wahrheit, ich muß mit Herrn Dahl sagen, sie ist ein Mädchen, welches verdient, daß man ihretwegen warte und diene. Wohl aber will's mich bedünken, daß sieben und wieder sieben Jahre gar viel ist in jetziger Zeit, wo die Menschen nicht halb so lange leben wie die Patriarchen."

Madame Dahl lachte und sagte: „Du hast immer ein munteres Wort, meine kleine Franziska! Nun wohl, dasselbe habe auch ich gedacht und gesagt; aber mein Mann, in allem Andern so klug und vortrefflich — ist etwas eigensinnig in Heirathsangelegenheiten. Es gefällt ihm überdies nicht, wenn man sich um Serena bewirbt. Ach Franziska! ich habe oft gedacht und geahnt, daß in unsere Zärtlichkeit für Serena sich wol noch Eigennutz einmischen könnte, und daß wir vielleicht ebenso sehr fürchten, durch ihre Heirath ihre sorgfältige Pflege und Gesellschaft zu verlieren, als daß sie in ihrer Ehe nicht glücklich werden würde. Ich habe Mühe (fügte sie seufzend hinzu), mir dies recht klar zu machen. Ach, das Leben ist ein Streit bis zum Grabe. Das Alter hat ebenso wohl und vielleicht noch schwierigere Versuchungen zu bekämpfen als die Jugend. Das alte Blut wird so träge, die Gefühle so starr, die Kälte, welche in den Körper schleicht, will sich in die Seele einnisten. Man fühlt, daß man vieler Hülfe

bedarf, und fängt an, Anforderungen zu machen; man hat viele kleine Krämpfe, und ihretwegen vergißt man leicht, an den Leiden und Genüssen Anderer Theil zu nehmen. In Wahrheit, es sind schwere Versuchungen, und hätte man nicht das Evangelium, um sich daran zu halten und zu wärmen, so glaube ich gewiß, daß man untersänke. Und vielleicht läßt man sich dennoch mehr fesseln, als man weiß."

Während unsers Gespräches hatte die Uhr neun geschlagen. Madame Dahl und ich verzehrten eine leichte Abendmahlzeit. Serena blieb drinnen bei ihrem Großvater. Nach der Mahlzeit gingen auch wir zu ihm, um dem Abendgebete beizuwohnen, welches seit 50 Jahren jeden Abend in diesem Hause gehalten wird. Als ich an die Thüre kam, hörte ich Serena laut lesen.

„Mein Gott!" dachte ich, „sie wird doch nicht die ganze Zeit gelesen haben, seitdem ich sie verließ!" Wir gingen hinein, das Lesen hörte auf; die Hausleute versammelten sich im Zimmer, und der alte Dahl verrichtete selbst mit Würde und Andacht das kurze, aber schöne Abendgebet. Als dies zu Ende war, gaben Hausgenossen und Diener einander gegenseitig die Hände zu einem freundlichen „gute Nacht!" Das Ganze war ein friedevoller Auftritt, der dem Herzen wohl that.

Als wir wieder allein waren, merkte ich, daß Serena müde aussah. Sie hustete einige Male. Der Husten gefiel mir nicht; aber als ich sie mit fragender Unruhe anblickte, lächelte sie mir entgegen so freundlich und fröhlich, als ob sie mir diesen Eindruck benehmen wollte.

Als ich Abschied nahm und dem alten Dahl wohl zu schlafen wünschte, sagte er: „Der Schlaf ist seit einiger Zeit mein Freund nicht, aber ich bin noch glücklich genug, eine kleine Sheherezade an meinem Lager zu haben, welche mir einen Theil der Nacht durch ihre angenehmen Geschichten verkürzt. Und das hat sie wol in mehr als tausend und einer Nacht gethan. Aber vielleicht bist Du

heute Abend müde, mein gutes Mädchen?" fügte er hinzu, indem er Serena ansah.

„Ich kann ganz gut noch ein wenig lesen!" erwiderte sie herzlich.

Ich war im Begriff, mich durch eine Anmerkung über Serena's müdes Aussehen dem zu widersetzen; doch bei meinem ersten „Aber" legte Serena schnell ihre Hand auf die meinige, so verbietend, so dringend, daß ich meinen geöffneten Mund wieder schloß.

Serena begleitete mich hinaus. „Serena!" sagte ich im Tone des Vorwurfs, „warum sagst Du Deinem Großvater nicht die Wahrheit? Du bist müde; ich sehe es. — Glaubst Du, daß er damit zufrieden ist, wenn Du Dich, um ihn zu ergötzen, zu Tode liesest. Das ist unrecht, unvernünftig!"

„Still, still! Du vernünftiger Mensch;" sagte Serena lächelnd und liebkosend, während eine Thräne in ihrem Auge glänzte. „Laß mich heute Abend meinem Verstande folgen; ein anderes Mal werde ich Deinem folgen. Großvater ist nicht wohl und seine Laune ist heute sehr herabgestimmt. Wenn er glauben sollte, daß ich mich nicht wohl befände, so würde er sehr unruhig werden. Ich befinde mich auch nicht unwohl; ich bin nur ein wenig müde. Bald werde ich wieder sein wie ein Winterneumond."

„Dann mußt Du mich bald besuchen, denn meine Laune ist seit einiger Zeit beständig im Abnehmen."

„Ach, ich habe es geahnt. Was ist's, Fanny? Meine liebe Fanny, was ist's, das Dich so bedrückt? Setze Dich! Laß mich Dir den Pelz abnehmen! Kann ich nicht jetzt, jetzt erfahren . . . ."

„Nein, nein! jetzt nicht. Komm aber bald zu mir, Serena."

„Sobald es mir nur irgend möglich wird!"

Dahl's Bedienter begleitete mich mit der Leuchte nach Hause. Es regnete, und schwer wie die Regentropfen fielen

meine Gedanken. „Soll Serena" — so sprachen sie — „in ihrer Jugend verwelken, weil sie den Alten so lieb geworden ist und sich ihnen so unentbehrlich gemacht hat! Ich wünsche, daß sie entführt würde — sie wird sonst in dies Lesen festgezaubert. Bruno würde der rechte Mann sein, eine solche That auszuführen. Aber Bruno — dieser unruhige und nicht reine Geist — wird er sie glücklich machen können? Hieße dies nicht aus der Asche ins Feuer gerathen? Meine arme, gute Serena! wie die Wasserlilie scheinst Du bestimmt zu sein, bald von ruhigen, bald von stürmischen Wogen getragen zu werden, und nur als eine Zierde oder Beute derselben zu leben!"

Den 22.

Die Wasserlilie hat jedoch ihre eigne Wurzel, obgleich diese in der Tiefe verborgen wird; und obgleich ihre Blüthe sich von der Welle willig schaukeln läßt, hat sie doch ihr eignes festes Augenmerk, und dies ist — der Himmel. Von daher saugt sie Kraft und Licht. Und jetzt von der Blume der Wellen zu der Blume des Thals, zu Serena.

Heute an dem kühlen finstern Morgen überraschte sie mich, und ich gestehe es — überraschte mich in Thränen. Ich schämte mich derselben und konnte auf ihre zärtlichen Fragen und Liebkosungen nur sagen: „Ach, kehre Dich daran nicht, Serena! Ich bin heute etwas schwach. Du hättest an einem andern Tage kommen sollen. Heute bin ich dumm zimperlich . . . ."

„Nein, gerade heute mußte ich kommen," erwiderte Serena mit eifriger Herzlichkeit, „gerade heute freut es mich, hier zu sein. Ich habe keine Ruhe gehabt, seitdem ich Dich zuletzt sah. Du sprachst so wehmüthig, so Dir unähnlich. Und jetzt bin ich hier und gehe nicht eher weg, bis Du mir gesagt hast, was Dein Gemüth bedrückt."

„Hüte Dich vor Repressalien, Serena!"

„Ach, Du bist streitlustig, höre ich. Nun, da werde ich gleich ruhiger. Sieh, nun lachst Du! Gottlob, nun

wird wol Alles gut, aber sage mir jetzt, liebe Fanny, sage mir . . . ."

Wir krochen auf den Großvaterstuhl, wir plauderten, wir weinten, wir lachten zusammen und Serena's zärtliche und kluge Worte erleichterten mein Herz bedeutend. Aber als ich in mir selbst ruhiger ward, begann ich plötzlich sie anzugreifen und sagte:

„Jetzt ist die Reihe an Dir, Serna! Nun mußt Du mir beichten. Nein, nein, Du darfst Dich nicht entziehen, Du darfst mich nicht verlassen, ehe Du mir nicht dieses Räthsel gelöst hast. Du kommst heute zu mir, sprichst mit mir, von mir, als wenn von nichts Anderm in der Welt zu reden wäre. Du hast Etwas in Deinem Blick, was zu sagen scheint, daß der ewige Friede in Deiner Seele wohne. Sage mir, kann dies so sein? Ich weiß, daß Bruno Deine Hand begehrt hat. Ich weiß auch, daß sie ihm, wenn auch nicht abgeschlagen, doch in so zweifelhafter und weiter Perspective gezeigt worden ist, daß es höchst unwahrscheinlich wird, er werde sie jemals erreichen. Ich weiß auch, daß ihn dies verletzt hat . . . . kann Dir dies Alles gleichgültig sein?"

„Nein . . . . nicht gleichgültig!" Es schien Serena peinlich zu sein, über diesen Gegenstand zu sprechen.

„Liebste Serena," rief ich aus, „verzeihe mir. Ich sehe, daß ich Dich plage. Aber dieses Mal mußt Du mich in Dein Herz sehen lassen. Ich weiß, daß Bruno Dich sehr liebt. Du hast mir selbst gestanden, was Du für ihn fühlst. Kannst Du ihm so ohne Schmerz entsagen?"

„Nicht ohne Schmerz . . . . aber doch, ohne sehr viel zu leiden."

„Betrügst Du Dich nicht selbst? Du sagst jetzt: Ich leide nicht; und bist doch so bleich. Eines Tages wirst Du sterben, während Du noch sagst: Ich sterbe nicht."

Serena lächelte wehmüthig, indem sie erröthete und sagte:

„Nein, Fanny! von diesem Kummer sterbe ich nicht. Ich habe mich selbst geprüft und weiß, daß ich ihn tragen kann. In Kurzem werde ich nicht mehr bleich, werde ich wieder völlig ruhig und stark sein. Meine Eltern haben mir die Gründe gesagt, welche sie bewogen haben, in Bruno's Wünsche nicht einzuwilligen. Ich finde, daß sie Recht haben und daß sie unmöglich anders denken und handeln können. Ich habe deshalb meine eignen Gefühle zum Schweigen gebracht; ja, ich habe alle Gedanken an eine Verbindung mit Bruno entfernt. Ich will allein für meine alten Eltern leben. So lange sie mich lieben und durch meine Sorgfalt für sie glücklich sind, werde ich mich nicht unglücklich fühlen."

„Ist denn Dein Pflichtgefühl so stark, ist Deine Zärtlichkeit für sie so Deinem Herzen genügend, daß sie jeden Wunsch, jede bittere Sehnsucht, welche Du doch, wenn Du liebst, empfinden wirst, überstimmen können?"

„Ja, wenn auch nicht immer, so ist es doch im Ganzen so. Siehst Du, Fanny, mag auch am Tage einige Ungeduld, einige Sehnsucht, irgend ein Ach — wie Du es nennst, im Herzen erwachen; wenn der Tag verstrichen ist, und ich zur Ruhe gehe, und mir sagen kann, daß Diejenigen, welche meine Kindheit zärtlich pflegten, am Tage Gemächlichkeit und Vergnügen durch mich gehabt haben, und denke, daß sie jetzt zufrieden ruhen und ihr Kind segnen: dann, Fanny, wird es mir so wohl, so ruhig ums Herz; dann schweigt jedes Ach, und ich bin zufrieden und dankbar wegen meines Looses."

„Und wenn Deine Eltern noch zehn oder zwanzig Jahre leben? Mit jedem Jahre werden sie Deiner Pflege mehr bedürfen — und dieses Lesen — Serena, Du wirst vor der Zeit dahinwelken, Du wirst in Deinen besten Jahren alt werden."

„Und wenn die Wange einschrumpft und das Auge matt wird, — was weiter, gute Fanny, wenn man des Herzens Frieden sich erwirbt! Ich habe an die Zukunft

gedacht, von der Du sprichst, und fürchte sie nicht. Wenn Eltern nicht ganz gut und achtungswerth sind, kann es schwer, sehr schwer sein, blos für sie zu leben, und dies dann mit Grund Aufopferung genannt werden. Aber wie ganz anders ist es nicht hier; — für mich; und wie viele Reize, die Niemand ahnt, hat nicht mein Leben! Aeußere ich wol einen Wunsch, den nicht meine Eltern zu befriedigen wünschen? Wie manche große Freude schenkt mir nicht ihre Güte und Freigebigkeit? In der That, für so gute und ehrwürdige Eltern zu leben, ist ein schönes und edles Loos."

„Du sprichst ganz wohl und schön, Serena!" sagte ich bei übler Laune, „und Niemand kannn Deine Eltern mehr bewundern als ich; aber ich kann es nicht recht leiden, daß sie nie Deine Bewerber dulden, daß sie sich immer Deiner Verheirathung widersetzen, und ich möchte fragen, ob darin nicht ein guter Theil von Selbstsucht liegt. Sie gönnen Dich keinem Andern, weil sie Dich für sich behalten wollen, um sie zu pflegen, ihnen vorzulesen, ihnen vorzusingen, bis daß . . . ."

„Franziska!" unterbrach mich Serena fast erschreckt, „rede nicht so! Sind es nicht solche Gedanken, welche Bitterkeit im Herzen erwecken und alle Kraft, Gutes zu thun, lähmen? Meine liebe Fanny! diese müssen mit aller Macht als böse Versucher verbannt werden. Ueberdies — wenn Eltern etwas wieder haben wollen für Alles, was sie geopfert, wenn sie in ihrem Alter nicht verlassen sein und das Kind, welches sie erzogen und gepflegt haben, in ihrer Nähe erhalten wollen, ist dies zu verwundern, ist es mehr als billig? Ach, ich möchte Allen, deren Lage der meinigen gleich ist, zurufen: Laßt uns dies bedenken und uns unsere Kindespflicht lieben!"

„Und wenn diese Pflichten aufhören, wenn Deine Eltern dahin sind, dahin auch der beste Theil Deines Lebens, wird das Leben Dir nicht leer vorkommen? Du hast Dich ihretwegen von Deinen jungen Genossen und von

deren Interessen abgesondert. Du hast Dich von dem fröhlichen und beweglichen Leben abgeschieden, um das dahinsterbende zu begleiten und zu erleichtern. Jetzt stehst Du mit einem Male einsam. Wird nicht Deine Seele auch eine Nonne geworden sein, welche in der Welt eine Wüste sieht und sich stumm in ihre kühle Zelle zurückzieht?"

„Ich glaube es nicht," sagte Serena, indem sie aufsah; eine Thräne glänzte in ihrem Auge, ihre Brust hob sich, als ob sie ein Gewicht abwerfen wollte, und sie fuhr fort: „Das Leben ist reich und schön! Gottes Güte gibt unaufhörlich; warum sollte unser Herz aufhören zu empfangen? Warum sollte es dahinwelken, so lange reiche Quellen des Genusses fließen? Es muß dann dessen eigner Fehler sein. Es macht sich so eng, es zieht sich zusammen, es will sich nicht öffnen, um sich über die Freude Anderer zu freuen, um das Schöne in der Welt zu bewundern. Ach, das ist die Armuth der Seele! Meine liebe Fanny, ich begehre sie nicht. Ich will meine Seele offen erhalten .... Frühling und Freundschaft und Gesang leben ja ewig auf der Erde! Schwere und kummervolle Zeiten können kommen, aber sie werden auch gehen. Und noch während derselben — sollten wir nicht mehr auf die Sonnenstrahlen sehen, welche auf unser Leben fallen, als auf die, welche davon abgewandt sind? Und gerade deshalb, beste Fanny, laß uns nicht mehr von Dem reden, was mich bedrückt! Laß mich jetzt die Sonne genießen, welche uns nach so vielen finstern Tagen begrüßt. Sieh, wie schön sie auf der grünen Tischdecke glänzt! (Und Serena legte ihre weiße Hand in den Sonnenschein, ihn gleichsam liebkosend.) Laß mich jetzt glücklich sein Deinetwegen und weil ich sehe, daß Du mich so lieb hast, wie ich Dich."

Und mit stillen Thränen in ihrem verklärten Antlitz umarmte mich Serena und neigte ihr Haupt gegen meine Schulter.

„Aber Bruno, Serena? Aber Bruno? (Ich war wie ein Teufel; ich wollte ihr keine Ruhe lassen.) Während Du Dich tröstest und das Leben genießest, wird er, welcher Deine Stärke nicht besitzt, einsam und unglücklich sein."

Kaum hatte ich die harten Worte ausgesprochen, als ich sie auch schon bereute. Der freundliche Glanz, welcher Serena's Antlitz belebte, erlosch plötzlich. Ein Gewölke, ein Schmerz ging darüber hin; aber sie faßte sich bald und sagte mit ruhiger Innigkeit:

„Nein, Fanny! nein, Bruno wird nicht unglücklich sein. Nein, auch er wird Frieden bekommen!"

„Und wie? .... Und woher diese Gewißheit?" fragte ich mit Erstaunen.

„Ach, ich weiß, wie es werden wird .... ich habe eine Ahnung, einen Glauben, die mich nicht betrügen werden. Siehst Du, es wird eine Zeit vorübergehen — die wird nicht fröhlich, aber sie wird vorübergehen — und dann wird Bruno wiederkommen. Dann wird's werden wie in meiner Kindheit und in seiner ersten Jugend. Wir werden wieder Schwester und Bruder sein. Und dieses Band wird uns Beide glücklich machen. Bruno wird sich eine andere Gattin wählen, aber ich werde immer seine Freundin, seine Schwester bleiben. Du sollst sehen, daß es so kommt. Meine Eltern, Bruno und Dich zu lieben und für Euch zu leben — o Fanny, wie gut ist Gott!"

Die Bären auf Spitzbergen überfielen nicht heftiger die Hütte der vier Matrosen, als mein Bär jetzt die Saalthüre. Es war Mittag, und Serena mußte mich schnell verlassen, um nach Hause zu eilen. Ich war zerstreut beim Mittag, mußte deshalb Sticheleien von Bär hören, bestellte, um ihn zu versöhnen, einen Extra-Kaffee, und während er trank, setzte ich mich hin, um eine Melodie zu dem Gedichte zu spielen, welches ich während des Mittags verfaßt hatte und das ich Dir jetzt sende.

Die Wasserlilie.

Aus klaren Wogen steiget
Eine Blume, weiß und fein,
Erblickt die Sonn' und weihet
Zu ihrem Dienst sich ein.

Gleich ist ihr Aug' erhoben
Zur Höhe, treu und gut,
Dem hohen Gott dadroben
Eine reine Opfergluth.

Sie über der Tiefe schwebet,
Wie Engels Gebet so hold,
Nicht sehnt sie sich, noch strebet,
Ihre Liebe ist ihr Sold.

Wenn Sturmes Wuth erbebet,
Jäh ist des Regens Fall,
Die Lilie ruhig schwebet
Hin auf der Wogen Schwall.

Und weichet nicht vom Strande,
Wo ihre Wiege war,
Sieht auf zum Himmelsrande,
Hofft Tage gut und klar.

Jetzt ruhn des Sturmes Schwingen,
Der Purpurabend streut
Thauperlen — lieblich klingen
Harfentöne, weit und breit.

In des Meeres Silberfälen
Des Necken Harfe klingt,
Der Lilie zu erzählen
Von Liebe, die nie versinkt.

„Komm, all' die Wunder zu schauen,
Die mich umgeben hier,
In der Tiefe Rosen-Auen
Ich singen will von Dir."

„Komm herab zum kühlen Walde,
Zum Haus mit Schneckenkron';
Komm herab, o Sonnbestrahlte,
Dein harrt der Liebe Lohn."

Doch die weiße Lilie hebet
Den Blick zum Himmel auf;
In des Lichtes Welt noch schwebet,
Antwortet dem Sänger drauf:

„Willst Du meine Lieb' erhalten?
Komm, komm herauf zu mir!
Nur wo Gottes Sonnen walten,
Kann ich angehören Dir."

„Komm, Sängerfürst der Meere,
Komm, schön ist's hier zu sein!
Und sieh des Himmels Hehre,
Sing' Lieb' und Sonnenschein!"

Der Traum entflieht vom Necken:
Wie finster ist's um ihn!
Nichts kann dort Lust ihm weckem;
Vor Sehnsucht zehrt er hin.

Den 26.

Immer dasselbe Einerlei! Immer dasselbe einerlei macht unser Leben sauer, zumal da dieses Einerlei in ewigem Nebel und Schmuzwetter besteht. Nichts gedeiht in dieser Luft außer Krankheiten. Ich sehe Bär kaum eine Stunde des Tages. (Und sein freundlicher Blick ist doch jetzt für mich mehr als die Sonne.) Er ist jetzt höchst unruhig wegen eines seiner Patienten, eines geachteten Familienvaters, und wird bei diesem heute Nacht wachen. Wie verschieden kann nicht das Leben zu verschiedenen Zeiten aussehen! Zuweilen so spielend, so klar und .... Da fiel eine arme Frau auf der Gasse um und verdarb ihren Pelz. Da kehrte der Wind einem Herrn den Regenschirm um. Dort ward ein Mädchen von einer vor-

beifahrenden Chaise mit Schmuz bespritzt. Alle Drei sehen unglücklich aus. Die kleinen Sperlinge zwitschern. Ich wollte, ich wäre ein Sperling!

Den 28.

Bär ist betrübt! Der Familienvater ist todt. Er war ein Mann in seinen besten Jahren und hinterläßt eine Witwe mit sieben Kindern, von denen die meisten klein sind. Ihre einzige Nahrungsquelle war der Erwerb des Vaters. Sie sind erst neulich hieher gezogen und haben weder Verwandte noch Bekannte, die ihnen helfen können. Die armen Kleinen! Es schneidet mir ins Herz, wenn ich an sie denke.

„Hast Du etwas Schwarzes, das zu Trauerkleidern für die Kleinen passen könnte?"

„Gott helfe uns, Bär! Mir kommt es vor, als ob jetzt Alles schwarz aussehe; — auch dies rothe Kleid hier. Du sagtest, daß Serena dort war. Wie sah sie aus?"

„Freundlich und gut, wie ein tröstender Engel."

„Gute Serena!"

Bruno läßt Nichts von sich hören. Vielleicht ist wirklich sein elender Hochmuth so verletzt worden, das er den Gedanken an Serena aufgibt. Er würde dadurch in meiner Achtung sinken.

Und Serena? Ist sie so stark, wie sie sich machen will? Wird nicht diese Liebe, dieser Schmerz an ihrem Leben wie ein verborgener Wurm zehren? Alles scheint mir traurig. Ich sehe Serena erblassen, sehe Bruno sich verfinstern; ich denke an die vaterlosen Kleinen, welche Brot und Pflege bedürfen; ma chère mère sitzt im Dunkel, Bär ist betrübt, und ich . . . .

Ach! so Vieles kommt hier im Leben zum Vorschein, kommt aber nicht weiter; so Vieles tagt heran, wird aber nicht hell; so Vieles wird begonnen, wird aber nicht fertig, sodaß man bei der Betrachtung dessen vor Muthlosig-

keit die Hände möchte sinken lassen, wäre nicht der tröstende Gedanke: „Dieses ist der Anfang!"

Zwanzigster Brief.

W., den 4. December.

Du sagst, Marie, daß ich mir nicht mehr ähnlich sei. Du findest etwas so Herabgestimmtes und Schwermüthiges in meinen Briefen; Du forschest nach der Ursache. Ich kann Deinen sanften, zärtlichen Worten nicht widerstehen und will Dir Alles sagen, wenn Du mich auch recht wunderlich und kindisch finden solltest.

Es ist wahr, ich habe seit einiger Zeit einen muthlosen Blick aufs Leben geworfen. Ich habe mich weder geistig noch körperlich wohl befunden und keine Lust zum Leben gefühlt. Ach, Marie! ich fühle, daß ich — Mutter bin, und dieses Gefühl macht mich krank. Es sind mit einem Male so viele wunderliche und ängstliche Gedanken in mir erwacht. Ich habe wie mit einem ganz neuen Sinne in die Welt hinausgesehen, und ich entdeckte dort tausend Gefahren und Leiden, an die ich früher nicht gedacht habe und die jetzt alle mein Kind zu bedrohen scheinen. Jeder Schritt ins Leben hinein scheint mir von Schlingen und Unglück umgeben zu sein. Gehen lernen, lesen lernen, denken lernen, sich schicken lernen, wie beschwerlich, wie schwierig! Und dann alle Plagen vom ersten Zahnschmerz bis zur letzten Todesangst, alle Gefahren für Körper und Seele, Treppenfall, Liebesfall, Sündenfall u. s. w.; wie furchtbar, wie traurig sind diese Nachtgestalten in meiner Seele aufgestiegen! Und ich konnte zu ihnen nicht sagen: „Entweicht, betrügerische Phantome!" Denn ich blickte umher im Leben und sah, daß sie wirk-

liche, alltägliche Gäste in den Wohnungen der Menschen sind. Und als ich dies gewahr ward und der Himmel so finster und trübe auf mich herabblickte, da, Marie, legte ich die Arme über mein Kind und wollte es vor der Welt, vor den Leiden bergen. Ich fürchtete, es das Licht der Welt erblicken zu lassen.

Zum Theil ist es mir geglückt, diese krankhaften, schmerzlichen Gefühle zu bekämpfen; aber das Aergste von Allem; Das! was mir unaufhörliche Qualen verursacht, ist, daß ich fürchte, mein Kind werde meinem Manne nicht willkommen sein. Ich glaube es an manchen Zeichen zu bemerken. Er spricht nie von Kindern, äußert nie einen Wunsch, deren zu bekommen; und als einmal die Rede auf Jemanden kam, der eine große Familie hat, warf er auf mich einen schnellen Blick, der zu sagen schien: „Du wirst wol nicht mit so Etwas kommen!" Ach, Marie! und gleichwol komme ich jetzt mit so Etwas. Bär weiß noch Nichts davon. Jedoch glaube ich, daß er es ahnen mußte. Aber dies gerade, daß er Nichts davon erwähnt, benimmt mir allen Muth, es ihm zu entdecken. Ach! ich muß auch bekennen, daß meine mismuthige Gemüthsstimmung mich diese Zeit weniger freundlich gegen ihn gemacht hat. Ich bin ihm ausgewichen, ich habe mich ihm entzogen, wenn sein Arm mich hat zärtlich umfassen wollen .Ich habe gesehen, das ihm das wehe that, habe aber dennoch mein Benehmen nicht geändert. Doch habe ich selbst am meisten dabei gelitten. Bär ist nicht mehr jung. Er liebt zu Hause seine ungestörte Ruhe. Es ist nicht zu verwundern, daß Kindergeschrei und Kinderlärm und alle Mühen, welche kleine Kinder verursachen, ihm zuwider sind. Und dann — nach dem Verluste seines Vermögens, muß es für Bär drückend sein, neue Ausgaben, neue Sorgen zu erhalten, welche anstatt abzunehmen, immerfort steigen. Und wenn ich jetzt zwei Mädchen auf einmal bekäme und dann acht dazu (die Zehnzahl, welche Stellan prophezeite), was wird er denken?

wie wird es ihm gefallen? Du kannst Dir nicht vorstellen, Marie, wie diese Gedanken mich bedrücken!

Mein armes, kleines Mädchen! Nicht genug, daß in der Welt manches Leiden, manche bittere Erfahrung Dein Loos werden wird; vielleicht wird Dein Vater nicht einmal bei Deinem Aufwachen zum Leben lächeln; vielleicht wird er Dich mit einem heimlichen Seufzer an die Brust drücken. Und wenn Du frühzeitig Deine Mutter verlieren solltest, vielleicht schon bei der Geburt (denn wie viele Frauen sterben nicht, während sie einem Kinde das Leben geben; und ich bin nicht stark), wer wird dann, mein kleines Mädchen, treu an Deiner Wiege sitzen? Wer wird Deine Unruhe in Ruhe einlullen? Wer wird späterhin Dich in Widerwärtigkeiten trösten? Wer wird Dich lieben und Dich sich vertragen lehren? Wo wirst Du immer offene Arme finden? Meine Thränen strömen und ich muß schließen.

Den 5.

Aber jetzt trockne ich meine Thränen und fahre fort. Gestern Abend saß ich allein und nähte an einer kleinen Kindermütze. Mein Herz war schwer und das Weinen saß mir im Halse. Bär war noch nicht zu Hause. Der Wind wehte stark draußen und war mir unangenehm. Er machte auch, daß ich Bär's Rückkunft nicht eher hörte, als bis er, wie gewöhnlich, mit Geräusch die Thüre des Zimmers öffnete, worin ich saß. Ich warf schnell meine Arbeit unter einen Shawl, erröthete und hatte kaum Zeit, ihm guten Abend zu sagen. Bär sah ungewöhnlich heiter aus und rief laut: „Guten Abend, mein Weibchen, wie geht es Dir?"

„Recht gut," antwortete ich, und um weitern Fragen auszuweichen, fragte ich selbst: „Was hast Du da in der Hand?"

„Nur eine häßliche Pappschachtel!" antwortete Bär. „Eine alte Frau plagte mich, daß ich sie kaufen sollte. Wir wollen sehen, ob Du sie zu Deinen Kämmen, Haar-

nadeln u. s. w. benutzen kannst." Er setzte jetzt die große, vermeinte Schachtel auf den Tisch, löste mit einer fürchterlichen Grimasse das Tuch, worin sie eingehüllt war, und vor meinen Augen lag ein Gemälde in prächtigem goldenen Rahmen. Zwei Figuren stiegen gleichsam lebend aus ihm hervor. Die schönste Mutter Gottes schwebte auf den Wolken mit dem Gotteskinde auf dem Arme. Es war eine Kopie von Raphael's Madonna Sixtina, durch die geschickt Demoiselle Röhl in schwarzer Kreide ausgeführt. Ich sah den himmlischen Frieden in Maria's Antlitz; ich sah des Kindes göttlichen, Alles verklärenden Blick, und es ward mir so wohl, so himmlisch wohl zu Muthe; ich konnte nicht sprechen und ohne daß ich es wußte, rannen süße, selige Thränen auf das Glas des Gemäldes. Ich hatte Alles um mich her vergessen, ich wußte nicht ob ich im Himmel oder auf der Erde wäre, als ich mich von Bär's Armen umfaßt fühlte und ihn mit einer zärtlichen, gerührten, aber vorwurfsvollen Stimme sagen hörte: „Fanny! warum soll ich nicht wissen, daß ich Vater bin?"

In diesem Augenblicke regte es sich gewaltsam in mir. Es war, als ob das Kind sich in meinem Schoße bewegte und sich gegen seinen Vater hinstreckte. Ich neigte meinen Kopf gegen seine Schulter und konnte blos hervorstammeln: „O Bär, ich fürchtete, daß Du nicht damit zufrieden sein würdest!"

Meine Marie! wie ward mir zu Muthe, als ich Bär auf seine beiden Kniee vor mir hinfallen sah, als er meine Hände, meine Kleider küßte, während er mit großen Thränen in den Augen und mit gebrochener Stimme ausrief:

„Ich nicht zufrieden? Ich nicht glücklich? Ich bin glückselig! Meine Fanny, mein Weib, mein Kind!"

So hatte ich ihn noch nie gesehen, und mein Herz löste sich in unaussprechlicher Liebe und Freude auf.

Diese Stunde war schön, war göttlich. Eine solche

im Erdenleben, und man kann zufrieden sein. Man hat den Himmel verstanden.

Als unsere erste, heftige Rührung beschwichtigt war, setzte sich Bär neben mich hin und stellte mich halb in zärtlich scherzendem, halb in ernstem Tone wegen meines Benehmens, wegen meiner wunderlichen Heimlichhaltung zur Rede. Mein Herz war offen, ich ließ ihn darin lesen, ließ ihn Alles sehen, was sich in dieser letzten Zeit darin geregt hatte. Zuerst lächelte er, dann ward er ernster und zuletzt sagte er, beinahe mismuthig:

„Aber das ist ganz unvernünftig, Fanny! Wo ist Dein Vertrauen auf den Höchsten geblieben? Paßt wol diese jämmerliche Furcht für Denjenigen, der an Ihn und seine Güte glaubt?"

„Ach!" seufzte ich, „ich glaube gewiß an Ihn, aber dennoch fallen kleine Kinder die Treppen hinunter oder aus dem Fenster und werden gebrechlich oder blödsinnig ihr ganzes Leben lang!"

„Nun und dann?" sagte Bär und sah mir in die Augen mit einem Blick, der zugleich fest und klar war (ich glaubte nicht, daß seine Augen so groß sein konnten). Ich schlug die Augen nieder und sagte leise:

„Unser Kind kann ja auch so unglücklich werden!"

„Nun und dann?" rief Bär aus und sah mich an wie vorher. „Und dann? Und dann?" rief ich ungeduldig aus und war nahe daran, mich zu ereifern; aber da traf mich wieder sein Blick und drang bis ins Innerste meiner Seele. Ich verstand ihn jetzt, verstand seine männliche Stärke, seine Liebe und Frömmigkeit. „Bär!" sagte ich reuevoll, „ich will mit Dir vertrauen; es komme was da kommen will, so werde ich nicht murren, nicht verzweifeln, sondern fest an den ewig Guten glauben."

Bär drückte mich an seine Brust.

Mir war etwas bange, hierauf mit meinen noch unerwähnten Befürchtungen, die ich von ihm hegte, hervorzutreten. Aber Bär hatte sich jetzt einmal aufs Fragen

gelegt und ließ nicht eher ab, als bis er Alles herausbekommen hatte. Als ich meine Zweifel hinsichtlich seiner erzählte, ward er fast böse und sagte: „Wie konntest Du so schlecht von mir denken, Fanny? Wie konntest Du mich für einen so erbärmlichen, für einen so unnatürlichen Menschen halten? Nur Das kann Dich entschuldigen — daß Du krank warst!"

„Aber, Bär — — jetzt, wo wir arm geworden sind, wird es in der That sorgenvoll, Kinder zu ernähren und zu erziehen, besonders wenn wir viele bekommen — wenn wir wirklich zehn Mädchen bekommen sollten!" Ich lachte hierbei, obwol mit thränenvollen Augen.

„Das wird schon gehen!" sagte Bär munter, „wir werden schon Rath dazu finden. Kinder, welche in Liebe empfangen werden, bringen Segen mit sich. Je mehr Kinder, desto mehr Vaterunser!"

„Aber die Erziehung, die Erziehung!" seufzte ich, „welche Schwierigkeiten bringt diese nicht mit sich, hinsichtlich der Forderungen der jetzigen Zeit!"

„Ich frage den T—l nach den Forderungen der Zeit in vielen Hinsichten!" brummte Bär, und er fügte mit Ernst und inniger Güte hinzu: „Wir werden unsere Kinder lieben, Fanny! Wir werden ihnen eine klare und feste Gottesfurcht beibringen; wir werden sie Fleiß und Ordnung lehren. Was Talente und eine feinere Bildung betrifft, so werden sie dieselben erhalten, wenn wir die Mittel dazu haben; haben wir diese nicht, so laß uns darüber nicht in Sorge sein. Die Hauptsache ist, daß sie gute und brauchbare Menschen werden. Sie werden dann ihren Weg sowol hier als späterhin finden. Du, meine Fanny, wirst sie frühzeitig lehren, was in dem Liede steht, das Du so gerne singst:

„Wer recht sein Vaterunser lesen kann,
Der fürchtet weder Teufel noch Hexen!"

Bär's Worte und männlich milder Ausdruck ergriffen und erhoben mein Herz. „Nein!" rief ich aus, „ich will

nicht länger ängstlich und furchtbar sein! Ich kann es mit Dir nicht sein, mein Bär. Fort mit den schwarzen Gespenstern! Und Du, kleiner verbannter Prophet (ich nahm die kleine Mütze hervor), trete jetzt ans Licht und rede offenbar vom Geheimniß."

Wie entzückt war Bär von der kleinen Mütze! Er hatte noch nie so was Niedliches und Hübsches gesehen. Ich nähte jetzt die kleine Spitze rund herum fertig. Bär setzte sie hierauf auf seine dicke Faust und lächelte ihr zu, als sähe er sie schon das Haupt seines Kindes schmücken.

Dieser ganze Abend war eine Reihe der freudigsten Gefühle und Auftritte. Es würde mir zu viel geworden sein, wenn nicht Bär denselben ein Maß gesetzt hätte. Er zwang mich, ein Paar Tassen Thee zu trinken, und wollte mich auch mit Butterbroten distrahiren. Er selbst genoß fast gar Nichts. Er sah auf mich, auf die kleine Mütze und bekam oft Thränen in die Augen. Wir waren glücklich.

Den 9.

Wo ist meine Schwermuth, Marie? Wo mein Uebelbefinden, wo sind meine ängstlichen Ahnungen? Es ist, als wäre alles Dieses mie einem Male entflohen, um nie mehr wiederzukehren. Das schöne Gemälde hängt in meiner Schlafstube. Ich betrachte es vielmal des Tages; ich verrichte davor meine Morgen- und Abendandacht. Und es spricht zu mir, es sagt mir Alles, was trostvoll, was schön und göttlich ist. Auch jetzt schreibe ich vor demselben, und es scheint mir, als ob die Madonna und das Jesuskind mit segnenden Blicken auf mich herabsähen.

O mein Kind! Du, das Du noch unter meinem Herzen schlummerst, Deine Mutter wird über Dich nicht mehr in Sorge sein. Sie weiß, daß sie nicht allein über Dich wacht. Ein zärtlicher Beschützer, der einst wie Du in dem Schoß einer irdischen Mutter schlummerte, ist mit mir und Dir; sein Blick ruht auf Dir so, wie der Son-

nenstrahl auf der noch geschlossenen Blütenknospe ruht. Sowie Er ewig ist, so bist auch Du ewig: sowie Er zu Gott ging, so wirst auch Du (von ihm geleitet) zum ewigen Vater gehen. Komm denn, mein kleines Kind, komm ans Licht! Was Dir auch auf Erden beschert sein mag, wir werden nicht zweifeln, nicht das Vertrauen verlieren, mein Kind! Wir wollen glauben, daß Der, welcher Deinen Geist zum Sein berufen hat, auch früher oder später ihn entwickeln und zu sich führen werde. O, komm, mein Kind! Dein irdischer Vater wird Dich mit Freuden an seine Brust drücken; Deine Mutter will leben, um Dich glücklich zu machen. Sie will Deine Wiege mit Gesang und Freude umgeben. An ihrer Brust wirst Du Deine erste Nahrung suchen; und auch dort, mein Kind, wirst Du die Liebe zuerst kennen lernen; dort wirst Du eingeweiht werden, einst zu fühlen und zu verstehen, wie Gott liebt. O! ich will Dich so warm, so innig an mich schließen, daß keine kalten Winde des Lebens Dich abzukühlen vermögen sollen; daß selbst, wenn das Eis des Alters Dein Blut erstarren macht, Du warm werden sollst bei der Erinnerung an die Liebe Deiner Mutter. Wachse, liebliche Himmelspflanze, wachse in dem stillen Treibhause, wachse in der stillen Nacht, und wenn die Stunde kommt, wo Du Deine Augen zum Licht aufschlagen wirst, willkommen dann! Willkommen selbst in den Schmerzen, mein Kind, Gottes Kind!

Einundzwanzigster Brief.

W., den 13. December.

Ehe wir es uns versehen, könnte ich mich eines Tages selbst in Bruno verlieben. Ja, man kann Pferde erschie-

ßen und auch Hunde, — wenn man so gut gegen Menschen ist. Erinnerst Du Dich noch, was ich Dir von der beklagenswerthen Familie sagte, der Witwe mit den vielen Kleinen? Nun wohl! Sie sind getröstet, ihnen ist aufgeholfen. Bruno hat der Witwe ein Kapital geliehen, womit sie sich in Stand gesetzt sieht, einen lohnenden Handelserwerb anzufangen; außerdem hat er es gänzlich übernommen, zwei von den Knaben erziehen zu lassen. Wie glücklich sind nicht die Reichen, die so wirksam helfen können! Bruno hat Alles in der größten Stille gethan und der Witwe Schweigen anbefohlen; sie aber hat in ihrer Freude Serena Alles mitgetheilt, und diese, die mich gestern Vormittag besuchte, erzählte mir Alles. Eine schöne Freude belebte ihr mildes Gesicht, während sie Das erzählte, was Bruno gethan hatte.

So entzückt ich auch über die Sache selbst war, so konnte ich doch nicht umhin, zu bemerken, daß die That nicht so etwas gar Großes sei, sondern etwas Natürliches von einem reichen Manne.

„Es ist wahr," antwortete Serena, „und Handlungen wie diese hat mein Großvater mehrere Male verübt, als seine Umstände glücklicher als jetzt waren. Aber ich konnte Madame E.'s Freude nicht sehen, ohne mit ihr Den zu segnen, der die Ursache dazu gewesen war."

In diesem Augenblick kam Jemand. Unser Gespräch ward unterbrochen. Serena ging. Der alte Dahl ist besser. Gottlob! Alles wird jetzt besser: das Wetter ist besser: die Kranken werden besser; Bär ist heiter, meine Schülerinnen verbessern sich ebenfalls. In den Häusern macht man Würste zu Weihnachten. Auch ich mache Würste und singe dazu Lieder mit Sissa und Bengta.

Ma chère mère lernt schreiben und Knoten spielen und ist glücklich über Bruno, der sich vortrefflich gegen sie benimmt, übrigens aber, wie Jean Jaques sagt, düster und abgezehrt aussehen soll.

Warum zehrt er ab? Warum weicht er Derjeni-

gen aus, welche seinem Herzen Frieden geben kann und will?

Den 19.

Ich ging gestern Vormittag zu Dahls. Serena war im Vorgemache mit zwei jungen Damen beschäftigt, welche sie in der schönen Kunst, Blumen zu machen, unterrichtete. Ihre Wange hatte eine lebhaftere Farbe als seit einiger Zeit, und dies freute mich. Sie umarmte mich und sagte leise zu mir: „Du gehst ja wol eine Weile zur Großmutter hinein, während ich hier bleibe? Suche sie zu ermuntern, beste Fanny; sprich von etwas Heiterem mit ihr; sie ist heute so niedergeschlagen."

Ich fand Madame Dahl in ihrer Schlafstube. Sie saß dort allein in ihrem großen Lehnstuhle und seufzte tief auf. Sie empfing mich mit mütterlicher Güte, sprach über mich mit mir, gab mir gute und kluge Rathschläge, verfiel dann wieder in ein wehmüthiges Schweigen, welches sie mit diesen Worten unterbrach:

„Sage mir aufrichtig, Franziskachen, glaubst Du nicht, daß Serena seit einiger Zeit sehr abnimmt? Scheint es Dir nicht, als ob sie abmagert und fast jeden Tag blässer wird?"

Ich antwortete, daß ich glaube, Serena sähe heute gesünder aus als das letzte Mal, wo ich sie traf.

„Aber findest Du sie nicht auf jeden Fall viel verändert seit dem Sommer? Hat sie nicht besonders seit einem Monate sehr abgenommen?"

Ich konnte nicht leugnen, daß ich dies fand, fügte aber hinzu, daß Serena sich wol bald erholen würde, und daß sie dies selbst glaube.

„Ach, mein liebes Kind!" sagte Madame Dahl, „das tröstet mich nicht. Serena ist gerade wie ihre selige Mutter, meine theure, gesegnete Benjamine. Gerade so fing sie an, einige Monate vor ihrem Tode auszusehen; gerade solche bleiche Wangen, gerade dieses Ueberirdische im Blicke. So lächelte sie auch und sagte zu uns: „Ich befinde mich

wohl! Ich werde bald besser!" Und sie klagte niemals, und wollte niemals, daß sich Jemand ihretwegen beunruhigen sollte. So war sie bis zu ihrem letzten Augenblick. Ach, ach, Serena wird bald ihrer Mutter folgen, wenn nicht Hülfe kommt."

Madame Dahl trocknete ihre Thränen, und das that auch ich. Darauf sagte ich:

„Serena ist nicht körperlich krank; nur ihre Seele, ihr Herz hat gelitten; und sollte sie nicht Stärke genug haben, dieses Leiden zu überwinden und vollkommene Ruhe wiederzugewinnen?"

„Ja, Stärke, zu leiden ohne zu klagen, vollkommen zu resigniren, aber nicht Stärke genug, um nicht zu sterben. Ach! liebes Kind, es ist in dieser Liebe seit den Tagen der Kindheit etwas, was tiefe Wurzel im Herzen hat. Schon als Kind hing sie ja an dem wilden Knaben mit ihrer ganzen Seele. Wenn er kam, lachte sie und streckte ihm ihre kleinen Arme entgegen; wenn er ging, ward sie betrübt und still. Und ich habe gemerkt, daß sie jetzt für ihn auf dieselbe Weise wie damals fühlt. Ich fange an zu fürchten, daß diese Liebe mit ihrem Leben verwachsen ist, und das habe ich auch heute meinem Manne gesagt. Aber er wollte nicht davon reden hören. Es thut mir leid, ihn misvergnügt gemacht zu haben; aber ich hatte keine Ruhe nach Dem, was ich gestern Abend sah."

„Was sahen Sie, meine gute Madame Dahl?"

„Wir hatten soeben Thee getrunken. Serena war bei uns. Das liebe Kind sah vermuthlich, daß meine Augen mit Unruhe auf sie gerichtet waren; denn sie ward schnell gesprächiger und fröhlicher als gewöhnlich. Sie erzählte uns allerlei Dinge, worüber wir herzlich lachen mußten, und ich vergaß beinahe meine Unruhe und war geneigt zu glauben, daß wir Alle recht glücklich wären. Als wir ungefähr eine Stunde so geschwatzt und gelacht hatten, ging Serena hinaus und gleich darauf war es

mir, als ob Jemand zu mir gesagt hätte: Gehe und sieh nach ihr!"

„Da ging ich leise in ihr Zimmer und fand sie dort, die Stirne ans Fenster gelehnt. Ich umfaßte ihren Kopf mit meinen Händen und zwang sie, mir ihr liebes Angesicht zuzuwenden. Ach, Franziska! es war in Thränen gebadet. Sie wollte mir dieselben anfangs verbergen, und als sie es nicht konnte, gab sie einem Buche die Schuld, welches sie gelesen und das sie aufgeregt habe. Ich stellte mich, als ob ich ihr glaubte, aber ich begriff jetzt, was die Uhr geschlagen hatte, und ging von ihr mit einem Herzen, schwerer, als es in der Todesstunde werden kann. Am Abende wollte ich meinem Alten Nichts sagen, seiner Nachtruhe wegen; überdies kam Serena bald wieder herein und fing an, ihm mit ihren rothen Augen vorzulesen, als ob gar Nichts vorgefallen wäre. Aber heute Morgen habe ich ihm meine Befürchtung mitgetheilt. Er jedoch glaubte, daß ich mich von meiner Einbildung erschrecken ließe. Ach! seine Augen sind trübe und können nicht sehen, was die meinigen sehen."

„Aber wenn Bruno sich Serena's würdig zeigt, werden es doch ihre guten Eltern nicht länger aufschieben, sie und ihn glücklich zu machen?!"

„Ja, wenn! Das ist ein schweres Wenn, mein liebes Kind. Mir scheint es recht sonderbar von ihm, daß er seit dem Tage, wo er sich um Serena bewarb, nicht ein einziges Mal hier gewesen ist. Und mein Mann hatte doch so Recht in Dem, was er Bruno erwiderte. Das mußte Bruno einsehen. Wenn er wirklich Serena von ganzem Herzen liebt, so mußte dieses Abweisen ihn nicht von unserm Hause entfernen. Es war eine gute That, die er gegen die E.'sche Familie ausübte! . . . . Beinahe Jeder, den man trifft, nennt ihn mit Auszeichnung; . . . . ich habe ihn immer gut und ungewöhnlich interessant gefunden — aber, wie die Sachen jetzt stehen, können und dürfen wir Nichts thun, um ihn zurückzuru-

fen. Alles muß jetzt auf ihm selbst und auf seinem Benehmen beruhen."

In diesem Augenblicke kam Herr Dahl herein. Er grüßte mich freundlich, obgleich nicht so munter wie gewöhnlich, ging zu seiner Frau und klopfte sie auf die Schulter. Es schien mir, als habe er ihr etwas Gutes zu sagen und als ob sie gern allein sein möchten. Ich sagte daher, daß ich Serena aufsuchen wolle, und verließ sie.

Indessen wollte ich den Blumen-Conseil im Vorgemache nicht stören und ging auf einem andern Wege nach Serena's Zimmer, wo ich sie zu erwarten gedachte. Serena's Zimmer ist hübsch und heiter. Man sieht, daß zärtliche Eltern gewollt haben, ein geliebtes Kind solle es behaglich haben, und ich weiß nicht, welcher Duft von Frieden, Ordnung und reinem Geschmacke die nette Wohnung erfüllt und macht, daß man dort ein eignes Wohlbehagen fühlt. Mehrere Gemälde schmücken die Wände. Einige von ihnen sind das Werk Serena's. Diese zeichnen sich durch die Einfachheit des Stoffs und durch die Treue und Sorgfalt aus, womit sie ausgeführt sind. Nachdem ich diese betrachtet hatte, machte mich ein grüner Vorhang neugierig. Ich schob ihn zur Seite, und von wohlgeordneten Bücherbretern glänzten die Namen klassischer Schriftsteller Schwedens und Dänemarks (Dänemarks, arm an Leuten, aber reich an Talenten, klein von Umfang aber groß in seinem intellectuellen Streben!). Sie waren alle gute Bekannte von mir, und entzückt über das Zusammentreffen berührte ich liebkosend die theuern Bücher, indem ich mit Rührung sagte:

„Dank, o habt Dank für alles Stärkende, für alles Gute, für allen himmlischen Genuß, den ihr mir und Vielen geschenkt habt!"

Auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Buch. Es waren „Hernell's Skizzen". Eine Bleifeder lag in dem

geöffneten Buche; ich sah, daß ein Stück vom Blatte unterstrichen war, und las:

„Licht muß daß Leben werden, wenn es sich nicht in ein lethargisches Betrübtsein, in wirklichen Tod verwandeln soll. In dieser düstern Gemüthsstimmung kann der Mensch sich nicht zur Unsterblichkeit vorbereiten, denn er versteht sie nicht und strebt nicht darnach, ihr würdig zu werden. Man erinnert sich der entflohenen Freudenaugenblicke deutlicher als der entschwundenen Trauerstunden. Dies ist ein Wink, daß das Leben geliebt werden müsse. Der Tod darf nicht als eine Befreiung aus einem Gefängnisse angesehen werden; er ist nur ein Schritt aus dem Thale hinauf auf den Berg, von wo man eine ausgedehntere Aussicht hat, und wo man leicht athmet — — aus dem Thale, wohin ja auch der Sonne Licht und Wärme bringt, wo uns ja auch Gottes Liebe umfaßt. Lerne das Leben recht verstehen und recht lieben, wenn Du die Ewigkeit recht verstehen und lieben willst! Ein wahrer Christ muß schon auf Erden glücklich sein — das ist das Problem des Lebens, welches Jeder von uns nach Kräften zu lösen suchen muß; das schwere Problem, dessen Lösung so Wenige erreicht haben, welches aber den Meisten so vielen Kampf kostet. Doch je mehr und je größere Schwierigkeiten, desto ehrenvoller ist es, den Sieg davonzutragen! *Man kann in den größten Hoffnungen seines Lebens betrogen sein, ohne deshalb unglücklich zu sein.* Ich habe lange geahnt und werde täglich mehr durch den Gang der Welt und meine eigne innere Erfahrung davon überzeugt, daß es kein wirkliches Unglück weiter gibt, als dieses einzige: *Gott nicht zum Freunde zu haben.*"

Auch ich unterstrich die schönen, stärkenden Worte. Ich möchte sie in goldenem Rahmen eingefaßt haben. Auf einem kleinen losen Papierstreifen, der bei dieser Stelle im Buche lag, waren einige Worte von Serena's eigner Hand geschrieben. Ich mußte sie lesen; sie hießen:

„Ja, Alles kann ertragen, Alles kann verklärt werden; Alles im Herzen und im Leben kann gut werden durch Gebet und Arbeit."

„Eine große Wahrheit, Serena!" dachte ich, „die ich weiter mit Dir abhandeln muß."

Aber Serena säumte gar zu lange; ich ward ungeduldig und ging, sie aufzusuchen. Ich fand sie nicht im Vorgemach, aber in der Schlafstube vernahm ich Stimmen; die Thüre zu derselben stand angelehnt und ich ward Zeuge folgenden Auftritts. Serena kniete auf dem Schemel zu den Füßen ihrer Großmutter und hatte den einen Arm um ihren Hals geschlungen; der alte Dahl hielt ihre andere Hand und betrachtete sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zärtlichkeit und Kummer in seinem ehrwürdigen Antlitz, während sie mit stiller Exaltation im Blick und Ton zu ihnen sagte:

„Seid nicht unruhig, seid nicht bekümmert meinethalben, meine guten, guten Eltern! Glaubt mir, ich bin ruhig, ich bin zufrieden, ich bin Euer glückliches und dankbares Kind. Ich habe eine kurze Zeit gelitten, es ist wahr, und es konnte nicht verhindert werden; aber mir ist schon wohler und bald werde ich wieder vollkommen stark sein. Seid nur nicht unruhig!"

Leise schlich ich mich hinweg, ich wollte nicht horchen und wollte diese Liebenden nicht stören. Ich ging zurück in Serena's Zimmer, stellte dort meine Betrachtungen an, nahm das Blatt wieder, worauf Serena geschrieben hatte und hielt es noch in der Hand, als sie eintrat. Serena erröthete, nannte mich neugierig, umarmte mich aber mit stiller Herzlichkeit. „Sei nicht böse auf mich, Serena!" sagte ich; „Du mußt im Gegentheil jetzt recht gut und demüthig sein; denn ich stehe hier mit dem Vorsatz, Dir Vorwürfe zu machen."

„Mir Vorwürfe zu machen?" wiederholte Serena lächelnd; „nun laß hören!"

„Sieh nicht so munter und sicher aus, Serena! Ich

bin recht ernstlich böse auf Dich." Und jetzt erzählte ich ihr, was Madame Dahl mir von dem Auftritt des gestrigen Abends erzählt hatte, sowie Das, wovon ich soeben selbst Zeuge gewesen war, und fügte eifrig hinzu: „Das ist nicht aufrichtig, Serena! das ist unnöthige, unvernünftige Selbstaufregung. Warum Dich Deinen Eltern anders zeigen, als Du bist? Warum ihnen eine falsche Sicherheit einflößen, während Schmerz Dich verzehrt, und dies um so tiefer, je mehr Du Dich in Dich selbst verschließest!"

„Und was wolltest Du, daß ich thun sollte, gute Fanny?" sagte Serena, indem Thränen sich in ihre Augen drängten. „Sollte ich meine alten Eltern Leiden fühlen lassen, welchen sie nicht abhelfen können? Sollte ich mit meiner Schwäche ihre Tage verbittern? Und würde mir dies helfen? Würde es mir wohl thun. O, nein, Fanny! das kannst Du nicht wollen. Ich bin überzeugt, daß sie für mich recht und liebevoll handeln; überzeugt, daß von unserer Seite jetzt Nichts geschehen kann, noch darf. Es hat mich geschmerzt, daß Bruno so lange von uns entfernt sein konnte — es schien mit unfreundlich, ja hart von ihm — — aber ich habe mich daran gewöhnt zu warten, und ich werde ferner geduldiger warten, denn einst wird er doch wiederkommen, das fühle und weiß ich . . . . Aber, Fanny! reden wir jetzt nicht davon; denken wir jetzt nicht an mich; wir wollen eher an alles Andere denken. Es gibt jetzt viel zu thun zur goldenen Hochzeit. Das wird ein großer, ein schöner Tag, Fanny! Denke nur, ein halbes Jahrhundert tugendhaften und glücklichen Zusammenlebens! Jetzt haben wir auch bald Weihnachten; Du und Dein guter Mann, Ihr eßt doch wol die Weihnachtsgrütze bei uns. Madame E.'s Kinder kommen auch hieher. Ich habe meine Eltern gebeten, für sie eine kleine Weihnachtsfreude veranstalten zu dürfen. Willst Du mit dabei sein? Wollen wir jetzt gleich ausgehen und unsere Weihnachtsgeschenke einkaufen? Das Wetter ist schön. Ich werde Dein Cassirer sein.

Wir gingen. Es war ein Vergnügen, die Leute auf dem Markte zu sehen, und die Freude und Neugierde der Kinder, wie sie an der Seite der Eltern auf dem frischgefallenen Schnee "einherhüpften. Serena erfreute der Anblick; wir theilten einander unsere Bemerkungen mit; wir handelten. Ich kaufte eine Attrape für Bär. Zwei angenehme Stunden verflossen. Serena schien bei der Theilnahme, bei der Wirksamkeit für Andere vergessen zu haben, daß sie selbst nicht glücklich war.

Der Weihnachtstag.

Den gemüthlichen Weihnachtsabend bei Dahls, der Kinder Freude bei ihren Weihnachtsbäumen, voll von Lichtern, und Geschenken und Confect, Serena's mütterliches Benehmen gegen sie, mein Vergnügen darüber, die Weihnachtsgrütze, die Weihnachtsnacht: Alles überhüpfe ich jetzt in Eile, um Dich dorthin zu führen, wohin Serena und ich mit Bär zu gehen übereinkamen, und wohin Du, liebe Marie, mich jetzt begleiten mußt, nämlich zur

Weihnachts-Frühmesse.

Wir sind in der Kirche. Ihr großes, schönes Gewölbe strahlt von tausend Lichtern. Altar, Säulen, Chor, Alles glimmert, Alles glänzt so herrlich und fröhlich. Die Orgel ertönt noch nicht. Es herrscht eine feierliche Stille im Tempel, welche durch das leise Gesäusel der wogenden Menge eher vermehrt als gestört wird.

Wir setzen uns ins Chor. Eine lange Reihe Lichter uns gerade gegenüber wirft einen starken Schein auf uns.

„Du siehst ganz verklärt aus!" sagte Bär, indem ich mich setzte. Mir schien dasselbe bei Serena. Meine Seele war voll heiterer Andacht.

In unserer Nähe, mit dem Rücken an einen Pfeiler gelehnt und von demselben beschattet, stand eine hohe, finstere Figur, sichtbar in tiefe Gedanken versunken. Es

war Bruno. Er sah uns nicht; sein Haupt war herabgebeugt; die äußere Welt war für ihn nicht da. Aber beim ersten Ton der gewaltigen Orgel fuhr er zusammen und sah auf. Seine und Serena's Augen begegneten einander. Er grüßte nicht, sie grüßte nicht; sie schienen ganz und gar in ihren gegenseitigen Anblick verloren zu sein, und ich betrachtete sie. Sie erschienen mir wie Geister, welche nach langen Leiden einander begegnen und in einer seligen Welt wiedervereint werden. Ihre Gesichter waren blaß, aber ein unnennbarer Ausdruck von Liebe bestrahlte sie gleichsam. Es war ein Blick tiefen, gegenseitigen Wiedererkennens. Feucht von Thränen senkten sich Serena's Augenlider. Bald war Bruno an ihrer Seite, und sich zu ihrer Bank herabneigend, sagte er mit leiser aber nicht flüsternder Stimme: „Lassen Sie mich mit Ihnen beten!" Serena hielt ihr Gebetbuch so, daß er hineinsehen konnte. Als ihre Stimmen sich erhoben und in einen tief harmonischen Ton sich vereinten, da durchfuhr mich die Ahnung, daß diese Beiden für einander bestimmt wären, daß ihre Verbindung im Himmel geschlossen sei, weil sie sich auf diese Sympathie der Seelen gründete, welche die Bedingung und die gewisse Bürgschaft einer unsterblichen ehelichen Glückseligkeit ist. Gerade als dieser Gedanke in mir aufstieg, fuhr mir plötzlich die Frage in den Sinn: ob Bär und ich sympathisirten. Ich bekam Lust ihn zu fragen, was er davon dächte; als ich aber zu ihm aufsah, wie er neben mir dastand, ohne sich nach Rechts oder Links umzusehen, ohne zu ahnen, was in seiner Nähe vorging, und mit kräftiger Baßstimme und aus Herzens Grunde seinen Lobgesang singend, da schämte ich mich meiner thörichten Gedanken und stimmte in seinen Gesang ein, innerlich fühlend, daß ich ihn von ganzem Herzen hochachte und liebe.

Zwischen Bruno und Serena wurden jetzt weder Blicke, noch Worte mehr gewechselt; aber als sie ihr Haupt im Gebet beugte, beugte er das seinige; wenn ihr Finger ihm den Vers zeigte, der gesungen werden sollte,

folgte er. Es schien ihn glücklich zu machen, mit ihr zu beten. Als wir aus der Kirche gingen, war er an ihrer Seite und bahnte ihr den Weg durchs Volk. Er führte uns in den Wagen. Als dieser beim Dahlschen Hause Halt machte, stand er in der Pforte und half uns aussteigen. Sein Antlitz war vom Mond bestrahlt und hatte einen schönen Ausdruck sanften und erhöhten Lebens. „Ich sehe Sie bald wieder," sagte er zu Serena, indem er ihre Hand küßte; sodann schüttelte er Bär's Hand und die meine und verschwand. Ich habe ihn noch nicht so heiter und freundlich gesehen.

Wir tranken unsern zweiten Kaffe mit den alten Dahls. Serena erzählte mit ungeheuchelter Freude ihren Großeltern das Zusammentreffen mit Bruno und sein Versprechen, sie bald zu besuchen. Es schien den Alten Vergnügen zu machen.

„Welcher Morgen!" sagte Serena zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. „O, Fanny, das Leben hat schöne, wunderbare Stunden. Als ich ihn erblickte in dem klaren Scheine — als er mit mir sang — Ach! ich fürchte nur, daß meine Andacht von diesem Augenblicke an nicht mehr rein war; alle meine Gebete waren für ihn! . . . ."

Möge Niemand größere Sünden zu bereuen haben! Jetzt muß ich Dich verlassen, Marie, denn der Wagen ist gekommen, welcher uns zum Mittag bei ma chère mère abholen soll.

Den 2. Januar.

Wir haben einen kleinen Krakeel gehabt, ich und mein Bär. Du erinnerst Dich meines Geheimnisses mit den Musikstunden. Es kam damit zum Eclat. Bär kam eines Tages mitten in „bataille de Prague" herein. Er ward geschlagen. Nach der Bataille kam ein Alarm! Möchten alle ehelichen Zwiste so anfangen und sich so endigen. Es würde dann öfter in den Familien Tedeum gesungen werden.

Den 5.

Der gestrige Abend sah einen kleinen, auserwählten Kreis versammelt und in einem großen Genusse vereinigt. Und welche waren wohl die Auserwählten? Wer anders konnte es sein, als ich selbst (es lebe die Bescheidenheit!), mein anderes Ich, Bruno, Serena und die Patriarchen, in deren Hause wir uns befanden. Es war noch ein siebenter Gast da (um die Constellation vollständig zu machen), einer, der zu seinem Himmel alle die Andern erhob, und dieser war — die Poesie. Bruno las laut Tegnér's Axel, und diese herrliche, nie zu oft gelesene Dichtung, jetzt von Bruno's seelenvoller Stimme vorgetragen, schien mir entzückender als je. Serena's Nähnadel träumte in ihrer Hand; auch ihr Auge schien Ohr geworden zu sein. Und wir Alle, Jung und Alt, wurden in unsern Herzen verwandelt. Wir wurden mild, warm, liebend. Hoch und schön ist des großen Dichters Loos. Seine Leier ist die Welt, und die Saiten, auf denen er spielt, sind Menschenseelen. Wenn er will, erklingen ihre Töne und verschmelzen in göttlicher Harmonie.

So geschah es auch in unserm kleinen Kreise. Ein süßes, unnennbares Wohlbehagen verbreitete sich hier. Wir machten Alle gleichsam eine einzige glückliche, liebende Familie aus. Bruno's sonst bald so düstere, bald so flammende Blicke strahlten jetzt in einem gemilderten Glanze und ruhten auf Serena mit einem Ausdrucke inniger, aber wehmüthiger Liebe. Serena war so glücklich, so fröhlich, so schön, daß es schien, als ob alle Dunkelheit der Welt vor ihr sich aufhellen würde. Sie schien in ihrem seligen Herzen alle lebenden Wesen umarmen und segnen zu wollen.

Ehe ich ging, umarmte sie mich mit Freudenthränen, indem sie sagte: „Siehst Du, daß er wiederkommt! Siehst Du, daß Alles so werden wird, wie ich gesagt habe. Wir werden Eine Familie werden, einig, friedvoll und glücklich."

„Ja," dachte ich, „wenn der heilige Geist der Poesie immer mit und in uns wäre; aber . . . . ach!"

Zweiundzwanzigster Brief.

W., den 12. Januar.

An allen Ecken wird hier zur goldenen Hochzeit gerüstet. (Ich weiß nicht, ob ich Dir gesagt habe, daß der große Tag auf den 20. Januar fällt.) Die ganze Stadt, die ganze Gegend nimmt daran Theil. Es ist, als ob alle Leute hier im Orte mit den alten ehrwürdigen Dahls verwandt wären. Ihre acht Kinder und deren Familien werden in diesen Tagen hier erwartet. Auch ich bin wegen des Festes in Bewegung. Ich helfe Serena, so gut ich's vermag, und übe nebst Bruno einen Chorgesang ein, welcher beim Feste gesungen werden soll. Bruno hat die Musik componirt. Er ist ein wirklicher Meister, und es ist ein Vergnügen, unter seiner Leitung zu stehen. Das Sängerpersonal versammelt sich bei mir zwei Mal in der Woche und wird von dem strengen Meister eingeübt, vor dem uns Allen etwas bange ist. Serena hat so viel mit den Anordnungen zum Feste und für alle Onkels, Tanten und Cousinen zu thun, daß sie sich wenig bei mir sehen läßt. Einmal kam sie und mischte ihre Stimme in den Chor, aber da verschwand alle Andacht aus den Singübungen: Bruno's Leib saß am Instrumente; seine Seele war bei ihr.

Bruno ist an den Abenden oft bei Dahls. Er sucht die Alten zu gewinnen, spricht mit ihnen, liest ihnen vor. Serena ruht aus, glaubt einen Bruder gewonnen zu haben und ist glücklich.

Den 16.

Die Jungen kommen von Osten und Westen. Dahle hier, Dahle dort. Brave Menschen, schöne Kinder! Wie manche Geschlechter gedeihen! Ein Schwarm von Cousinen jeden Alters trifft jetzt hier zusammen. Brüderschaften, Freundschaften werden geschlossen. Die ganze Stadt ist in Bewegung. Eine Menge von Bällen und Belustigungen kommt im Gefolge der goldenen Hochzeit. Auch ma chère mère will ein großes Gastmahl geben. Ich werde wol nicht viel von dieser Herrlichkeit sehen, denn ich muß mich stille verhalten; aber ich werde die fröhliche Festzeit im Herzen behalten.

Bruno ist jetzt bei wechselnder und finsterer Laune, und die Freude ist in Serena's Blicken erloschen.

Fräulein Hellevi Hausgiebel ist bei dieser Gelegenheit als Rath und Hülfe unschätzbar für das Dahlsche Haus. Sie hat die Ordnung von lebenden Bildern übernommen, womit die alten Dahls überrascht werden sollen. Sie geht mit Lagman Hök zu Rathe und sie drapiren, eclairiren, discutiren (disputiren wol auch etwas dazwischen), arrangiren u. s. w.; ich bin überzeugt, daß wir etwas Schönes zu sehen bekommen. Es wird eine große Masse Menschen bei Dahls am Abend des großen Tages beisammen sein. Es ist auch recht so. Diese Feier muß ebenso öffentlich und festlich begangen werden, wie die erste Hochzeit still und bescheiden gehalten werden sollte. Dort geht man an Bord, um über ein Meer zu segeln, wo oft Wind und Wogen stürmisch sind; hier hingegen (bei der goldenen Hochzeit) hat man die Reise vollendet, den Hafen erreicht und kann ruhig die Siegesflagge aufziehen.

Ma chère mère kommt zum Feste herein und ich habe die Freude, sie des Nachts bei mir zu behalten. Ich werde selbst den Kaffee brennen, damit sie den Trank, den sie vor Allem liebt, recht vorzüglich erhalte.

Verschiedenes habe ich Dir von den Dahlschen Sprößlingen zu sagen, verschiebe es aber bis nach der Hochzeit,

wo ich mehr Zeit dazu habe. Im Vorbeigehen muß ich Dir erzählen, daß ich mir unter ihnen einen Günstling auserkoren habe. Sie heißt Mattea, ist ein großes, zwanzigjähriges, herzlich häßliches, aber herzlich gutes Mädchen und hat mein Herz durch ihr fröhliches, freimüthiges Wesen, ihre naive Liebe zu Serena und ihr schönes Talent fürs Fortepiano gewonnen.

Den 21. Januar.

Womit Du auch beschäftigt sein magst, sei es mit der letzten Masche eines Strumpfes, oder dem ersten Worte eines Compliments, oder mit dem Betrachten eines Portraits, oder mit einem Roman von Bulwer, oder einem Gespräch über die Unsterblichkeit mit B., oder der Zubereitung eines Citroncrêmes oder mit der Antwort auf einen Freierbrief: verlasse im Augenblick Alles und setze Dich ganz andächtig nieder, um das Kapitel zu lesen, welches ich jetzt zu schreiben gedenken und welches heißt:

Die goldene Hochzeit.

Wenn Du die Schönheit und den Werth der Ehe kennen lernen willst, wenn Du sehen willst, was diese Verbindung für zwei Menschenherzen und für das Leben sein könne, so betrachte die Gatten nicht in den Flitterwochen, nicht bei der Wiege ihres ersten Kindes, nicht zu einer Zeit, wo Neuheit und Hoffnung noch einen Morgenglanz über die junge, neugeborne Welt des Hauses werfen. Betrachte sie lieber weiterhin in den Mannesjahren, wenn sie die Welt und einander geprüft, wenn sie manchen Fehler und manche Versuchung überwunden haben, um sich inniger an einander zu schließen; wenn die Mühen, wenn die Sorgen da sind, wenn sie unter der Bürde des Tages, sowie in dessen Ruhestunden, sich immer an einander stützen und an einander genug haben. Oder betrachte sie noch weiter hinab (hinauf) im Leben; be-

trachte sie zu der Zeit, wo die vielbewegte, wechselvolle Welt fern von ihnen dahinrollt; wo alle Gegenstände um sie herum ihren Blicken immer trüber werden; wo ihr Haus still ist, wo sie einsam, aber noch Hand in Hand dastehen, und Jedes noch Liebe in des Andern Auge liest, wo sie mit denselben Erinnerungen und mit derselben Hoffnung an der Grenze eines andern Lebens stehen, in das sie bereit sind zusammen einzugehen, von allen Wünschen des Lebens nur einen einzigen übrig behaltend, den nämlich, an demselben Tage sterben zu dürfen; — ja, dann betrachte sie! Und deshalb jetzt zu den Patriarchen und zur goldenen Hochzeit.

„Da gibt's in der That etwas zu feiern," dachte ich, als ich am Morgen erwachte. Die Sonne schien derselben Meinung zu sein; denn sie strahlte klar über das schneebedeckte Dach des Hauses der bejahrten Gatten. Ich machte mir die Morgenstunde zu Nutze, hüllte mich in den Mantel, küßte meinen Bär und trippelte fort, um die beiden Alten zu beglückwünschen und zu sehen, ob ich Serena in etwas behülflich sein könnte.

Die beiden Alten saßen im Vorgemach festlich gekleidet, jedes in einem großen Lehnstuhl. Zwei Schnupftabaksdosen, ein Gesangbuch und ein großes Bouquet frischer Blumen lagen auf dem Tische. Die Sonne schien hinein durch schneeweiße Vorhänge. Es war heiter und friedvoll im Zimmer, und die Patriarchen sahen in dem sonnigen Lichte ganz verklärt aus. Mit Rührung brachte ich meinen Glückwunsch vor, und ward von den Alten wie von Mutter und Vater umarmt.

„Ein schöner Tag, Madame Werner!" sagte der Alte heiter, indem er nach dem Fenster hinsah.

„Ja, in Wahrheit schön!" antwortete ich, „so schön, daß Gottes Engel sich über ihn freuen müssen. Es ist der Liebe und der Treue Fest auf Erden!"

Die beiden Gatten lächelten und reichten einander die Hände. Jetzt entstand ein großes Getöse auf dem Saale.

Es war die Schar der Kinder und Kindeskinder, welche in festlichen Kleidern und mit frohen Blicken hereinströmten, um den ehrwürdigen Eltern Glück zu wünschen. Es war reizend, diese Gruppen schöner Kinder sich um die beiden Alten ranken zu sehen, wie grünende Schößlinge um bejahrte Stämme; es war reizend, die kleinen Rosenmündchen sich aufreichen zu sehen, um zu küssen, die kleinen Aermchen, um zu umhalsen, es zu hören, das Getöse liebender Worte und jubelnder Stimmen . . . .

Ich benutzte diesen Augenblick, um mich hinauszuschleichen und Serena aufzusuchen. Ich traf sie in der Küche umringt von Leuten und Speisen austheilend. (Von Seiten des Dahlschen Hauses fand nämlich an diesem Tage eine große Austheilung von Speisen und Geld an die Armen des Ortes statt.) Serena begleitete die Gaben mit freundlichen Blicken und Worten, und erntete Segnungen für ihre Eltern ein. Als die Austheilung zu Ende war, begleitete mich Serena hinauf in ihr Zimmer; dort sah ich forschend in ihr freundliches Antlitz und sagte froh: „Du siehst heute glücklich aus, Serena!"

„Und wie kann es anders sein?" antwortete sie. „Alle Menschen um mich her sind ja heute glücklich. Meine lieben, alten Eltern scheinen heute ihre Jugend wiedererhalten zu haben. Und gestern hättest Du sie hören sollen, Fanny, wie sie, vor dem abendlichen Kaminfeuer sitzend, ihr ganzes Leben durchgingen und von Dem sprachen, was bevorstand — es war so schön, so feierlich!"

Fräulein Hellevi Hausgiebel unterbrach uns hier; wir mußten ihr hinauf ins zweite Stockwerk folgen. Hier war lauter Gestöber, Lärm und Wirrwarr. In einem Saale ward drapirt und zum Balle geordnet; in einem andern wurden zu den lebenden Bildern Vorbereitungen gemacht. Fräulein Hellevi, welche schon im Geiste sah, wie sich Alles ordnen würde, flog leicht wie ein Vogel zwischen Gerüste, Tauwerk und tausend Sachen umher, indem sie sagte:

„Sehen Sie, liebe Madame Werner, dies wird so, und dies wird so werden. Wird es nicht gut? Wird es nicht guten Effect machen?"

„Madame Werner!" rief Lagman Hök von einer Leiter herab, auf deren Gipfel er mit einer Don Quixote's-Miene stand, „wird nicht diese Beleuchtung gegen die gelbe Draperie eine vorzüglich gute Wirkung thun?"

„Vortrefflich! prächtig!" antwortete ich mit heimlicher Angst, „aber bester Lagman Hök, dieser Kronleuchter fällt gewiß herab! Gutes Fräulein Hausgiebel, dieses Gerüste stürzt gewiß zusammen!"

Das leichte und lebhafte Fräulein Vogelnest lachte über meine sichtbare Angst, und ich eilte, die Ohren von Hammerschlägen umsaust, aus dem unbehaglichen Fegefeuer, welches zum Paradies der Aesthetik führt, herauszukommen. Aber ich pries nichtsdestoweniger Diejenigen, welche sich dort abmühten; obgleich ich am liebsten die Rose genießen will, ohne deren Dornen zu fühlen.

Nachdem ich Serena etwas an die Hand gegangen war und Verschiedenes mit ihr verabredet hatte, ging ich nach Hause, mit dem Versprechen, Abends bei Zeiten wiederzukommen.

Aber ehe ich noch ging, ward ich Zeuge eines feierlichen Auftritts. Eine Deputation von den Aeltesten der Stadt kam im Namen derselben und überreichte dem ehrwürdigen Paare einen großen, vergoldeten Silberpokal, als einen Beweis der Achtung und Dankbarkeit ihrer Mitbürger. Ich vermißte ma chère mère an der Stelle des Bürgermeisters. Welche stattliche Rede würde sie nicht gehalten haben!

Ich war froh, am Mittage Bär von allen diesen Dingen vorplaudern zn können. Es wässerte ihm der Mund darnach, selbst goldene Hochzeit zu halten. Dahin gelangen wir wol nicht, aber können wir nicht zur goldenen, so können wir wol zur silbernen kommen .... Ach! es soll mich Wunder nehmen, ob dann unsere zehn Mäd-

chen um uns stehen. Es wird ein schöner Hochzeitskranz. Sieh! da fielen ein paar Thänen auf ihn.

Nachmittags sechs Uhr wanderten Bär und sein Weibchen Arm in Arm nach dem Hochzeitshause. Auf der Straße, wo es lag, entzündete sich jetzt Flamme nach Flamme; ein Fenster nach dem andern erglänzte; Marschälle flammten an den Straßenecken, bald stand die ganze Straße im hellsten Tageslicht und eine Menge Leute wanderte mit frohen Gesichtern in dem ruhigen, milden Winterabend auf und ab. Die Stadt illuminirte zu Ehren ihrer Patriarchen. Das Dahlsche Haus hatte gegen die übrigen ein trübes Ansehen, aber das Licht war drinnen.

Gerade als wir in die Pforte eingehen wollten mitten durch eine Menge von Leuten, welche sich versammelt hatten, um die Ankommenden zu sehen, fielen meine Augen auf eine Person, welche unter den Uebrigen stand. Sie war in ein großes schwarzes Tuch eingehüllt, aber die zwei großen, brennenden Augen, welche unter demselben hervorblitzten, machten mich stutzen, und ich dachte unwillkürlich an Hagar. In demselben Augenblick zog sich die Figur zurück, und ungewiß, ob ich recht gerathen, aber mit einer unheimlichen Unglücksahnung, trat ich ins Hochzeitshaus.

In der Saalthüre begegnete mir Serena; sie trug einen weißen Kranz in ihrem lichtbraunen Haare, und bei ihrem Anblicke verschwand jeder finstere Gedanke. Ach! wie anmuthig war sie nicht diesen Abend in der leichten, weißen Tracht, mit den freundlichen blauen Augen, der reinen Stirne und dem himmlischen Lächeln auf ihren Lippen! Wenn ich sie nur in diesem Augenblick hätte gemalt bekommen können! Sowie jede Blume ihren Augenblick höchster Schönheit hat, so hat auch der Mensch Momente, wo sein höchstes und schönstes Leben aufblüht, wo er scheint, was er wirklich ist, was er in der Tiefe vom Gedanken Gottes ist. Diese vorübergehende Offenbarung (gibt es doch auf der Erde nichts Bleibendes) ist Das, was

der wahre Künstler festzuhalten sucht, und deshalb ist es unrichtig, von einem gelungenen Portrait, besonders dem eines seelenvollen Menschen, zu sagen: es sei verschönert. Doch wo gerathe ich hin? Ich wollte von Serena reden. Sie war so freundlich, Allen so gefällig und dennoch — ich wußte es — war sie bei sich selbst nicht glücklich. Freunde und Verwandte versammelten sich. Die Zimmer füllten sich. Ma chère mère kam mit vielem Geräusch. Sie ward von Bruno geführt, und obgleich blind, war sie doch so hoch und stattlich wie jemals. Herzlich begrüßte sie daß ehrwürdige Paar, indem sie mit lauter Stimme sagte:

„Alte Freunde und alte Wege hintergehen nicht gerne, und deshalb bin ich jetzt hier. Ich bin hier, um Euch Glück zu wünschen, meine werthen Freunde, an diesem Euren Ehrentage. Ein Jeder ist seines Glückes Schmied, sagt das Sprichwort, und folglich wäre, wollte man in Abrede stellen, ob Ihr Beiden, meine geehrten Freunde, an diesem Tage glücklich seid, es wäre, sage ich, gerade dasselbe, als ob man in Abrede stellen wollte, daß der König Edelmann sei. Es ist so gewiß, wie das Amen in der Kirche. Gott segne Euch!" Sie drückten sich herzlich die Hände.

Jane Marie war prächtig und aimable. Bruno war düster. Seine finstern Augen folgten beständig der lichten Serena, wurden davon aber nicht erhellt. Er war still und in sich gekehrt.

Um acht Uhr waren alle Gäste versammelt. Man hatte Thee getrunken, Eis gegessen u. s. w. Jetzt entstand mit einem Male eine große Stille. Die beiden Alten nahmen zwei Lehnstühle ein, die mitten im Salon auf einer reich gestickten Matte neben einander standen. Ihre Kinder und Kindeskinder versammelten sich in einem Halbkreis um sie. Ein Priester von edlem Aussehen trat vor sie und hielt eine Rede über die Schönheit und Heiligkeit der Ehe. Er schloß mit einer Hinweisung auf das Leben

des ehrwürdigen Paars, das eine bessere Predigt über den Werth der Ehe für das Leben und für das Menschenherz sei als seine Rede. Was er sagte, war wahr und ergreifend. Niemand in der Versammlung hatte trockene Augen; Bär und ich lehnten uns an einander. Eine liebliche feierliche Rührung hatte Alle erfaßt, und lange herrschte in der zahlreichen Versammlung eine große Stille; aber es war nicht die des Ueberdrusses.

Unterdessen wurden Anstalten zu der zweiten Abtheilung des Festes getroffen, und als Alles in Ordnung war, wurde die Gesellschaft über mit Matten belegte Treppen ins zweite Stockwerk hinaufgeführt. Hier wurden die lebenden Bilder aufgeführt, deren Schönheit und Anmuth Alles, was ich erwartet hatte, weit übertraf. Bei Gelegenheit will ich sie beschreiben. Das Letzte war eine einzige große, wohlgeordnete Gruppe aller Dahlschen Abkömmlinge. Der Chor ward dazu gesungen und ging sehr gut, besonders als wir ihn zum zweiten Male vornahmen.

Die ganze Vorstellung machte allgemein großes Vergnügen. Als der Chor zum zweiten Male abgesungen und der Vorhang zum letzten Male gefallen war, sprangen die Thüren zum Ballsaal auf; ein blendender Lichtschimmer strömte von da aus, und eine lebhafte Tanzmusik setzte die Herzen und Füße der Jugend in Bewegung.

Und jetzt, Marie, nimm Deine Eau de Cologne-Flasche hervor und bereite Dich auf eine Katastrophe vor, die ebenso überraschend als unästhetisch war. Die Wirklichkeit ist zuweilen etwas prosaisch.

Der alte Dahl war an der Hand seiner Enkelin in den Tanzsaal hinausgewandert; die Gäste folgten unter munterm Geschwätz, als ich plötzlich an dem großen Kronleuchter eine Bewegung gewahr ward (ähnlich der, welche schon am Vormittage meine Angst rege gemacht hatte). Serena, welche ihrem Großvater den Arm gab und mit einigen Umstehenden sprach, stand in diesem Augenblicke gerade unter ihm. — Ich erhob einen Schreckensruf:

„Nehmt Euch in Acht! die Krone fällt!" Alle blickten erschreckt hinauf; aber mit des Blitzes Schnelligkeit stürzte Bruno hervor, und entriß Serena der Gefahr, in demselben Augenblicke, wo der prächtige Kronleuchter mit seinen sechzig Lichtern und tausend Krystallen unter einem betäubenden Geraſſel herabstürzte. Bruno selbst bekam einen heftigen Stoß auf den Kopf. Er erbleichte und wankte. „Bruno! Bruno!" rief Serena mit dem unverkennbaren und herzzerreißenden Tone der Liebe aus, und ihre Arme umfaßten ihn, als er zu Boden sank. Er schlang die seinigen um sie, er drückte sie an seine Brust — ein seliges Lächeln erschien gleich einem Sonnenstrahle auf seinem Antlitz, indem er niedersank und die Besinnung verlor.

Kein Wort davon, welche Wirkung dies in der Versammlung hervorbrachte. In einer Minute Unglücksfall, Liebeserklärung und Tod oder was dem vollkommen ähnlich sah — man kann vor Wenigerm von Sinnen kommen. Ich gestehe, daß ich wenig von Dem weiß, was sich nun ereignete, bis ich einen Augenblick später mich in einem stillen und schwach erhellten Zimmer befand.

Bruno lag auf einem Sopha. Ihm war zur Ader gelassen, er war aber noch nicht aus seiner Betäubung erwacht. Bär stand neben ihm und sah ganz grausam aus. Ma chère mère hielt seinen Kopf auf ihren Knieen; sie war still, aber Thränen rannen aus ihren verdunkelten Augen und rollten langsam über ihre farblosen Wangen. Nicht weit von ihnen saß Madame Dahl, Serena lag vor ihr auf den Knieen und barg ihr Gesicht an ihrer Brust; sie hatten die Arme um einander geschlungen. Daneben stand der Greis, die Augen auf sein Kind geheftet; daneben stand auch ich, tröstende Worte zu der fast bewußtlosen Serena redend.

„Wo ist sie?" rief Bruno, indem er aus seiner todesgleichen Ohnmacht erwachte, aber noch nicht ganz bei Besinnung war — „ach, wo ist sie? Ich hielt sie in

meinen Armen .... sie war mein .... es war so schön .... laßt mich so sterben! .... Serena!" rief er noch heftiger aus — „wo bist Du? Meine Gattin, läßt Du die Welt uns trennen? .... Die Welt, die Menschen, was sind sie für uns? .... Wir stehen ja im Chor des Tempels und die Engel Gottes singen über uns des Höchsten Segen! .... Warum bist Du entflohen? .... O Du hast mein Herz mit Dir genommen .... Jetzt ist meine Brust so leer. Serena, kehre wieder .... Gib mir das Leben wieder, Serena!"

„O, das ist eine Qual, eine Qual!" flüsterte Serena, aber umfaßte fester die Stütze, deren Stütze sie war.

Bruno hatte sich aufgerichtet, er sah jetzt Serena und die Andern, und mit einer Heftigkeit, von der ich nicht wußte, ob sie von einem Ueberbleibsel von Sinnesverwirrung, oder von seiner leidenschaftlichen Natur herrührte, die sich zu ihrem Ziele durchbrechen wollte, rief er aus:

„Ha, ich sehe, ich sehe, wie es ist! Ihr wollt sie verbergen, Ihr wollt sie von mir trennen! Aber warum wollt Ihr es? Warum wollt Ihr zwei Herzen trennen, welche schon seit der Kindheit vereint waren? Thut es nicht. Macht lieber diesen Tag zu einem Tag des Segens; — o gebt mir heute Serena zur Gattin!"

„Dies ist nicht der geeignete Augenblick von solchen Dingen zu reden," unterbrach ihn der Alte, halb böse, halb gerührt. „Ein anderes Mal ...."

„Und warum nicht jetzt?" unterbrach ihn Bruno heftiger, inniger, unwiderstehlicher. „Warum nicht heute Abend mir das Leben leicht machen? Warum es aufschieben, einen Menschen glücklich zu machen? Warum mich nicht heute schon an Euch mit ewiger Dankbarkeit binden? O heute, heute gebt mir Serena! Ich will Euren Liebling Euch nicht entziehen; laßt mein Haus das Eurige werden; laßt mich mit ihr die Sorgfalt für Euer Alter theilen. Gute Mutter!" fuhr er fort, indem er Madame Dahl's Hand faßte und sie mit einer Thräne

benetzte, — „gute, ehrwürdige Mutter, fürchten Sie Nichts für Ihr Kind! Und haben Sie erfahren, daß eines Gatten innige Liebe, Treue und Ehrfurcht des Weibes Glückseligkeit ausmacht, o dann, gute Mutter, geben Sie mir heute Serena!"

Die beiden Alten sahen auf einander und auf Serena. Sie stand zwischen ihnen, weiß wie die Rosen in ihrem Kranze, mit niedergeschlagenen Augen — deutlich begehrend zu knieen, zu opfern — aber an welchem Altar, das war die Frage.

Eine Pause entstand. Jetzt erhob sich ma chère mère, bleich, feierlich, aber nicht stolz, und redete so:

„Ein Jeder richtet am besten in seiner eignen Sache, und deshalb müßte ich jetzt vielleicht davon abstehen, in dieser zu reden. Aber als Mutter will ich doch ein Wort für meinen Sohn sagen. Ich habe bis jetzt wenig gethan, um ihn glücklich zu machen, ich kann auch ferner wenig dafür thun, denn" . . . . Ma chère mère legte die Hand auf ihre Augen, indem sie sichtbar mit ihrer Rührung kämpfte. Bald begann sie wieder mit fester, wenn auch sanfter Stimme: „Ich spreche nicht, um Euch zu überreden, meine geehrten Freunde und Nachbarn; ich will Euch nur Das sagen, daß mein Sohn in dieser letztern Zeit in reichem Maße gut gemacht hat, 'was er in seiner Jugend gegen mich verbrach. Es ist mein Glaube, meine Ueberzeugung, daß er fernerhin seinem Lande Ehre machen werde, daß er die beste Frau verdiene und sie in jeder Hinsicht glücklich machen werde. Schon seit langer Zeit hat mein Sohn mir seine Liebe anvertraut, und sie hat meinen Beifall und meinen Segen erhalten. Also, meine lieben Freunde und Nachbarn, will ich Euch blos sagen, daß, wenn Ihr es für gut findet, Eure Enkelin meinem Sohne zu geben, ich dafür halte, daß Ihr klug und wohl für sie handelt. Und für das Glück, welches hierdurch meinem Sohne beschеert wird, werde ich, seine Mutter, in

allen Zeiten dem Herrn danken, und nächst dem Herrn — Euch!"

Ma chère mère's Reden blieben nie ohne Wirkung, und in diesem Augenblick, wo sie blind und fast bittend dastand — denn dieser Ausdruck lag wirklich in dem so ungewöhnlich milden Tone — in diesem Augenblicke machten ihre Worte einen tiefern Eindruck als je. Noch ein anderer Umstand mußte auf die alten Dahls wirken. Serena hatte, wenn auch unfreiwillig, ein öffentliches Zeugniß ihrer Liebe zu Bruno gegeben. Es war vorauszusehen, daß die Umarmung, welche sie vereinigt hatte, am folgenden Tage in der Stadt und der ganzen Gegend würde herumgetragen werden.

Bruno hatte sich einige Schritte zurückgezogen. Er ergriff die Hand seiner Mutter und führte sie an seine Lippen. Die alten Dahls umfaßten Serena und sagten: „Willst Du, wünschest Du ihm anzugehören, Serena? Willst Du heute, jetzt ihm Deine Hand reichen?"

„Ja," flüsterten Serena's Lippen, „o, meine Eltern .... wenn Ihr wollt .... wenn Ihr es erlaubt .... Ja!"

„Nun, dann in Gottes Namen!" rief der Greis aus. „Bruno Mansfelt, empfangen Sie die Hand Ihrer Braut!"

„Serena mein!" rief Bruno mit einer Stimme, welche durch Mark und Bein drang, und stürzte zu ihr hin.

Die Alten hielten sie noch zurück.

„Nimm sie denn; .... mache sie glücklich!" .... sagten sie mit Stimmen, welche die Rührung unsicher machte. „Sie ist unser jüngstes, unser geliebtestes Kind .... die Freude unsers Alters .... sie handelte uns nie zuwider .... (Thränen fielen auf ihre verwelkten Wangen, und ihre zitternden Hände hielten Serena beständig umfaßt.) Entferne sie nicht weit von uns, ...

laß sie unsere Augen zudrücken . . . . Werde ihrer würdig! . . . . Liebe sie! . . . . Mache sie glücklich!"

„Glücklich!" rief Bruno aus, indem er sie fast mit Gewalt ihren Eltern entriß und an seine Brust drückte, „glücklich, so gewiß, wie ich durch sie auf Gottes Gnade hoffe!" Bruno führte Serena zu seiner Mutter und sagte: „Segne uns, meine Mutter!"

Ma chère mère vergaß beinahe ihre gewöhnliche stattliche Feierlichkeit, und mit vor Rührung stammelnder Stimme segnete sie ihre Kinder. Hierauf schloß sie Bruno mit heftiger Zärtlichkeit in ihre Arme und ließ einige Augenblicke seinen Kopf an ihrer Brust ruhen. Es war schön, sie so zu sehen.

Nachher gaben ma chère mère und die alten Dahls sich einander die Hände, und einige herzliche Worte wurden auf beiden Seiten gesprochen.

„Und jetzt zur Bekanntmachung!" rief der Greis aus, welcher seine Gefühle zerstreuen zu wollen schien. „Heute muß alle Freude gemeinsam sein. Komm, meine Alte, kommt, meine Kinder! Hört zu, guten Leute da draußen, Freunde, Verwandte, höret!"

„Meine Freunde!" rief der Greis in heiterm Tone aus, „ich habe Euch jetzt eine Verlobung bekannt zu machen, und bitte um Eure Glückwünsche für meine Enkelin Serena, und ihren Bräutigam Bruno Mansfelt!" Es war, als ob wieder ein Kronleuchter herabgefallen wäre! Noch nie waren wol die Einwohner der guten Stadt W. innerhalb einer Stunde so von Ueberraschungen überhäuft worden. Soeben Liebeserklärung und Todesfall, jetzt Auferstehung und Verlobung!

Ein lautes Gemurmel der Ueberraschung und des Glückwünschens ging durch die Menge. Aber ich sah, daß nicht alle Gesichter glückwünschend waren. Ich sah lange, ich sah misvergnügte Mienen. Ich glaube, daß auch Bruno sie gewahr ward. Seine dunkeln Augen flammten einen Augenblick, gleich zweien Blitzen, forschend

in die Versammlung; der Donnerkeil auf seinem Scheitel ward geschärft, die Augenbrauen zogen sich drohend zusammen, und er wechselte die Farbe. Ma chère mère trat vor und beabsichtigte, wie ich glaube, eine Rede zu halten; aber ich fühlte das Bedürfniß, Bruno und Serena davon zu befreien, sprang deshalb vor und rief dummdreist aus:

„Nun, gottlob! Jetzt sehe ich die Aussicht zu einer neuen goldenen Hochzeit, und ich hoffe, in funfzig Jahren Euch, Bruno und Serena, ebenso herzlich Glück wünschen zu können wie jetzt!"

Meine Dummdreistigkeit hatte guten Erfolg. Ma chère mère kam aus dem Concept, und so viele Gratulationen kamen jetzt dazwischen, daß sie nicht wieder hineinkam.

Indessen schlich ich mich fort. „Gottlob!" hatte ich gesagt, doch ich falsche Seele dachte nicht so. Ich fühlte mich aufgeregt, erschreckt, erfüllt von düstern Ahnungen. Ich suchte Bär, er suchte mich, und wir trafen uns.

„Was ist Dir!" sagte er und sah mich erschrokken an.

„Ach, Bär, ich bin unruhig, unwohl, krank! Jetzt sind sie ja verlobt! Ach! schneide nicht so abscheuliche Gesichter! Es ist Nichts zum Lachen!"

„Ich lache nicht darüber, wol aber über . . . ."

„Ueber mich vielleicht? Es wäre besser, Du gäbest mir ein Mittel gegen Herzklopfen, Bär! Sie sind verlobt! sie, die Gute, Engelreine, und er, der .... Ach, es ist doch nicht gut. Sie wird nicht glücklich. Wie wird es gehen? Bruno ist ihrer gewiß nicht würdig. Er ist nur ein halber Mensch. Wird er je ein ganzer werden?"

Ohne zu antworten, führte Bär mich in das Cabinet, wo Bruno soeben Serena's Hand gewonnen hatte. Er setzte sich gravitätisch hin, riß ein Blatt aus seinem Taschenbuche, nahm seine Bleifeder, und ich sagte:

„Willst Du ein Gedicht schreiben? Dann komme ich gar um!"

„Ich schreibe ein Recept für Dich," sagte Bär mit demselben Phlegma.

Er schrieb und gab mir darauf diese Worte zu lesen: „Die Männer, welche an das Wort nicht glauben, werden durch den Umgang der Frauen ohne Worte gewonnen werden."

„Bär!" sagte ich, indem ich ihn umarmte, „Du bist der beste und klügste Doctor in der Welt."

„Es ist nie so weit zwischen den Bergen, daß sich nicht die Hexen begegnen!" rief ma chère mère in der Thüre. „Hört, meine Kinder! Ihr habt mir noch nicht Glück gewünscht, und ich glaube doch, daß es sich der Mühe verlohnt. Ich habe noch eine liebenswürdige Tochter bekommen; ich bin eine glückliche Mutter. Setzet Euch Beide mir zur Seite und lasset uns von dem zukünftigen jungen Paare reden."

Wir thaten so. Ma chère mère drang mit ihren Planen weit in die Zukunft, und die Bilder, welche sie sah, waren hell. Es schien ihr zu gehen wie manchem Blinden; wenn das Gesicht des Körpers verdunkelt wird, wird das der Seele desto klarer und freundlicher. So saßen wir angenehm beisammen bis zum Souper.

Es ward auf mehrern kleinen Tischen in drei Zimmern servirt. An dem Tische, wo die Patriarchen saßen, waren auch Bruno und Serena, ma chère mère, Lagman Hök, der Pfarrer, Bär, ich und einige Andere. Wir waren ziemlich still während des größten Theils der Mahlzeit, und ich fing schon an zu glauben, daß dieses Fest sich endigen würde, ohne daß ma chère mère eine Rede zu dessen Ehre gehalten hätte. Aber nach dem Truthahn erhob Lagman Hök sein Glas, und bat darum, ein Skål trinken zu dürfen. Alle wurden aufmerksam, und mit leiser Stimme, und den milden sichern Blick auf die Patriarchen gerichtet, sprach der Redner:

„Leier und Blumen waren in die Matte gewirkt, auf welcher unsere verehrten Freunde heute Abend das Wort des Segens über sich aussprechen hörten. Sie sind Symbole der Harmonie und Glückseligkeit, und diese sind des Hauses und der Familie Penaten. Daß sie Euch, verehrte Freunde, in dieser feierlichen Stunde umgaben, können wir nicht als einen Zufall betrachten. Es schien mir, als verstände ich deren stumme Sprache und als hörte ich sie zu Euch sagen: „Wir sind hier zu Hause; Ihr habt uns während Eurer Verbindung so wohl gepflegt, daß wir Euch nicht mehr verlassen können. Euer Alter soll sein, wie Eure Jugend!"

Mit allgemeiner Freude ward auf den schönen Trinkspruch für die gerührten und lächelnden Alten getrunken.

„Nein, hört 'mal den Hök!" sagte ma chère mère — und wie von einem elektrischen Schlage getroffen, stieß sie an meinen Arm, indem sie sagte: „Fülle mein Glas!" rückte hierauf lärmend mit dem Stuhl, hustete, und mit lauter und lebhafter Stimme sprach sie folgendermaßen:

„Liebe ist mehr als Pfeil und Spieß! Liebe dringt durch Panzer und Schild! Liebe findet vollkommen den Weg! Sie führte das erste Menschenpaar zusammen, sie wird auch das letzte zusammenführen. Meine Freunde, lassen wir uns Alle von ihr durchs Leben führen. Denn die wahre Liebe ist nicht deutsch, noch französisch, noch schwedisch, sie ist nicht einmal irdisch; sie ist himmlisch und bietet uns hier die Hand, um uns einst zu der großen Hochzeit dort oben zu führen. Der Mann und das Weib, welche hier in treuer Liebe sich verbinden und in treuer Liebe wandern, werden dort neben einander sitzen. Und wohl mag ich heute mit König Lemuel's Mutter sagen: „Ach, Du meines Lebens Sohn, welchem ein tugendhaftes Weib beschceert ist, sie ist viel edler als die köstlichsten Perlen, sie versüßt ihm alle seine Lebenstage." Meine Augen sind dunkel geworden, aber mein Herz sieht licht in meines Sohnes Zukunft, und deshalb jubilirt es in

großer Freude, jetzt wo ich trinken kann meines Sohnes und seiner Verlobten Skål, und zugleich den Skål seiner zukünftigen Eltern, meiner geschätzten Freunde und Nachbarn!"

Bruno sieht gewöhnlich etwas beschwert aus, wenn seine Mutter Reden zu halten anfängt; jetzt aber ward dies Gefühl von einem andern verdrängt, und er betrachtete seine Mutter mit einem jener Blicke voll Liebe, welche ich noch ich nie so in seinen Augen gesehen habe.

„Was wird Bär sagen?" dachte ich, als wir ma chère mère's Skål getrunken hatten. „Jetzt ist die Reihe an ihm, und er ist gerade kein Redner."

Zu meinem großen Erstaunen sagte er: „Jetzt ist die Reihe an meiner Frau. Ich will den Schluß-Skål trinken."

„Abscheulicher Bär!" dachte ich, ganz überrascht, faßte mich aber in demselben Augenblick und sagte:

„Die Liebe altert nicht. Ein Skål für das älteste und jüngste Paar in unserm Kreise!"

„Bravo, Franziska!" rief ma chère mère.

Jetzt folgten die Skåle so dicht und lebhaft auf einander, daß ich nicht mehr genau darauf Acht geben konnte. Ich sehnte mich nur darnach, daß die Reihe an Bär kommen möchte. Aber sie kam nicht an ihn; denn jetzt kam von den andern Tischen und Zimmern die Gesellschaft nach und nach mit gefüllten Champagnergläsern herein, und Reden wurden gehalten, Skåle getrunken, auch einige recht schöne Gelegenheitsgedichte abgesungen, welche den alten Dahls viel Vergnügen machten; und während alles Dieses wurden Bär und sein Schluß-Skål vergessen. Unter allgemeinem Hurrahrufen stand man vom Tische auf. Ich machte nachher Bär Vorwürfe wegen seiner Ausflucht bei den Gesundheiten; aber er versicherte mir, daß er eine lange und sehr poetische Rede in Bereitschaft gehabt hätte, welche er gerade bis zum Schluß hatte aufheben wollen, um damit dem Skål-Gelage gleichsam die

Krone aufzusetzen; und er beklagte sehr, daß die Gesellschaft und besonders ich derselben verlustig gegangen wäre. Ich bat ihn, mir wenigstens den Anfang davon zu sagen; aber er antwortete, daß er kein Freund davon wäre, anzufangen ohne zu schließen, daß jetzt die Zeit dazu nicht hinreiche, daß ich ihm nicht andächtig genug schiene, um es würdig mit anzuhören u. s. w.

Gleich nach dem Souper stand die Anglaise in Reihe und Glied. Sie war recht lebendig, und Niemand tanzte so munter und leicht wie Fräulein Hellevi Hausgiebel. Mit der Anglaise ward nach Serena's kluger Anordnung der Tanz gerade zur Mitternachtsstunde beendigt; denn sie fürchtete, daß ein längeres Wachbleiben ihre Großeltern zu sehr ermüden würde. Die lange Ceremonie des Danksagens und Abschiednehmens ward für sie ermüdend genug, obgleich viel Herzlichkeit sie belebte. In dem Augenblicke, wo der ganze Saal und Vorsaal wie ein wimmelnder Ameisenhaufen voll von Leuten war, von Damen, die sich in ihre Mäntel hüllten, von Herren, die ihre Galoschen suchten, bekam ma chère mère einen ihrer lustigen Einfällen. Schon im „Januarius" und in ihre großen Wolfspelzschuhe gekleidet, verlangte sie eine Violine und spielte rasch zu einer muntern Polska*) auf. Alle wurden betroffen, aber im nächsten Augenblicke kam eine Art Tanzwuth über Alle. Man tanzte in Mänteln und Ueberröcken, man sprang in die Kreuz und die Quere miteinander herum; es war ein Lachen, eine Lust. Man tanzte im Vorsaal, man tanzte auf den Treppen, man hatte Mühe, auf der Straße damit aufzuhören.

Während des allgemeinen Freudentaumels und Wirrwarrs schlich ich mich fort, um nach Bruno und Serena zu sehen, denn sie waren nicht unter den Andern.

---

*) Polska, ein beliebter schwedischer Nationaltanz, voll wilder Lebendigkeit.

Anmerk. d. Uebers.

Ich ging von Zimmer zu Zimmer, und in einem der entlegensten, wo der Lärm des Tanzsaals nur wie ein entferntes Sausen gehört ward, gewahrte ich zwei Gestalten, eine dunkle und eine lichte. Die dunkle — es war Bruno — kniete vor der lichten — Serena — und sie neigte sich leise zu ihm herab und sagte: „Du!"

„Du!" ein schönes Wort! Mir schien, als verstände ich zum ersten Mal dessen tiefe Harmonie, und ich mußte eilen, es sogleich Bär zu sagen. Und so wohl hatte ich Serena's Ton und Ausdruck getroffen, daß er mich augenblicklich verstand und auch zu mir sagte: „Du!"

Ma chère mère hatte das letzte Paar hinausgespielt und rief mir mit lauter Stimme zu, zu kommen. Gerade als ich durch den Vorsaal (der voll von Leuten) hinaus ging, trafen meine Blicke auf dieselbe schwarze Figur, mit denselben düster flammenden Augen, welche mich beim Eintritt ins Haus erschreckt hatten; aber wieder zog sie sich zurück, und da ich im plötzlichen Eifer sie verfolgen wollte, um mich zu vergewissern, ob meine Ahnung richtig gewesen wäre, ward ich durch Bär daran verhindert, welcher für mich besorgt ist wie die Israeliten um die Bundeslade, und durchaus nicht wollte, daß ich mich unter die Philister hinaus begeben sollte. Mit einem „Ach" im Herzen folgte ich ma chère mère in den Wagen. Noch brannten die Lichter längs der Straße, noch flammten die Marschälle. Ma chère mère konnte den Schein bemerken und war froh und gesprächig Manches kernvolle Sprichwort ging dem merkwürdigen Tage zu Ehren aus ihrem Munde. Sie beschloß eine Lobrede über die alten Dahls mit diesen dreien:

„Es nicht so leicht, in Gottes Reich hineinzuspringen."

„Wer die Rose pflücken will, darf sich vor den Dornen nicht fürchten."

„Wer Tugend aussäet, erntet einen guten Namen."

Dreiundzwanzigster Brief.

W., den 8. Februar.

Gestern war großer Ball im Rathhause. Die Stadt hatte ihn für ihre Patriarchen veranstaltet. „Du mußt hingehen!" sagte ich zu Bär. „Ich muß nicht hingehen," sagte er; „ich gedenke zu Hause zu bleiben und ein pas de deux mit meiner Frau zu tanzen!" Ich machte zwar erst einige Umstände, mußte aber endlich einwilligen, und in unsers Herzens Munterkeit tanzten wir wirklich eine Menuet, wozu ich sang und Bär den Baß brummte. Nachher setzte ich mich — kleine Propheten zu nähen. (Du verstehst schon, was dieser Name bedeutet.) Bär öffnete seinen Sprachkasten, was mich immer höchlich erfreut, und aus seinem reichen Vorrath von Lebens- und Menschenerfahrung nahm er manchen kostbaren Bissen hervor. Ich habe einige seiner Erzählungen aufgezeichnet und werde sie Dir ein anderes Mal mittheilen. Es ist ein großes Glück, Marie, in einem guten Manne auch eine angenehme Gesellschaft zu besitzen. Bei Dahls wird schon an die Hochzeit gedacht. Bruno treibt und treibt mit seiner Liebe und seinem argen Willen. Mag er mir den Ausdruck verzeihen. Es ist jetzt beschlossen, daß die Hochzeit im Mai sein, und daß meine kleine Freundin Mattea an Serena's Stelle bei den alten Dahls bleiben soll. Serena wird sich theils auf Ramm, theils bei ihren Großeltern aufhalten.

Serena ist die liebenswürdigste Braut, und zugleich dieselbe gute Freundin, dieselbe vortreffliche Tochter, wie früher. Sie ist noch immer das schüchterne Weib, welches sie vor ihrer Verlobung war, und wird wol als Frau nicht anders werden. Dennoch ist ihr Benehmen gegen Bruno so bezaubernd, daß es ihn unwillkürlich zwingt, sie anzubeten. Was soll ich übrigens von Bruno sagen? Er

ist gut und nicht gut, glücklich und nicht glücklich. Tag und Nacht, Sonnenstrahlen und Gewitterwolken wechseln beständig bei ihm. Er kommt mir vor wie ein Mensch, welcher fühlt, daß er sein Glück nicht verdiene, und deshalb theils mit sich selbst uneinig ist, theils beständig fürchtet, daß es ihm werde entrissen werden. Möchte ich hierin Unrecht haben!

Dieser Tage kam er in Serena's Zimmer herein, als ich, aber nicht sie, dort war. Er sprach einige Worte mit mir, schien aber bald zu vergessen, daß ich im Zimmer wäre. Er betrachtete Serena's Bücher, ihre Gemälde, ihr Nähzeug mit einer Art schmerzlicher Zärtlichkeit; er sah sich im Zimmer um und sagte leise für sich: „Unschuld — Reinheit, — Ruhe!" Er nahm ein kleines, hellgrünes Seidentuch, welches Serena oft zu tragen pflegt, küßte es und barg sein Gesicht in dasselbe. Darauf erhob er sich heftig und ging hinaus. Ich sah auf den kleinen Shawl; — er war naß von Thränen.

„Ruhe!" sagte Bruno, und er seufzte so tief, so schmerzlich. Ach! Ruhe hat er nicht. Er kann nicht von Serena entfernt, kann ihr aber auch nicht in Ruhe nahe sein. Er kommt und geht und kommt wieder, drei Mal des Tages. Er zeigt ihr eine Liebe, deren Heftigkeit er nur ihretwegen dämpft; er überschüttet sie mit Geschenken, welche sie nur seinetwegen annimmt; aber seine Unruhe thut ihr sichtbar weh.

„Was zum T—l ist das für ein Jachten und Fechten! Ich weiß nicht, wozu es dienen soll," brummte Bär soeben misvergnügt.

„Es ist weit besser, tranquil zu sitzen und seine süße Grütze zu essen; nicht wahr?" sagte ich, indem ich eine Schüssel rauchender Grütze auf unsern Abendtisch stellte.

„Ja, wenn man sie mit seiner kleinen, allersüßesten Frau verzehrt."

Ich war zufrieden mit der Artigkeit, obgleich sie etwas Grützwärme athmete. Aber auch diese Wärme muß ge-

pflegt und geachtet werden. Der Myrthenbaum der Ehe gedeiht ohne sie nicht wohl hier im Norden.

Den 12. Februar.

Eine schreckliche Begebenheit im Dahlschen Hause! Eine Nacht ist seitdem verflossen, und noch zittert meine Hand so, daß ich die Feder nicht mit Sicherheit führen kann. O, meine Ahnungen!

Gestern Abend waren Bär und ich bei unsern Freunden. Bär saß bei den beiden Alten. Serena und Bruno waren im nächsten Zimmer. Dort war auch ich; ich saß am Piano und spielte einige Choräle, die ich neulich erhalten hatte. Allmälig spielte ich immer leiser und machte lange Pausen bei jedem Orgelpunkt, denn ich vernahm Worte, die meine ganze Aufmerksamkeit fesselten. Bruno war diesen Abend bei ungewöhnlich düsterer Laune gewesen, und ich hörte, daß Serena, welche an seiner Seite saß, ihn um die Ursache fragte mit dem Tone inniger Zärtlichkeit, mit jenen süßen, zartfühlenden Worten, welche nur die Liebe des Weibes hervorzubringen versteht. Bruno antwortete:

„Ich habe heute Nacht einen bösen Traum gehabt; die Erinnerung daran peinigt mich noch."

„Einen Traum?"

„Ja, einen Traum. Soll ich ihn Dir erzählen?"

„Ja gewiß."

„Nun wohlan, Serena! Ich träumte, daß Du meine Gattin wärest, Du warst mein eigen, meines Lebens Begleiterin, die Hälfte meines Ichs, und ich — war nicht glücklich. Jahre waren dahingeschwunden; Du warst mein; ich liebte Dich wie jetzt und wo möglich noch mehr; wir hatten stille Tage verlebt; wir hatten schon oft die Sonne untergehen und die Sterne über den Helgasee aufsteigen sehen; bei den Schatten der Nacht hatte ich Dich in meine Arme geschlossen, ich hatte an Deiner Brust geruht, aber ich — war nicht glücklich. Ich träumte, es wäre jetzt

wieder Abend. Die Sterne stiegen auf, einer nach dem andern, und spiegelten ihre zitternden Strahlen in der ruhigen Welle; der Himmel war klar, und der Wald lag still und schweigend. Du warst meine Gattin, Du warst in meinen Armen; aber ich hatte nicht Frieden. Es war in meinem Herzen ein dumpfer Schmerz, wie von eiternden Wunden; — denn auch die Seele, Serena, kann solche Wunden haben, — aber diese kennst Du nicht; — um den Schmerz zu betäuben, drückte ich Dich an mein Herz; ach, es schmerzte desto mehr. Es ist mir, als fühlte ich es noch — lege Deine Hand hieher, Serena!"

Bruno schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Es kam eine Verwandlung über meinen Traum. Ich befand mich allein im Parke zu Ramm. Ich jagte einen Hirsch, und meine Hunde verfolgte ihn mit offenen, blutdürstigen Rachen. Auch ich war durstig — es kam mir vor, als wäre ich durstig nach Blut. Ueber Berg und Thal, durch Wald und Wiesen streifte rastlos die Jagd. Es war eine wilde Jagd. Von Schlucht zu Schlucht, von Versteck zu Versteck verfolgte ich den fliehenden Hirsch. Die Stunden gingen dahin; der Hirsch floh, ich verfolgte, die Hunde heulten in rastlosem Verfolgen; es schien, als ob die Jagd nie aufhören sollte. Die Hunde ermüdeten, aber ich ermüdete nicht; mein Pferd ermattete, aber ich spornte es an, ein Dämon jagte mich, ich jagte den Hirsch — immer brennender ward mein Durst."

„Einen Augenblick schwieg die Jagd; ich hatte den Hirsch aus dem Gesichte verloren; aber als ich aus einem Dickicht hervorritt, erblickte ich ihn plötzlich, keuchend an einem kleinen rinnenden Bache stehend. Er war nicht weit von mir, er sah mich, aber Durst und Müdigkeit überwanden die Furcht. Er stand still und trank. Ich schoß ihn nieder. Bei dem Tone des Schusses bekamen die Hunde neues Leben; sie stürzten vor, und ihre blutigen Rachen ergriffen die Beine des Hirsches und zerrten

an den feinen Aesten seines Geweihes. Ich warf mich vom Pferde und eilte hin, meinem Opfer den Todesstoß zu geben. Schon hielt ich das Messer an seiner Kehle; da wandte es gegen mich seine schönen, sterbenden Augen, voll Thränen, und sah mich an mit einem kummervollen, vorwurfsvollen Blicke. Es war mir, als fühlte ich einen Dolchstich im Herzen, und stumm und düster sah ich in diese Augen, welche mit jedem Augenblick immer menschenähnlicher wurden. Zuletzt — o fürchterlich — sah ich, daß diese Augen Deine Augen waren, Serena; — Du warst es, die ich gemordet hatte — Du warst es, warst es, die mich so ansah. Allmächtiger Gott! wenn je Dein Blick . . . ."

„Bruno, Bruno!" fiel ihm Serena zärtlich und aufgeregt ins Wort, „warum so reden? Es war ja ein Traum, und zwar ein häßlicher, unvernünftiger Traum! Sieh mich an, Bruno; nein, wende Dich nicht weg! Sieh mich an, und sieh, daß nie, nie ein solcher Blick Dir aus meinen Augen begegnen kann. Ach! daß Du recht wüßtest, recht fühltest, wie unmöglich es ist. Höre Bruno, auch ich habe Dir einen Traum zu erzählen, und einen Traum von wahrerer Bedeutung, als der Deinige. Ich träumte, Bruno, daß die Welt erstarrt, zu Eis erstarrt wäre. Es gab keine Sonne mehr, kein Grün auf der Erde, keinen blauen Himmel; an seiner Stelle war ein schwarzer, leerer Raum. Prächtige Paläste, Wälder und Berge standen noch, aber sie waren in Eis verwandelt. Wunderliche und schauerliche Lichter, deren Ursprung man nicht sah und die keine Wärme verbreiteten, aber lange und häßliche Schatten warfen, irrten unter diesen Eisgestalten umher. Alle lebenden Wesen waren ausgestorben; nur zwei Menschen athmeten noch mit klopfenden und warmen Herzen in dieser Marmorwelt. Und diese zwei, Bruno, waren Du und ich. Einsam schwebten wir durch lange Säulenreihen von Eis. Wir hafteten nicht an der Erden, waren aber nicht im Stande, uns über sie zu er-

heben. Unser Geschick sollte werden, langsam zu erfrieren, zuletzt von allen lebenden Wesen."

„Dein Herz war bitter, o mein Freund, und Deine Wange war bleich. Als die Lichter kamen und drohende Schatten gegen Dich warfen, da streckte sich Dein Arm aus, wie zum Kampfe, und Deine Stimme erhob wilde Ausrufungen. Aber mitten in dieser erstarrten Welt, mitten in dieser Nacht des Schreckens und des Todes fühlte ich in meinem Herzen eine Wärme, welche kein Eis, keine Zeit mir verkohlen zu können schien. Es war darinnen gleichsam eine springende Lebensquelle, welche sich in mein ganzes Wesen verbreitete und mir höhere Kraft verlieh, als ich während der sonnigen Frühlingstage der Erde besessen hatte. Ich liebte Dich inniger als je, Bruno; ich war vergnügt, mit Dir für Dich zu leiden, und als Dein Herz an dem meinigen ruhig und warm ward, Deine Wange weniger blaß, da ward es mir gewiß, daß es mir gegeben sei, Dir mein Leben zu geben, mit meines Herzens Wärme Dich gegen die Kälte und die Schreckgestalten der Finsterniß zu schützen! Ich fühlte mich in diesem Gedanken so glücklich, so selig, daß ich davon erwachte — mein Traum war zu Ende, aber klar fühlte ich, was ich im Traum empfunden hatte, und ich fühlte es oft und noch jetzt, daß ich einen großen Schmerz für Dich leiden möchte, denn ich könnte Dir dann besser zu erkennen geben, wie sehr ich Dich liebe."

„O Gott!" sagte Bruno mit leiser Stimme, aber mit dem Ausdruck eines qualvollen Schmerzes, „o Gott, wie wenig verdiene ich diese Liebe; .... wie unwürdig .... Serena, Du holder Engel, Du, die ich meine Gattin nennen werde."

„Nie soll sie es werden!" schrie eine wilde, durchdringende Stimme; Hagar, mehr einer Furie als einem Menschen ähnlich, stürzte ins Zimmer; ein Dolch blinkte in ihrer Hand, — im folgenden Augenblicke schien er Serena's Herz zu durchbohren. Aber mit des Blitzes Schnel-

ligkeit hatte Bruno Hagar's Arm ergriffen, der Stoß ward abgewandt und der Dolch verletzte blos Serena's Schulter. Mit unsinniger Geberde riß Bruno die Mordwaffe aus Hagar's Hand, stieß sie heftig zurück, griff mit der einen Hand in ihr Haar, und der Stahl blinkte über ihrer Brust. „Elende!" rief er mit dumpfer Stimme und bleichen Lippen, „Fluch meines Lebens! . . . . Du mußt sterben!"

„Bruno! o mein Gott!" rief Serena, indem sie aufsprang und sich an seinen Arm hing. Bruno mäßigte sich, sein wilder Blick ward besonnener, seine Lippen murmelten: „Ein Weib!" Der Dolch entfiel seiner Hand. Er sah auf Serena, sah ihr Blut fließen, faßte sie mit Verzweiflung in seine Arme und trug sie aufs Sopha.

„Dein Wille soll geschehen!" rief Hagar wild. „Sieh hier, Bruno, Dein Opfer! es wollte nur zu Deinen Füßen sterben!" Sie lief zu ihm hin, stieß den Dolch in ihre eigne Brust und sank zu seinen Füßen, in ihrem Blute schwimmend. Bruno, für Dich! für Dich!" stammelten ihre Lippen; hierauf schwiegen sie und ihre Augen schlossen sich.

Dies Alles war das Werk weniger Secunden. Dieser Augenblick war schrecklich, aber schrecklicher noch war der, welcher hierauf folgte. Bruno's Verzweiflung war düster und stumm. Der alte Dahl riß sich sein graues Haar aus und rief: „Mein Kind, mein Kind!"

Bär allein behielt seine Ruhe; er allein stellte Besinnung und Ordnung wieder her. „Es ist ja nur eine Schramme; es ist, hol' mich der T—l, nicht mehr Gefahr für sie als für mich!" schrie er den alten Großeltern zu, indem er sich anschickte, Serena's Wunde zu verbinden. Aber sie stieß seine Hand fort und sagte, auf die unbeweglich da liegende Hagar zeigend: „Hilf ihr! Hilf ihr! Sie bedarf dessen mehr als ich!" Aber Bär verließ sie nicht eher, als bis sie verbunden war; dann bat er mich,

sie und die weinenden Alten in ein anderes Zimmer zu führen.

Hagar, welche man für todt gehalten hatte, zeigte bald Spuren des Lebens, ward in ein Bett gebracht und Bär's Obhut übergeben. Mit großer Geistesgegenwart ordnete Serena Alles an, was zu ihrer Bequemlichkeit erfordert ward, und schien zu vergessen, daß sie selbst gelitten hatte. Mit den zärtlichsten Worten suchte sie die Alten zu beruhigen und verschloß ihren Mund mit Küssen, wenn sie Vorwürfe gegen Bruno äußern wollten. „Wir wissen ja noch Nichts," sagte sie bittend und einredend, „wir können, wir dürfen noch nicht richten! Laßt uns die Zeit abwarten! Bruno wird sich erklären; . . . . Alles kann noch gut werden."

Darauf ging sie zu Bruno, der in düstere Grübeleien versunken dastand, und bat: „Fahre heute Abend nach Ramm zurück, Bruno, und komm morgen wieder. Dann werden wir Alle ruhiger sein. Sei wegen dieser Nacht nicht unruhig. Sie wird die beste Pflege haben. Doctor Werner wird bei ihr bleiben. Mein Geliebter, fahre jetzt, aber morgen komm, und wenn Du kannst, so beruhige meine Großeltern und uns Alle!"

„Serena; und Du? . . . . und Du?" stammelte Bruno und stierte sie schmerzlich an.

Serena wandte ihr Gesicht ab, um das Leiden zu verbergen, dessen Ausdruck sie vergebens zu bezwingen strebte. „Ich glaube an Dich," sagte sie sanft; „gute Nacht, Bruno!" Und sie bedeckte die Augen mit der einen Hand, während sie ihm die andere reichte.

„Du wendest Dich ab von mir, Du willst mich nicht ansehen," sagte Bruno mit düsterer Klage.

Da wandte Serena ihr Gesicht zu ihm hin, sie wollte ihn anlächeln, aber die Augen standen voll Thränen.

Vielleicht sah Bruno in diesem Blick, was er in seinem Traume gesehen hatte; denn er ward wie wild; er

stieß einen Fluch über sich selbst aus, schlug sich mit der geballten Faust heftig vor die Stirn und stürzte fort.

Bär und ich gingen diese Nacht nicht nach Hause. Er saß bei Hagar, welche in heftigen Fieberwahnsinn verfallen war und bald Worte der Liebe, bald der Raserei ausstieß, welche aber immer gleich wild waren und das Gepräge einer ungeordneten und verzweifelten Seele trugen. Ich blieb bei Serena, deren Schlafgemach neben dem der Großeltern liegt, und vermochte sie, sich zu Bette zu begeben und ihretwegen Ruhe zu suchen. Sie willfahrte meinen Bitten, stellte sich, als wenn sie schliefe, aber ich hörte sie oft leise weinen. Mehrere Male mußte ich nach Hagar's Zimmer gehen, um Serena Nachrichten von ihrem Zustande zu bringen. (Bär glaubt nicht, daß er tödlich sei.) Dazwischen wurde immer die Thüre zu der Schlafstube der Alten leise geöffnet, und ängstliche Fragen wegen des geliebten Kindes wurden hervorgeflüstert und erhielten immer tröstende Antworten. Bär war bei Allen, brummte auf Alle, ermunterte Alle und reichte Allen stillende Tropfen. Dreimal des Nachts kam Bruno wieder, wollte aber nicht hineingehen, sondern begehrte und erhielt von Bär Nachrichten über Serena's und Hagar's Zustand, worauf er wieder fortstürzte, wie von Furien gejagt.

Es war eine lange, eine peinliche Nacht. Serena fragte oft: „Wird es nicht bald Morgen? Tagt es nicht?" Ach, sie sehnte sich nach dem Morgen, denn sie glaubte, daß Licht und Bruno mit ihm kommen würden. Als aber der Morgen kam, kam nicht Bruno, nur ein Billet von ihm, welches diese wilden, unzusammenhängenden Zeilen enthielt:

„Ich sollte zurückkehren, ich sollte erklären . . . . so batest Du mich. O, daß ein Wunsch von Dir an mich je unerfüllt bleiben sollte! Serena, ich kann nicht aufklären, ich kann nicht kommen! . . . . Sie will ich nicht sehen; Dich kann ich nicht; Dein Anblick verzehrt mich.

Ich kann jetzt keine Aufklärung geben. Die Ehre gebietet, aber die Ehre verbietet auch .... Hagar kann, wird aber nicht .... Lebe wohl, Angebetete, Beklagenswerthe, denn Du liebst mich. Ich kann nicht kommen .... aber ich will Dich umgeben, unsichtbar, unselig. War es nicht die Strafe der Verbannten, das Paradies nahe zu sehen, aber durch ein flammendes Schwert davon ausgeschlossen zu werden? Vergeltung, fürchterliche Vergeltung .... Bete für mich, Serena, denn die Hölle ist in meinem Herzen!"

Nach dem Lesen dieser Zeilen neigte Serena den Kopf in ihre Hände und saß lange so, der Welt gleichsam entrückt. Gewiß aber muß sie still zu dem ewigen Tröster gebetet, gewiß muß sich ihr Herz zu dem Vater der Liebe erhoben haben, denn sonst würde ihr Antlitz nicht, als sie den Kopf wieder erhob, mitten im Schmerze den Ausdruck einer so hohen, so milden Entsagung getragen haben. Ihr erster Gang war zu ihren alten Eltern; die ersten Worte, welche ihre Lippen nach diesem Schlage äußerten, war eine Bitte an diese, Geduld zu haben, sich nicht zu übereilen, nicht zu richten, sondern die Stunde abzuwarten, wo dieses Dunkel sich aufklären und Bruno in einem klarern Lichte als jetzt vor ihnen stehen würde. Sie theilte ihnen Bruno's Brief mit, wußte die Ausdrücke desselben zu seinem Vortheil zu deuten, gab einen Wink hinsichtlich der möglichen Lösung des Räthsels und — erreichte, was sie suchte. Die Alten wurden ruhiger und überließen ihr, diese Angelegenheit zu leiten.

O, wie schön ist ein solches Vertrauen zwischen Eltern und Kindern!

Ich verließ Serena beim Frühstück, welches sie mit gewöhnlicher Sorgfalt für die Alten bereitete, während sie ihnen versicherte, daß sie von ihrer Wunde keinen Schmerz fühle, daß sie bald ganz wohl sein würde.

Ich begab mich nach Hause zur Ruhe. Ich war müde, aber doch noch mehr unruhig und aufgeregt als

müde. Um mich zu beruhigen, habe ich Dir geschrieben, meine Marie; denn sich dem Freunde seines Herzens mittheilen, ist für die Seele wohlthuendes Opium. Ich fühle schon dessen Wirkung und will jetzt zu schlafen suchen.

Bär und Serena haben beschlossen, daß Hagar im Dahlschen Hause bleiben solle, bis sie entweder stirbt oder gesund wird. Sie würde nicht ohne Gefahr weggebracht werden können. Uebrigens wird man die schreckliche Begebenheit so geheim wie möglich halten, und vorzüglich zu verhindern suchen, daß sie ma chère mère zu Ohren kommt. Ach! wie wird sich dies wol entwickeln? Mehr werde ich Dir sagen, Marie, wenn ich mehr erfahre.

An den Leser von einem fremden Frauenzimmer.

Aber blos das Oberflächliche der folgenden Entwickelung erfährt Madame Werner. Mich machte das Schicksal mit dem innern Wesen derselben bekannt, und ich gehe jetzt, den Schleier zu heben von einigen der Scenen, welche sich um diese Zeit in Hagar's Krankenzimmer ereigneten. Schattenbilder will ich sie nennen, denn vom starken Dunkel im starken Licht sind sie entstanden. Sie können mit jenen Conturzeichnungen verglichen werden, welche man an den Winterabenden beim Lichtschein von den Schatten der menschlichen Gesichter nimmt. Wenn der Kenner der Kunst und des Menschen der Meinung sein sollte, daß diese Skizzen gar zu flüchtig, gar zu wenig ausgeführt seien, um eine tiefere Aufmerksamkeit zu verdienen, daß sie aber zu viele Züge von Wahrheit besitzen, um ver-

worfen zu werden, so bin ich zufrieden und beginne ruhig mit

Dem ersten Schattenbilde.

„Eifersucht klopfte an meines Herzens
Thür und rief: Tödte, tödte!"
Shakespeare.

In einem stillen Zimmer, dessen Fenster nach einem kleinen Garten hinaussah, gepflegt, als wenn sie des Hauses geliebtes Kind gewesen wäre, lag die kranke und verbrecherische Hagar. Ein paar Tage waren dahingegangen. Bald im Fieberwahnsinn, bald mit Bewußtsein raste Hagar. Doctor Werner saß an ihrem Bette, fast mit Erstaunen den Kampf von Leidenschaften betrachtend, welche seine stille Seele niemals beunruhigt hatten. Außer ihm und einem Mädchen, welches ihr aufwartete, sah Hagar Niemanden; aber ein ihr unsichtbarer Genius wachte treu bei ihr. Die Düfte, welche ihre brennende Stirne erquickten, der Labetrunk, welcher den Schmerz ihrer Wunden stillte, ward von Serena dargereicht.

Eines Abends lag sie in unruhigem Schlummer. Serena war allein mit ihr und schlich sich vor, um sie einen Augenblick zu betrachten. „Gottlob," flüsterten ihre Lippen, „gottlob, Du ruhest, Arme, Beklagenswerthe! Mein Glück hast Du zerstört, aber o! um wie viel unglücklicher bist Du!"

Hagar erwachte. Serena zog sich schnell zurück, aber sie war gesehen worden. „Wer ist da?" fragte Hagar heftig. Serena schwieg, in der Hoffnung, nicht erkannt zu werden; aber Hagar fuhr fort: „Du antwortest nicht, aber ich kenne Dich. Ich habe Dich früher um mein Bett schleichen sehen, bleiches Mädchen, um mein Herzblut zu saugen. Glaube nicht, daß Du mir vorheucheln könnest. Ich weiß, daß ich in Deiner Gewalt bin, und

ich weiß, was Du willst; Du willst mich plagen, mein Leben durch langsames Gift nehmen. Zur Strafe meines Verbrechens soll ich allmälig aus Mangel an Lebensluft ersticken, und deshalb hast Du ihn von mir genommen, damit ich ihn nicht mehr sehe, seine Stimme nicht mehr höre — denn dies war meine Lust, mein Leben. Er selbst hat mich Deiner Gewalt überlassen. Ja, er und Alle hassen mich und freuen sich über mein Elend, aber ich will ihn und Alle täuschen .... ich werde mich befreien!" Während Hagar diese Worte sprach, suchte sie den Verband von ihren Wunden zu reißen. Aber Serena lief hinzu, ergriff ihre Hände und hielt sie mit beinahe überirdischer Kraft zurück. Hagar starrte in das milde Antlitz, welches von den Thränen des Schmerzes und Mitleidens bedeckt war, und sagte:

„Wollen Sie mein Leben erhalten, um mich desto langsamer sterben zu lassen?"

„O nein, nein, Hagar! Mistrauen Sie mir nicht. Ich wünsche, daß Sie leben mögen."

„Das glaube ich nicht, Du liebst ja ihn, den ich liebe, der mir angehört — ja, erbleiche, zittere — der mir angehört, denn ich erhielt sein Versprechen früher als Du; meine Rechte an ihn sind älter, heiliger .... Blut hat sie besiegelt! Ha, Du willst mir wohl? Du?! Fort! ich weiß, was Eifersucht ist, diese schwarze, schwarze Sucht, welche zu Mord, zu Tollheit antreibt, ... welche in einsamen Stunden mit heiserer, gespensterartiger Stimme flüstert: „Tödte! tödte!" Ha, weißes Mädchen, jetzt wirst auch Du schwarz und hassest; .... hu! Alles um mich wird schwarz, schwarz, schwarz ...."

Hagar fiel in Ohnmacht. Serena rief ihre Wärterin herein und eilte selbst, außer sich vor Schmerz, auf ihre Kammer. Dort warf sie sich auf die Kniee und rief aus: „O, mein Gott, er wollte mich also täuschen!" Alles war dunkel um sie her; doch nicht lange.

Zweites Schattenbild.

„Die Liebe ist geduldig und mild."

Hagar: Sie wollen also wirklich meinen Tod nicht?

Serena: Nein, Hagar. Möchten Sie leben und Ruhe gewinnen!

Hagar: Aber wenn ich lebe, werde ich Ihre Ruhe zerstören. Wenn ich lebe, werden Sie nie glücklich werden!

Serena (mit stiller Niedergeschlagenheit): Ich habe dieser Hoffnung schon entsagt.

Hagar: Seine Geliebte hätten Sie werden können. Sie wären dann, was ich, was viele Andere gewesen — aber seine Gattin — niemals, niemals. Sarah treibt Hagar aus dem Hause. Wollen Sie seine Geliebte werden?

Serena (ruhig): Nein Hagar!

Hagar: Sie sind zu stolz, es zu werden?

Serena schwieg.

Hagar: Sie lieben ihn nicht. Sie wollen Nichts für ihn opfern.

Serena: Ach ja! Mein Leben, meine irdische Glückseligkeit — wie gerne!

Hagar: Das ist wenig. Aber wissen Sie, was ich für ihn geopfert habe? Reichthum, Ansehen, Ehre, Vaterland, Eltern, Seligkeit, Alles, Alles! In meines Vaters Hause konnte ich über tausend Sklaven gebieten; ich verließ Alles und ward seine Sklavin. Und deshalb muß er mich lieben; deshalb muß er mein werden! . . . . Wer stand an seiner Seite in blutigen Todesgefahren, wer trotzte mit ihm dem Gesetze der Verdammung, wenn nicht ich? Weißes Mädchen! weiß und kalt wie der Schnee auf den Bergen Deines Vaterlandes, glaubst Du, daß Du

mir ihn entreißen könnest? Nein, zu mir wird er wiederkommen; mein Feuer strömt auch in seinen Adern . . . Schwache, fürchte seinen Kuß! er verzehrt . . . . Fliehe ihn, denn mein ist er hier und jenseits . . . . O! meine Wunde! Gott, welche Schmerzen! Hülfe, Hülfe!

Serena eilte zu ihr hin. Mit den lindernden Salben, welche Doctor Werner bereitet hatte, mit sanften und geschickten Händen verband Serena die Wunde.

„Hab Dank!" sagte Hagar milder; „habe Dank; .... Du bist gut!"

„O Hagar! Liebe ihn, aber hasse mich nicht."

„Nein, ich hasse Dich nicht mehr. Wer kann Dich hassen?"

Drittes Schattenbild.

„Wenn Jemand Dich nöthigt, eine Meile zu gehen, so gehe mit ihm zwei."

Hagar (heftig): Wenn Sie wollen, daß ich leben soll, so machen Sie, daß er wieder kommt. Besser auf der Folterbank liegen und seinen Anblick genießen, als im Paradiese ohne ihn leben. Man hat mir gesagt, daß Sie viel über ihn vermögen. Machen Sie denn, daß er wiederkehrt und wo möglich — daß er mir verzeihet. Eifersucht machte mich wild, aber seinen Haß verdiene ich nicht, wenigstens nicht . . . .

Hagar schwieg in Gedanken versunken. Seit einigen Tagen befand sie sich besser. Serena's unermüdliche Sorgfalt und Milde wirkte wie ein heilender Balsam auf die Unglückliche.

Später an demselben Abend saß Serena bei Hagar

und schrieb. Liebe und Wehmuth schwebten auf ihren Lippen, welche sich leise bewegten, als flüsterten sie die Worte zur Feder. Aber auf ihrer schönen Stirn lag eine höhere Klarheit als gewöhnlich: sie glich einer Siegesruhe der Tugend und Liebe. Hagar bemerkte es, und in ihrer kühnen, bittern Weise sagte sie plötzlich:

„Sie sind gewiß sehr zufrieden mit sich selbst." — Serena erröthete und Hagar fuhr fort:

„Sie thun gewiß groß damit, so rein und tugendhaft zu sein; Sie glauben gewiß, viel höher zu stehen, als eine solche Elende, wie ich bin!"

„Nein, in Wahrheit nicht!" antwortete Serena mit mit einer Thräne im Auge.

„Sie würden auch Unrecht haben," fuhr Jene fort, „denn sehr ungleich sind die Gaben und noch ungleicher die Versuchungen."

„Das ist wahr!" antwortete Serena demüthig.

„Wessen hat sich Der wol zu rühmen, der nie versucht worden ist? Wenn Sie es geworden wären, vielleicht wären Sie nicht besser gewesen als manche Andere.

Serena schwieg.

„Glücklich Diejenige, deren Brust nicht von Leidenschaften erschüttert wird, deren Blut sachte rinnt, deren frühzeitige Umgebungen Tugend und Frieden heißen! Wenn sie unbefleckt bleibt, wenn sie nicht fällt, gering ist ihr Verdienst!"

„Sie haben Recht!" sagte Serena still und demüthig wie vorher. Sie stützte den Kopf auf ihre weiße Hand.

„Das Schicksal bestimmt und die Welt richtet, beide gleich blind," fuhr die Erbitterte fort. „Deshalb heißt der Weg des einen Menschen Sieg und Ehre, der des andern Fall und Verwerfung."

„Aber Gott, welcher in das Verborgene sieht," sagte Serena mit fester Stimme, „Gott, welcher mächtiger ist als das Schicksal und die Welt, wird einst ausgleichen, was hier ungleich ward. Dann, Hagar, wird es oft ge-

schehen, daß Der, welcher nur in der letzten Stunde arbeitete, gleichen Lohn mit Dem erhalten wird, welcher schon in der ersten berufen ward."

Hagar richtete sich etwas auf und betrachtete Serena mit Erstaunen. „Welcher Gott lebt in Deiner Seele?" sagte sie, „und warum so milde Worte mir, der Verhaßten, der Verworfenen?"

„Nicht verhaßt, nicht verworfen!" sagte Serena, indem sie sich dem Krankenlager näherte; „o nein, Hagar! Deiner wartet gewiß ein milder Richter."

Mit einem Ausdruck hoher Spannung stierte Hagar's fragender Blick in das holde Antlitz, welches jetzt ihrem Lager nahe war und auf sie mit eines Engels Erbarmen herabsah. Serena fuhr fort:

„Eifersucht hat Sie zu einer finstern That verführt, aber Ihre Liebe ist wahr und groß. Ich habe Sie belauscht, Hagar, als Ihre Seele ihr Innerstes aufthat, ich habe gelauscht in den Stunden der Dämmerung und der Nacht, wo Sie sich allein glaubten, und ich habe verstanden, wie Sie lieben — keine niedrige Seele, kein gewöhnliches Weib kann so lieben! Leidenschaften, Umstände, das Dunkel in Ihrer Seele haben Sie irre geleitet. Aber in klarern Stunden, auch jetzt, Hagar, steigen Sie herab in Ihr Herz und fragen Sie sich: ob es Etwas gebe, was für Bruno's Glückseligkeit Sie nicht hinopfern wollten; ob es ein Leiden gebe, welches Sie nicht gerne seinetwegen ertragen wollten. Ist nicht Liebe zu ihm Ihr stärkstes, ja jetzt Ihres Herzens einziges, tiefes Gefühl?"

„Ja," rief Hagar aus, „ich habe ihn geliebt, brennend, unaussprechlich, liebe ihn noch, aber — diese Liebe hat mich zum Verbrechen geführt . . . ."

„Und hätten Sie mein Herz getroffen, Hagar, und läge ich jetzt sterbend neben Ihnen, so würde ich doch sagen: das Werk des Augenblicks wird das Herz nicht verdammen, welches standhaft liebt!"

Hagar schöpfte nach Athem. Ein erquickendes Gefühl

stieg in das verzweifelte Herz hinab und löschte dessen bittern Brand. Mit gefalteten Händen sank sie auf ihr Lager zurück. „Ja," flüsterte sie matt, „Ja, Du hast Recht! Ach, es ist also Jemand, welcher mich verstehen, welcher meinen Worten glauben kann. Höre mich denn, Serena, Du, die Du Engelmilde und Engelklarheit in Deiner Seele hast; höre mich! Ich wollte Dich nicht tödten! Nein! ich wollte Bruno nicht so Böses zufügen. Als ich im finstern Walde allein saß und die Eifersucht Mordgedanken in meine Seele rief, wies ich sie mit Abscheu zurück. Als ich Bruno's Verlobung erfuhr, als ich sah, daß mein Schicksal unwiderruflich bestimmt sei, beschloß ich, mich zu tödten. Und um die Kraft dazu zu erhalten, wollte ich ihn zusammen mit Dir sehen, mit Dir, seiner verlobten Braut .... Ach! als ich Dich zum ersten Male sah, da ging es wie ein kalter Stahl durch mein Herz, da fühlte ich, daß er Dich anders lieben würde, als er Andere geliebt hatte; ich fühlte, daß er auf immer für mich verloren war; und doch hatte ich seine erste Liebe, sein erstes Versprechen. Aber zur Sache! Ich kam eines Abends und sah Euch Beide zusammen. Aber als ich Deinen Kopf an seine Schulter gelehnt sah, als ich ihn Dich seine Gattin nennen hörte, da zerriß eine Furie mein Herz und mein Gehirn. Es war die Eifersucht. Meine Seele ward wild und mein Dolch dürstete nach Deinem Blute, ehe er sich in dem meinigen kühlen sollte. Ja, es war das Werk des Augenblicks, — eines finstern, finstern Augenblicks; doch jetzt dringt ein Strahl des Lichts durch den Schleier der Nacht. Aber Du, Du, die ich tödten wollte und die mir das Leben gibt —, sage, wer bist Du, wunderbares Mädchen? Bist Du ein Kind des Himmels, gesandt, der Erde Trost zu schenken, und welches Nichts gemein hat mit ihren Leidenschaften und Schmerzen? Oder gehörst Du zu den Zauberbildern, von denen ich habe erzählen hören, welche mit Silberstimmen und reizenden Worten die Menschen locken —

aber sich dann plötzlich in Abgrundsgestalten verwandeln und die Unglücklichen in die ewige Finsterniß hinabziehen?"

Hagar's wilde und erhitzte Phantasie schien in diesem Augenblicke ihr die schreckliche Verwandlung verwirklichen zu wollen. Mit verwirrtem Blick sah sie auf Serena, welche ruhig sagte:

„Ich bin nur ein schwaches Weib, dem aber Gott die Gnade verliehen hat, des Herzens Leidenschaft und Schmerz besiegen zu können. Lies, Hagar, diese Zeilen, welche bald Den, welchen Du liebst, zu Dir zurückführen werden; lies und mistraue mir nicht mehr!"

Serena gab Hagar den Brief, den sie soeben geschrieben hatte, und diese las:

„Du fliehst mich, Bruno, Du vermeidest mein Haus. Bruno, komm wieder! Nicht nur in meinem Namen und meinetwegen bitte ich Dich — ich bitte Dich wegen einer Person, welche leichter Licht und Leben als Deinen Anblick entbehren zu können scheint. Komm, Bruno, o komm zu der Beklagenswerthen! An ihrem Lager erwarte ich Dich. Laß uns zusammen sie ins Leben zurückrufen, oder zusammen ihren letzten Stunden Trost verleihen! Laß uns zusammen sein, Bruno! O, mein Freund! in dem Dunkel, das mich in diesem Augenblicke umgibt, weiß ich doch Eins mit Klarheit, und dies ist, daß ich Dich liebe, daß Du mir theurer bist als mein Leben, und daß Nichts, Nichts in der Welt dieses Gefühl aus meinem Herzen reißen kann. Wir können in diesem Augenblicke nicht über unsere zukünftige Stellung bestimmen. Wohlan denn! laß uns die Zeit abwarten und Frieden in einander haben. Und sollte unserer Vereinigung als Gatten ein Hinderniß entgegenstehen, so wird doch Nichts hindern, daß wir uns als Freunde vereinen. Hagar hat von Rechten gesprochen, die sie an Dich habe, von frühern Banden, die Dich an sie fesseln. Hat sie die Wahrheit gesprochen, Bruno, so ist meine Bitte doch dieselbe: Komme wieder, Bruno, zu mir, zu ihr!"

„Höre, Bruno! laß uns aufs Neue Kinder werden! Laß uns sein wie in den Tagen — den schönen Tagen! — wo wir zusammen die Morgensonne in den Wäldern von Ramm begrüßten, und wo die abendlichen Schatten uns noch dort zusammen fanden, voll von Frieden und von Zuversicht zu einander. Erinnerst Du Dich eines Abends, als es finster ward im Walde, und ich Dich fragte: „Fürchtest Du Dich nicht, im Dunkeln Dich zu verirren?" Du antwortetest mir: „Mit Dir ist der Weg mir hell." Und ich sagte wieder: „Und mit Dir fürchte ich mich nicht im Finstern." O, Freund meiner Kindheit! kann es nicht werden wie es damals war? Das Leben ist der Wald, auch jenes kann finster sein — o, ich habe es erfahren seit einiger Zeit — laß uns denn zusammen gehen auf dem finstern Wege, Bruno; reiche mir Deine Hand als Freund, als Bruder — dann wird vielleicht der Weg für uns Beide noch hell werden. Höre meine Bitte — ich bitte mit Thränen — komme wieder, Bruno, geliebter, ewig geliebter Freund, komme wieder!

Deine Serena."

Mit zitternder Hand gab Hagar den Brief zurück. „Du liebst ihn besser als ich!" sagte sie. Ein bitterer Ausdruck flog über ihr Angesicht, und sie zog die Decke über den Kopf.

Serena sandte den Brief ab. Wenige Stunden darauf lag Bruno zu ihren Füßen. Sie sprachen nicht, aber unwillkürlich schlangen sie die Arme um einander, unwillkürlich verschmolzen wieder ihre Seelen in ein namenloses Gefühl zusammen.

Seit diesem Augenblick saß Bruno oft an Hagar's Krankenlager. Die kühne und wilde Hagar war vor ihm nur ein schwaches, demüthiges Weib, welches sein bloßer Anblick beherrschte. Bruno's Verzeihung und Gegenwart, Serena's Güte und Zartsinn, ihre treue und zärtliche Pflege wirkten wohlthuend auf die Kranke. Doctor Werner gab Hoffnung für ihr Leben. Franziska kam zuwei-

len des Abends, ihre Freundin zu besuchen. Zwischen Bruno und diesen beiden gebildeten und liebenswürdigen Frauenzimmern entspannen sich Gespräche von hohem und edlem Interesse, welche Hagar mit Begierde einsog. Auch die alten Dahls kamen und vereinten sich mit den Andern, und in dem Zimmer, in dem Kreise, wo sich Stoff fand für Alles, was das Leben Unglückseligstes besitzt, entstand allmälig durch Serena's Einwirkung Frieden, Interesse, ja sogar Behaglichkeit, wenigstens für den Augenblick, und die Begebenheit selbst, welche das Band der Liebe und des Vertrauens zerreißen zu müssen schien, diente nur dazu, es fester zu knüpfen. Schöne Macht der Güte, welche nur zu versöhnen begehrt, der Weisheit, welche, gleich Gottes eigner Weisheit, aller Spaltung und Sonderung nur eine höhere Harmonie, eine tiefere Ordnung und Liebe entgegensetzt!

Was diese Gespräche, was das tägliche Zusammensein mit Serena auf Hagar's Gemüth und Bruno's Seele wirkten, werden wir bald sehen.

Viertes Schattenbild.

„Tropfenweis bringt stiller Regen
Allmälig in des Felsens Brust."
(Nach Schiller.)

Der Sturm tobte draußen; es näherte sich eine von jenen Winternächten, wo die Sagen der Vorzeit von dem Unwesen der Hexen wahr zu werden scheinen, wo im Norden der arme Wanderer sich so oft verirrt. Sein Weib oder eine alte Mutter vermißt ihn beim Abendfeuer der Hütten. Sie hofft auf den morgenden Tag; aber dann wird erzählt: „Man fand ihn todt auf dem Schnee im Walde."

Hagar's Gesundheitszustand hatte eine neue Veränderung erlitten. Die Erhöhung ihrer Lebenskräfte, welche eine Zeitlang an ihre Wiederherstellung glauben ließ, nahm plötzlich ab, und ein Zustand großer Schwäche trat ein. „Nicht ihre Wunde, sondern ihre Seele zehrt an ihrem Leben," sagte Doctor Werner. Es war jetzt still im Krankenzimmer, Serena allein bewegte sich dort mit stiller Sorgfalt für Körper und Seele der Kranken. Auch diese war jetzt ruhiger, indem sie sich ihrer treuen, sanften Pflegerin ganz hingab.

Gegen die Fenster des Krankenzimmers schlug der eisige Schauer, und der Sturm schüttelte die Zweige des draußen stehenden Baumes. Aber drinnen brannte eine Lampe still und klar, und eine milde, weibliche Stimme las diese Worte:

„Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: „Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor Dir; und bin hinfort nicht mehr werth, daß ich Dein Sohn heiße." — Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater, und jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küssete ihn."

„Gesegnete, gesegnete Worte!" rief hier eine matte Stimme am Bette. „Und wenn ich heim ginge, gleich dem verlorenen Sohne, ob ich wol so empfangen würde? Groß, groß ist meine Schuld."

„Aber Gottes Gnade ist doch größer!" antwortete Serena. „Der verlorene Sohn hatte ja sein ganzes Erbe vergeudet, aber als er mit Reue umwandte, ward er in Liebe empfangen."

„Nun wohl!" sagte die Kranke mit dem brennenden Herzen, „auch ich will umwenden. Zu meinem irdischen Vater konnte ich nicht gehen. Er würde für mich nur Fluch haben. Ich will aufstehen und zu meinem himmlischen Vater gehen."

Fünftes Schattenbild.

„Liebe weiß von keinem Maß,
Von keiner Grenze, keinem Grab."

Es war Nacht, und der Mond schien klar. Die Erde lag, von dessen Strahlen begossen, so freundlich und ruhig. Fort war jetzt die Schneebinde, und ein Auferstehungswind weckte die Schlummernde zum Leben des Frühlings. Wir wollen den Strahlen der Himmelslampe bis hinein in Hagar's Krankenzimmer folgen und die Gestalten betrachten, welche von ihnen beleuchtet werden.

Sie fallen stark auf ein Profil, welches schön gewesen ist. Jetzt sind die Züge hart und scharf, sowie Leidenschaft und Schmerz sie mit ihren scharfen Meißeln auszuhauen pflegen. Der Blick, der gewöhnlich wild rollte, war jetzt ruhiger. Es war ein verklärter Ausdruck in dem abgezehrten Antlitz, und die Hände waren wie zum Gebet gefaltet. Hagar saß aufrecht im Bette.

Neben ihr und sie stützend steht ein junges Mädchen. Vielleicht machen die Strahlen des Mondes, daß sie so schneeweiß aussieht, wie sie dasteht, gleich einer von Licht begossenen Lilie. Vielleicht auch sind es Leiden, welche die rothe Farbe von ihren Wangen gejagt haben. Doch vermochten sie nicht die ruhige Anmuth ihres Wesens zu rauben, nicht die feine, fast kindhafte Rundung ihrer Körperformen zu verwandeln. Sie ist weich, weich wie die Güte, und einnehmend wie diese. Ihr Blick ist klar, mild, man könnte fast sagen — heilig.

„Lehne Dich besser an mich!" sagte sie leise zu Hagar.

Es ist Serena.

Im Schatten und dunkler als dieser, steht Bruno, den dunkel flammenden Blick unbeweglich auf diese Beiden geheftet. Seine Brust hebt sich langsam, aber starke Gedanken kämpfen drinnen.

In einiger Entfernung vom Bette, in einem milden grauen Dämmerlichte, sitzen zwei bejahrte Gestalten, still, bleich, gespensterartig.

Sechs Wochen waren seit dem Abend verflossen, an dem Hagar gewaltsame Hand an ihr eignes Leben gelegt hatte. Sowie eine erlöschende Flamme bald auflodert, bald sinkt, so hatte sie lange zwischen Leben und Tod geschwebt. Aber die Plagen der letzten Tage wurden groß und sie fühlte ihr Ende schnell herannahen. Es war Nacht, als sie, aus einer langen Bewußtlosigkeit erwachend, mit Serena's Großeltern zu sprechen begehrte; als sie aber kamen, war sie lange nicht im Stande zu reden. Gestützt an Serena's treue Brust, von ihren Armen umfangen, schöpfte sie allmälig einige Kraft; auf ihre Bitten näherten sich die Alten. In kurzen, aber starken Ausdrücken dankte Hagar ihnen für die Pflege, die sie ihr geschenkt hatten, und bat, ihr die Unruhe, die sie ihnen verursacht, zu verzeihen. „Jetzt," fügte sie hinzu, „jetzt werde ich Niemanden auf Erden mehr beunruhigen — jetzt gehe ich meinem letzten Urtheil entgegen. Aber ehe ich gehe, laßt mich der Wahrheit ein Opfer bringen; laßt mich etwas gut machen von Dem, was ich verbrochen habe. Höret das Bekenntniß einer Sterbenden und setzet Glauben in meine letzten Worte. Ich habe Bruno Nichts vorzuwerfen. Ich selbst habe mir mein Schicksal geschaffen. In meines Vaters Hause liebten wir einander und gelobten einander die Ehe. Ich war es, welche das Gelübde brach; meine Ausschweifungen und Verbrechen weckten seinen Abscheu. Ich wollte ihn hinabziehen — er floh mich. Ich verfolgte ihn und es ward mein Schicksal, daß, obgleich von ihm verworfen und verachtet, ich doch gezwungen war, ihn zu lieben, daß ich nicht athmen konnte, außer in dem Feuer, das mich verzehrte. Meine Liebe zu ihm ward meine Strafe. Sie hat meine Seele gebeugt, aber auch gebessert. Bruno duldete mich in seiner Nähe, duldete den Sturmwind, welcher sein Leben

mit nie rastender Unruhe umbrauste. Dies verlieh mir Kraft zum Leben, ja zur Hoffnung, das Herz, welches ich verloren hatte, noch wieder zu gewinnen. Deshalb begleitete ich ihn in das Land, in dessen Erde ich bald ruhen werde. Bruno fesselte sich an Serena und wollte mich jetzt von sich trennen. Er bot mir reiche Gaben an und bat mich, in mein Vaterland zurückzukehren. Es lag nicht blos Wunsch, es lag Befehl in seinen vernichtenden Worten. Ich stelite mich, als willigte ich ein, beschloß aber zu sterben. Meine Gefühle waren wild. Kalt war der Winterabend, an dem ich meinem Leben ein Ende machen wollte. — Bruno war bei seiner Braut, ich allein im finstern Wald — kalt war der Winterabend, und deshalb war wol mein Blut so starr, meine Hand so gelähmt, — sie wollte nicht gehorchen. — Da beschloß ich, ihn und sie zu sehen — ich lief — ich sah ihn und sie — da machte die Eifersucht mein Gehirn wild — das Uebrige wißt Ihr! Noch einmal, verzeihet, noch einmal höret diese Worte: ich habe Bruno Nichts vorzuwerfen — aber für Vieles seine Verzeihung zu erbitten! Er verdient Eure Enkelin und in den unbekannten Räumen, wohin mein Geist geht, werde ich ihn und sie segnen. Wenn Ihr mir verzeiht, so reicht mir Eure Hände, damit ich sie an meine Lippen drücke. Wenn Ihr mir verzeiht, so sagt mir, daß Ihr die Verbindung nicht hindern wollt, welche mein Verbrechen aufzulösen drohte. Gebt der Bereuenden, der Sterbenden diesen letzten Trost!"

Hagar schwieg. Die beiden Alten reichten ihr die Hände und sprachen zu ihr Worte der Versöhnung. Darauf, als Hagar sehr matt zu sein schien, entfernten sie sich leise. Hagar ward von einer augenblicklichen Ohnmacht überwältigt, erwachte aber bald aus derselben, wandte ihre erlöschenden Augen zu Serena und sagte:

„Und jetzt lasse mich Dir danken, Du reine, Du klare Quelle, in der Gottes Himmel sich abspiegelt! Für meine bittern Worte gabst Du mir gute wieder; für das Leiden,

welches ich Dir zufügte, hast Du das meinige gelindert und versüßt. Erquickende Tränke hast Du meinen Lippen gereicht und das Oel der Barmherzigkeit hast Du in die Wunde meines Herzens gegossen. Du hast mir der Liebe heilige Lehre erklärt, — hast gemacht, daß jetzt milde Gefühle in meiner Seele herrschen, daß ich noch an der Pforte des Todes hoffen kann .... Serena, Bruno, gebt mir Eure Hände, damit ich sie, die ich trennen wollte, jetzt vereinen möge, damit ich einen Segen über sie aussprechen möge, ehe meine Lippen für ewig schweigen!"

Still weinend gab Serena ihre Hand, aber Bruno stand unbeweglich.

„Er will nicht!" rief Hagar mit Schmerz; „er fürchtet den Segen, den meine Lippen aussprechen würden, er verabscheut mich bis in den Tod!"

„Es ist nicht so, Hagar!" sagte Bruno mild, indem er seine Hand leise auf ihre gewaltsam arbeitende Brust legte; „habe Frieden mit mir, sowie ich ihn mit Dir habe — Du bist mir theuer gewesen, und in diesem Augenblicke bist Du es noch."

„Hab' ewig Dank für diese Worte," rief Hagar feurig aus. „O sage sie noch einmal; sage, daß Du mir verziehen hast!"

„Wer bin ich, daß ich Dir verzeihen sollte?" sagte Bruno düster, „welches Recht habe wol ich, besser zu scheinen als Du! Wir haben Beide gefehlt; Beide stehen wir vor des Ewigen Auge, gleich bedürfend der Verzeihung, der Gnade!"

„Nein, nicht gleich!" brach Hagar aus. „War nicht ich es, welche Deine feurige, unbedachtsame Jugend zu Thaten verführte, woran Dein Herz keinen Antheil hatte? War nicht ich es, welche gleich einer Schlange sich um Deinen Lebensbaum wand und in dessen Säfte Gift goß? Du warst es, welcher einen menschlichen Funken in mir erweckte; — was mich auf ewig an Dich fesselte, war

nicht Deine Schönheit, nicht Deine Kühnheit — es war die Flamme eines höhern Lebens, welche wieder und wieder aus der Gewitternacht Deines Wesens hervorblitzte. Vergebens wollte man Deine Kraft zu Asche verbrennen, gleich dem Phönix erhobst Du Dich vom Scheiterhaufen, schütteltest die Asche von Deinen Flügeln und strebtest zum Lichte. — So flogst Du von mir — und ich blieb zurück im Staube; aber jetzt — es wird so finster — jetzt sterbe ich vergnügt; denn ich weiß, mein Tod ist für Dich gut; — höre noch eine Bitte! — Im Parke zu Ramm ist eine Grotte — ich habe dort oft geruht — sie ist kühl und still — laß mich dort begraben — Und höre — mein Sarg steht in Deinem Hause, er hat die Luft eingesogen in dem Hause, wo Du athmest — lege mich in ihn. Ach! Deine Hand thut mir wohl; — laß sie dort ruhen, bis das Herz still gestanden! Lebe wohl, Bruno! Ich versinke in die finstere, stille Nacht — und mit mir die Vergangenheit! — Werde glücklich mit Deiner jungen Gattin! — Mit mir ist Alles — zu Ende!"

Hagar schwieg. Ihre Hände entsanken denen Bruno's; ihre Brust ward still, und des Lebens großes Schattenbild, der Tod, hüllte über ihr Antlitz den Schleier, den kein Sterblicher aufhebt. Sie athmete nicht mehr. Die Strahlen des Mondes erblichen. Des Ostermorgens erste Dämmerung verbreitete im Zimmer ihr ungewisses Licht und deren röthlicher Schimmer schwebte über die Erblaßte. Feierliches Schweigen herrschte lange um sie herum.

„Todt!" rief endlich Bruno mit dumpfer Stimme, während er, sich über Hagar herabbeugend, von angstvollen Gefühlen bestürmt schien, „todt — weil sie mich liebte! Wer ward auch liebend glücklich? Wem gab ich Freude? Meiner Mutter Leben habe ich verdunkelt — hier liegt die Verlobte meiner Jugend — und ihr unglücklichen Opfer, deren Leben ich vergeudet habe, auch ihr steigt auf, mich anzuklagen! . . . . Recht so! Ihr bleichen Schatten, kommt und stellt euch zwischen mich und sie,

die meine Gattin werden sollte — denn ich bin ihrer nicht würdig! Ich will sie nicht betrügen, will mich nicht mit einer Lüge in ihr Herz einstehlen — nein, Niemand soll mich lieben, Niemand mir folgen — außer diesem Unglücksgeiste, welcher mit mir durchs Leben geht. Ich glaubte, daß Serena ihn verjagen würde — Ach! dieser Engelblick bedrückt mich und stürzt mich noch tiefer . . . . mein geraubter Himmel würde mein Fluch — nein, ich will fliehen — fliehen — ich will . . . ." Eine convulsivische Bewegung durchbebte Bruno, und das starre Auge zeigte, daß er nicht mehr bei sich war.

„Bruno, Bruno!" rief Serena mit Zärtlichkeit und Schmerz aus, indem sie sich ihm näherte.

„Fort!" sagte er hart und wild, „fort! meine Liebe bringt Unglück mit sich — komm mit Deinen Schwingen nicht dem Abgrundsfeuer zu nahe — fliehe — fliehe!"

„Bruno!" sagte Serena, indem sie, ungeachtet seiner drohenden Geberden, ihm näher ging und ihre Arme um seinen Hals schlang, „rede nicht so wild! Sei gut, sei still! Du bist krank, Bruno; — komm, beruhige Dich; — setze Dich hier an meine Seite, — lehne Dich an mich — sieh mich an, mein Bruno! Ich bin ja Deine Serena, Deine Gattin, die Dich so innig liebt, die Dir in Lust und Noth folgen wird."

Die Spannung in Bruno's Wesen gab nach, sein Blick ward milder, er athmete leichter. „Rede, Engelsstimme, rede!" sagte er.

„Du hast zu viel gewacht; Du hast Dich abgemühet;" fuhr Serena zärtlich und liebkosend fort, „jetzt sollst Du ein wenig ruhen. Ich werde über Dich wachen, während Du schläfst, — und dann wollen wir zusammen ausgehen und die Sonne sehen — die schöne Frühlingssonne, welche allen Wesen Leben und Freude schenkt. Es wird ein schöner Tag, mein Bruno!"

Serena's kindlich süße Worte und die Beweise ihrer Liebe beschworen den Dämon in Bruno's Seele. Er be-

ruhigte sich und schien wie aus einem schmerzlichen Traume zu erwachen. Mit einem Blicke unaussprechlicher Liebe und unaussprechlichen Schmerzes sah er auf Serena. „O!" sagte er mit thränenerfüllten Augen, „nie zauberte die Davidsharfe lieblicher den rasenden Geist zur Ruhe! Aber, Serena, sage mir, was habe ich gesagt? was habe ich gethan? — und sage, was hast Du dabei gedacht?"

„Du warst krank, Bruno; aber gottlob, jetzt bist Du wieder wohl, und Alles ist gut!"

„Nein, mit mir ist nicht Alles gut, Serena — denn wisse, daß der Wahnsinn, von dem Du Zeuge gewesen bist, kein fremder Gast für mich ist. Unter der Wirksamkeit des Tages, in der Stille der Nacht überrascht und bewältigt er mich, bis ich wieder Herr über ihn werde; — siehst Du, in dem Moment, wo meine Mutter den Fluch auf mein Haupt legte, — in diesem Moment brach in meinem Innern eine Wunde auf, die seitdem nicht geheilt ist — wilde Thaten und Erinnerungen haben es verhindert. O! lange schon habe ich mich gesehnt, zu Deinen Füßen zu liegen mit meinem furchtbaren Geheimniß — aber Stärke hat mir gefehlt, Stärke, um vielleicht auf ewig .... Doch jetzt ist die Stunde gekommen! Wende Deinen reinen Blick hinweg — Serena!"

Bruno zeichnete jetzt in schnellen, aber starken Zügen seine ersten Verirrungen. „Meines Bruders männliche Güte," fuhr er fort, „entriß mich der gefährlichen und verwerflichen Bahn. Einen Augenblick glaubte ich ein neues, ein besseres Leben zu beginnen. Vielleicht hätte ich es gethan, wenn nicht die Folgen meiner ersten Ausschweifungen mich hinabgezogen hätten. Ich war früh insgeheim Spieler geworden; ich hatte dazu einen jungen Mann unter meinen Genossen verführt. Ich ward die Ursache seines Unglücks. Um ihn zu retten, geschah es, daß ich aufs Neue zu verbotenen Mitteln griff. Mein Diebstahl ward entdeckt, entdeckt von meiner Mutter. Sie wollte mich

strafen — streng — zu streng vielleicht — doch nein! Ich verdiente es. Aber ich wollte mich nicht unterwerfen; Gewalt begegnete ich mit Gewalt — ich trotzte meiner Mutter — und sie verfluchte mich."

Bruno's Stimme zitterte bei diesen Worten. Er schöpfte Athem und fuhr fort:

„Ich floh in derselben Nacht, Furien im Herzen — sie haben mich seitdem nicht verlassen. Ich floh mein Haus und mein Vaterland. Ich ging in fremden Kriegsdienst, erntete Wunden und Ehre. Nach Beendigung des Krieges gerieth ich in Verbindungen, welche mein Herz fesselten und die Begriffe von Recht und Gut, welche mir noch von der mütterlichen Heimat übrig waren, verwirrten. Belastet vom Fluche meiner Mutter, und den Sturm ungezügelter Leidenschaften in der Brust tragend, suchte ich diese zu befriedigen, suchte zu vergessen, daß ich eine Heimat hätte, ein Vaterland, eine Mutter; zu vergessen, daß ich verflucht wäre — ach! das war das Eisgefühl in meinem Leben, welches mich immer tiefer ins Feuer des Abgrunds trieb. Ruhe hatte ich nicht. Wirken und herrschen wollte ich. Die Menschen, welche mich zu der Zeit umgaben, Gewinnsucht, ja die Gefahr selbst, welche mit dem Unternehmen verknüpft war, trieben mich zu Dem, was ich ewig bereuen werde: ich ward — Menschenhändler, Seelenverkäufer! Ich riß Afrikas Kinder aus ihren Hütten, riß gewaltsam Gatten von Gatten, Mütter von ihren Kindern, und führte sie als Sklaven nach Portugals Colonien. Menschen — meine Brüder — verkaufte ich für Gold. Die Personen, welche damals Macht über meine Seele erhielten, hatten mir diese Unglücklichen als ohne allen Menschenwerth, ja als unter den Thieren stehend, dargestellt. Eine schreckliche Begebenheit öffnete meine verblendeten Augen; — laß mich jetzt davon schweigen — ich könnte sie nicht mit Ruhe erzählen. Genug; von dieser Stunde verließ ich mein blutiges Handwerk. Von Neuem vertauschte ich Namen und Land."

„Vergessen und Genießen waren jetzt mehr als jemals die anspornenden Triebfedern in meinem Leben. Am Pharaotische versuchte ich mein Glück, und das Glück war mir günstig. Eines Abends gewann ich eine bedeutende Summe von einem ganz jungen Manne. Gold blitzte um mich her und verblendete meine Augen; aber die aschgraue Verzweiflung, welche meines Gegenspielers Gesicht in dem Augenblicke färbte, wo er das Zimmer verließ, rief mich zur Besinnung zurück. Vielleicht hatte er eine Mutter, welche . . . . ich lief ihm nach. Ich wollte ihm Alles, was er verloren hatte, zurückgeben. Ich lief hinaus auf die finstere Straße und rief den Namen des Unglücklichen. Ein Blitz und ein Knall antworteten auf mein Rufen, Stücke vom Gehirn des Unglücklichen flogen mir zu Füßen. Er hatte sich erschossen. Er war der einzige Sohn einer unbemittelten Witwe."

„Ich verließ den Pharaotisch. Ich suchte etwas von dem Bösen, was ich verschuldet hatte, wieder gut zu machen. Ich suchte die Bürden der Menschenklasse, gegen welche ich mich vergangen hatte, zu lindern. Aber was ist die Wohlthätigkeit des Spielers? Sie ist gleich dem Almosen des Räubers — ein Blutpfennig. Keine Versöhnung kann daraus dem Herzen entstehen. Ich fühlte es. Da suchte ich Liebe; Liebe, glaubte ich, würde mich Alles vergessen und Alles genießen lassen. Ich warf mich, ich sank in die Liebe — nein, heiliges Feuer, nicht in Deine, nein, in die Arme der Lust versank mein Leben. Ich glaubte zu lieben; ich ward betrogen; ich betrog, taumelte von Verirrung zu Verirrung . . . . Aber wie die Welle vor Tantalus' Lippen flieht, so floh Genuß und Ruhe vor mir. Während funfzehn Jahren habe ich wol Augenblicke wilder Freude gehabt, aber keine Stunde, zu welcher ich sagen möchte: „Bleibe!" keinen Tag, den ich bitten möchte: „Komm wieder!" Eine unaussprechliche Leere, welche Nichts ausfüllen zu können schien; ein verzehrender Durst nach einem Etwas — ich wußte nicht Was — waltete in meiner

Seele. Zuweilen — in ruhigern Stunden, ja wol auch in denen des wildesten Genusses, trat eine Erscheinung vor meine Seele, deren bezaubernden und qualvollen Eindruck auf mein Herz ich Dir nicht beschreiben kann. Alles, was meine Kinderjahre Unschuldiges und Schönes hatten, Alles, was meine erste Jugend an Lebensglanz und Glück besaß, Alles, was ich zuweilen vom Himmel und dessen Frieden geträumt hatte, schien in ein einziges Bild zu verschmelzen — und dieses Bild trug Deine Züge, Serena. Da entstand in meiner Seele unnennbare Sehnsucht und Verzweiflung."

„Noch einmal riß ich mich empor aus einem weichlichen und berauschten Leben. In einer weit ausgedehnten und geordneten Wirksamkeit suchte ich mein Leben, welches mich bedrückte, anzuwenden. Ich versuchte mich in großen Handelsspeculationen. Es glückte mir, ich ward reich. Aber ach! ich blieb doch arm, und mitten im Ueberflusse hungerte meine Seele. Zu dieser Zeit führten meine Reisen mich nach England. Ich hörte Canning, als er vor den Repräsentanten eines edlen Volks für die Abschaffung des Negerhandels sprach, für Freiheit und Menschenwohl. Ich sah auf seiner Stirne den Glanz einer unsterblichen Schönheit. Zum ersten Male begriff ich Menschenwerth, Menschenadel, und die Niedrigkeit meines frühern Lebens. O Serena! da trauerte ich über vergeudete Tage und Kräfte! Doch ich war noch jung; noch konnte ich anfangen .... was? Ein Verfluchter, ein Sohn mit dem Fluch seiner Mutter, was kann er Gutes beginnen, was Segen von oben hat? Ich war verflucht! Das war das Feuerzeichen, welches auf meiner Stirn brannte; der Stein, welcher über meinem Leben lag und es zur ewigen Finsterniß verurtheilte. Welcher Engel konnte den Stein abwälzen?! O! lange Zeit kämpfte meine Seele in dumpfer Verzweiflung; denn meine Mutter ist das einzige Wesen, welches ich gefürchtet habe. Oft seit unserer Kindheit hatten unsere Seelen gerungen; aber sie hatte gesiegt

hatte die meinige geschlagen. Bitterkeit wuchs im Herzen; aber lange Jahre gingen darüber hin, und die Liebe kam wieder und wuchs über die Bitterkeit. Der Gedanke an Versöhnung mit ihr ward der einzige Gedanke in meiner Seele. Diese Versöhnung ward die Bedingung eines neuen, eines bessern Lebens. Ohne sie war mir die ganze Welt Nichts. Hoffnung hatte ich nicht; doch ich mußte wagen, wenn ich leben sollte. So mächtig hatten diese Gefühle mein ganzes Leben erfaßt, daß ich physisch geschwächt ward: beim bloßen Worte „Mutter" konnte ich wie ein Kind weinen."

„Ich kam zurück. Ich sah meine väterliche Heimat wieder. Ich sah auch Dich, Serena! Das Paradies meiner Kindheit, meine Himmelserscheinung, meiner Sehnsucht Wirklichkeit, meines Lebens, meines Wesens Verklärung — das sah ich Alles in Dir. Verwundere Dich nicht, daß ich meine Arme sehnsuchtsvoll ausstreckte, um Dich an mich zu reißen; wundere Dich nicht darüber, daß, als ich den Mutterbusen mir verschlossen sah, ich noch durch Dich des Lebens und der Liebe Seligkeit zu erobern — ich einen Engel für meine kranke Seele zu gewinnen suchte! Es schwebte in diesem Moment ein Urtheil über mir. Es galt mehr denn Leben und Tod: es galt die Versöhnung der Seele, oder ewige Verdammung. Es lag eine Gewitterwolke über Herz und Gehirn — ich sah, ich fühlte Nichts klar. Da versuchte ich Dich, Serena. Du widerstandest, und ich glaubte, daß ich Dich weniger liebte. Ich täuschte mich; Du warst nur tiefer in meine Seele eingedrungen, Du warst eins geworden mit deren gutem Genius. Aber dies fühlte ich damals nicht. Meine Seele war finster."

„Ein Augenblick wilder Verzweiflung ging vorüber und — ich ward mit meiner Mutter versöhnt; ich ließ mein Haupt an ihrer Brust ruhen; ich hörte, wie sie mich segnete! Allmächtiger, gnadenreicher Gott! würdest Du diesen Augenblick mit hundertjährigen Leiden aufwägen, so

würde ich doch wie jetzt meine Hände erheben und Dir danken, Dir danken für diesen Augenblick! Worte können dessen Macht nicht ausdrücken. Er hat mich zeitlich und ewig gerettet."

„Was soll ich Dir mehr sagen, Serena! Obschon mit meiner Mutter versöhnt und sie stärker liebend als je, fühlte ich doch nach den ersten Augenblicken von Himmelsseligkeit in meinem Herzen keine Ruhe. Dich, Dich mußte ich gewinnen. Du mußtest meine Gattin werden, wenn ich Friede auf Erden erhalten sollte. Ich suchte Dich auf dem Wege zu gewinnen, den Du mir selbst angezeigt hattest. Ich ward abgewiesen. Es war nicht verletzter Stolz, Serena, was machte, daß ich mich eine Zeitlang von Deinem Hause entfernt hielt. Nein, sondern ich ging in mich, ich versuchte, Dir zu entsagen. Vergebens! Eine unnennbare, unwiderstehliche Macht zog mich zu Dir hin. Es war zwischen uns ein Band, welches mir von Gott selbst geknüpft zu sein schien. Du wurdest mein. O Augenblick des Entzückens, der Götterseligkeit! Du warst mein und erneuert war das Leben, vergessen alles Verflossene, Alles versöhnt und aufgeklärt! Ach, nur für einen Augenblick! Bald erhoben sich wieder die Furien in meinem Innern, der Erinnerung strafende Göttinnen, und Deine Hingebung, Serena, Dein reiner Blick, sie wurden für mich stachelnde Vorwürfe. Ich war Deiner nicht würdig, Serena — mit jedem Tage erkannte ich es mehr — und doppelt unwürdig, da ich Dich in ein Leben hineinziehen wollte, dessen Dunkel Du nicht kanntest. Denn vergebens würde ich mich bethören wollen — nie werde ich ruhig werden, nie wird des reinen Herzens Seligkeit in meiner Brust wohnen. Das Geschehene kann nicht ungeschehen gemacht werden. Es sind Begebenheiten in meinem Leben, die ich nie vergessen werde, Erinnerungen, die mich bis ins Grab verfolgen werden . . . . O, Serena! Deine unschuldige Hand sollte nicht in eine von so vielen Verbrechen befleckte gelegt werden; Du, die Reine,

Gesegnete, solltest nicht mit Dem verbunden werden, auf dem der bürgerlichen Gesellschaft Verbannung heimlich ruht; wenigstens solltest Du nicht Deine Jugend, Deine Schönheit, Deine weibliche Tugend einem Betrüger hingeben. Dies ist mir in der letzten Zeit klar geworden. Es ist mir klar geworden: wenn ich Dein Vertrauen misbrauchte und Dich unglücklich machte — und glücklich wird niemals die Genossin meiner Tage und Nächte — dann erst wäre ich ewig verworfen. Lange beunruhigten mich diese Gedanken. Hagar's Verbrechen und Deine Tugend, Dein Sieg über mich und sie haben sie zur Reife gebracht. Ich liebe Dich jetzt so hoch und heilig, Serena, wie ich Dich einst wild und egoistisch liebte, und deshalb habe ich Dir meine Seele entschleiert, wie vor dem ewigen Schöpfer. Noch hat uns der Altar nicht vereint — noch kannst Du Dich von mir trennen, noch Dich zurückziehen. Du bist in diesem Augenblicke frei. Wenn Du mich auch verstoßen wirst, wird doch keine Klage, kein Vorwurf von meinen Lippen Dich schmerzen. Wenn Du Dich auch von mir hinweg wendest, so will ich Dich doch ehren und lieben, und meinen einsamen, öden Weg wandern, so gut ich vermag. Du hast von Freundschaft gesprochen, von Bruder und Schwester. Verzeihe, wenn ich diese Illusion eines engelreinen Herzens zerreiße. Es kann nicht so zwischen uns werden. Gott schuf die Seelen von ungleicher Art. In meiner lodern Flammen, die Du nicht kennst. Ich muß Dich besitzen oder Dich fliehen. Aber wenn ich Dich auch fliehen muß, Serena, so werde ich doch Dein Bild in meiner Brust tragen. Es wird mich zu einem bessern Menschen machen. Ich bin nicht einsam, ich habe eine Mutter. Für sie will ich leben, wenn auch selbst ohne Lust, ohne Freude. Doch laß mich noch ein Wort hinzufügen. Ich habe gehofft, Serena, Du Einzige, die ich wahrhaft geliebt habe! . . . . an Deiner Brust, an Deinem Engelherzen habe ich oft gehofft, ein neues Leben beginnen zu können. Ich glaubte, daß die bessern Keime

in meiner Seele unter Deiner Obhut sich öffnen würden .... und wer kann sagen, was das Herz ahnt .... und wer mißt die Kraft der Liebe? Wer setzt der Gnade des Allgütigen eine Grenze? Mit Dir schien mir der Weg offen zur Versöhnung und zu einem bessern Leben .... ohne Dich .... doch ich habe genug gesagt. Alles weißt Du jetzt, Serena — fälle das Urtheil über mich. Ich beuge mein Haupt vor Dir und will Deine geliebte Hand küssen, was sie mir auch gebe — Leben oder Tod."

Als der Seraph Eloa (so sagt der edle Sänger des Messias) an der Seite des Erlösers in die Hölle hinabstieg und die Finsterniß und das Elend dort sah, da erloschen sein klarer Blick in Dämmerungen. Ein Gefühl, gleich dem Eloa's, hatte sich Serena's bei Bruno's Bekenntniß bemächtigt, — und eine unbeschreibliche Schwere hatte sich auf ihr Herz gelegt und hemmte die Schläge desselben. Aber sie ward abgewälzt, sie verschwand; sowie der frische Wind die Nebel fortbläst, sowie der Stern klar wird in der dunklen Nacht, sowie die Morgenröthe aufgeht und Alles beglänzt und Alles aufklärt, so ging auch in Serena's Herzen die ewige Liebe auf, stark, mächtig, lieblich und siegend. Es ward in ihrer Seele lichter, freier, gewisser, als je — es war kein Zaudern, keine Unruhe mehr dort, und als Bruno aufgehört hatte zu reden, neigte sie sich mit stillen Liebesthränen zu ihm und sagte:

„Ich gehe mit Dir, Bruno. O! mein Freund, mein Gatte, es kann nicht anders werden. Zusammen laß uns auf Erden wandeln, zusammen einst vor dem Throne des Allerbarmers knieen!"

Stumm schloß sie Bruno an seine Brust.

Licht brach herein. Ein Gesang erhob sich schön und friedlich und umschloß die Vereinten mit melodischen Wogen. Es war der Hymnus, der vom Tempel erklang zur Feier des Auferstandenen.

Die Schattenbilder sind zu Ende und mit ihnen mein Geschäft; herzlich gern will ich jetzt die Feder der Hand der Madame Werner wieder überlassen; aber gerade zu dieser Zeit, nämlich gleich nach Hagar's Tod, tritt eine bedeutende Lücke in ihrem Briefwechsel ein, deren wirkliche Ursache ich nicht angeben kann, und die ich nicht im Stande bin zu füllen. Du mußt Dich deshalb zufrieden geben, werther Leser, und wenn es Dir gefällt, übergehen zum

Vierundzwanzigsten Briefe.

Rosenvik, d. 23. Mai.

Wieder hier! Ich sitze allein, habe Bär nach Ramm gejagt, damit er sich dort wohl umsehe und zuerst sich Vergnügen mache und dann mir mit der Erzählung der Ereignisse bei der Nachhochzeit. Ich befinde mich nicht wohl, bin träge und schwerfällig, sehe nach Ramm's grauen Mauern, denke an Serena, sehne mich nach Bär. Es geht gegen Abend, er müßte wol bald kommen. Ich habe mich nicht wohl befunden schon seit Serena's Hochzeittage. Ich ward dort zu sehr aufgeregt. Bruno's Unruhe an diesem Tage, seine fast wilden Fragen an Serena: „Willst Du mein werden in Lust und Noth, in Zeit und Ewigkeit," was bedeuten sie wol? „Ich will Dir heute Abend antworten," sagte Serena in ihrer süßen, innigen Weise. Das beruhigte ihn. Und des Abends, als sie getraut und der Segen über sie gesprochen war, ward er verändert. Eine große Dankbarkeit schien sein Wesen zu erheben und zu beruhigen. Ach! warum diese Unruhe, warum dieser Schmerz selbst im Glück, wenn sein Gewissen Friede hätte!

Habe ich aber nicht Unrecht, so unruhig und ängstlich zu sein, da ich bei Bruno so viele, wahre Liebe gesehen habe, da ich bei Serena eine Zärtlichkeit, Treue und Kraft kenne, welche Alles veredeln und aufklären kann? In der

Trauungsstunde war bei ihr Etwas, was ihre Verbindung über alle Macht des Unglücks und der Zufälligkeiten zu erheben schien. Es lag eine himmlische Klarheit über ihrer reinen Stirne; die Worte: „Dich zu lieben in Lust und Noth," sprach sie mit einer so schönen, so hohen Gewißheit aus, daß ich sie unwillkürlich wieder zu Bär sagte, wie ich an seine Schulter gelehnt und von seinem treuen Arme u[illegible]faßt dastand. Wie die Ereignisse dieses Tages jetzt vor meiner Seele vorbeizogen! Sie ergriffen mich damals stark, zu stark! Ich habe mich seitdem schlecht befunden. Möchte nur mein kleines Mädchen nicht dadurch leiden! Ich liebe sie schon. Wie lange Bär ausbleibt! Die Schatten der Bäume sind schon groß, und die Vögel beginnen ihren Abendgesang. Gott lasse nur kein Unglück sich auf Ramm ereignet haben. Das alte, schwarze Haus sieht doch aus wie ein Unglücksnest. Warum mußte Serena dahin kommen? Gottlob, ich sehe Bär kommen. Ich will nach der Brücke hinunter, ihm entgegen.

Den 24.

Fragment unsers Gespräches vom gestrigen Tage.

„Na, Bär, es war schön, was Du von Serena sagtest, daß sie so liebenswürdig und die Patriarchen so zufrieden waren. Sage mir jetzt, wie war ma chère mère?"

„Süperb, aber nicht munter."

„Hielt sie keine Rede?"

„Nein. Sie war ungewöhnlich still, schien aber zufrieden und innerlich dankbar."

„Und wie war Bruno gegen sie?"

„Wie der zärtlichste Sohn."

„Und gegen Serena? Wie nannte er sie? Sah er viel auf sie? Wie sah er auf sie? War er viel um

sie? Sprach er viel mit ihr? Hatte er viel Aufmerksamkeit, viele Sorgfalt für sie?"

„Mein liebes Kind, es wäre ebenso gut, wenn Du etwas weniger flux de bouche hättest, dann könnte man ordentlich antworten. Wie war nun die erste Frage? Ob Bruno gegen seine Frau seine Würde als Ehemann beobachtete?"

„Ach, Du bist unausstehlich! Lag er zu ihren Füßen?"

„Das gerade nicht. Es hätte sich wol auch nicht gepaßt in einer so großen Gesellschaft; aber es schien — im Ganzen ein ganz gutes Verhältniß zwischen ihnen zu herrschen."

„Gutes Verhältniß? Du sprichst gar erbärmlich. Vielleicht willst Du noch, daß ich Gott danken soll, weil sie sich nicht zankten?!"

„Das kannst Du nicht, denn sie zankten sich."

„Herr Gott! Warum?"

„Der Himmel weiß, was die Ursache war! Aber er sagte: Meine süße Serena, mein Weib, es mag werden, wie Du es haben willst. Und sie erwiderte: Nein, Bruno, es mag werden, wie Du gesagt hast; es ist so am besten!"

„Nun, gottlob! Wie Du mich erschrecken kannst! Und wie sah Bruno aus, als er sagte: „Mein Weib!"

„Wie? . . . . wie ein Mann."

„Der seine Frau anbetet?"

„Nun ja. Und der fühlt, daß er in ihr des Lebens höchstes Gut besitzt."

„Sieh, nun sprichst Du schön, mein Bär! Und dann das Essen, Bär? Erzähle jetzt ein wenig vom Essen. Sage mir alle Gerichte der Reihe nach! Du erinnerst Dich nicht. Es ist ein Jammer mit Dir. Ach, gewiß erinnerst Du Dich doch auf Einiges! Laß sehen! das erste Gericht z. B., welches immer am besten schmeckt, woraus bestand es?"

„Ich glaube . . . . aus Küchlein!"

„Küchlein! Unmöglich. Serena kann nicht Küchlein zum Vorgericht haben, sie müßte denn Schinken zum Braten haben. Das ist unmöglich, ganz unmöglich!" Bär lächelte über meinen Eifer und nach einigen andern verunglückten Versuchen, über den Mittag ins Klare zu kommen, mußte ich ganz davon abstehen; aber ich sagte Bär, er sei ein unwürdiger Mittagsgast und ich würde es Serena erzählen.

Um mich zu zerstreuen und zu besänftigen, zauberte Bär — ich weiß nicht wie — eine Flasche Bischof und einen Korb mit ausgesuchten eingemachten Früchten hervor, die er mir von Ramm mitgebracht hatte, wie er sagte, von Serena wider Willen dazu gezwungen.

Ich war ganz entzückt über das kleine Tractament, schaffte Gläser herbei und wir setzten uns hin, Gesundheiten zu trinken. Wir tranken des jungen Paares Gesundheit, wir tranken ma chère mère's Gesundheit, wir tranken unsere eigne Gesundheit, wir tranken der kleinen Unsichtbaren Gesundheit — wir waren in einen rechten Eifer mit den Gesundheiten gekommen. Hierauf setzten wir uns ans Fenster. Es war ein schöner Abend und der Himmel lag klar über Ramm. Ein Strahl der untergehenden Sonne beglänzte den finstern Wald, und ich erinnerte mich, daß ich früher einmal dies so gesehen und dabei an Serena gedacht hatte. Ich sah den früher so düstern, jetzt verklärten Strand, ich sah auf Bär, der sein Vollmondsgesicht nicht von mir hinwegwandte; es ward mir warm ums Herz. Thränen kamen mir in die Augen und ich sagte, auf Ramm zeigend:

„Jetzt ist's dort klar, Bär. Jetzt sind dort glückliche Herzen!"

„Keine glücklichern als hier!" sagte Bär, indem er mich zärtlich an sich zog und mich auf seinen Knieen festhielt; der Sonnenstrahl starb jetzt langsam hin; der Strand

ward wieder in Schatten gehüllt und mit einem tiefen Seufzer sagte ich:

„Ach wer weiß, wie lange sie dort glücklich bleiben! Gott weiß, ob Bruno, dieser unruhige Geist, je Frieden bekommen kann!"

Ein melodisches Zittern durchfuhr die Luft und schien auf meinen Seufzer zu antworten. Ich fuhr zusammen und wir lauschten am geöffneten Fenster. Die Orgel auf Ramm brauste, aber nicht trauervoll, wie früher; Töne gleich denen in Händel's Halleluja gingen von ihr aus. Ich lehnte meinen Kopf an den Bär's. So saßen wir lange in dem warmen Maiabend und lauschten. Und bis tief in den Abend erklang die Orgel immer schöner, immer friedvoller, wie mir es schien, und ich erinnerte mich der letzten Worte der Legende vom Neck:

„Da weinte der Neck nicht mehr, sondern nahm seine Harfe und spielte und sang lieblich bis tief in die Nacht."

Denn er wußte jetzt, daß er selig werden würde.

Den 25.

Jane Marie war gestern bei mir; sie war fröhlich und lustig. Ich erfuhr Verschiedenes von ihr, und darunter Dinge, die mich freuten. Ma chère mère wird immer ruhiger und milder, fährt oft in die Kirche und ihre Sprichwörter werden immer biblischer. Ihr Herz scheint jetzt mehr als früher darnach zu trachten, Menschen glücklich zu machen; sie verschenkt Vieles an ihre Armen, darunter auch alte Leinwand, und bereitet damit, nach dem heitern Ausdruck einer jungen, liebenswürdigen Frau, „ihren Himmelspurpur". Jane Marie erzählte einen kleinen Auftritt zwischen Elsa und ma chère mère, der mir Vergnügen machte. Ma chère mère hatte dieser Tage ein Paar Porzellantassen, die auf einem Tische standen, umgeworfen und zerbrochen. Sie ward darüber aufgebracht (sie will zuweilen in Kleinigkeiten gar zu sehr noch die Sehende agiren) und ließ in der Hitze des Augenblicks „Der Hen-

ker!" und ähnliche Scheltworte über Elsa kommen, weil sie die Sachen an den unrechten Ort gestellt hatte. Ma chère mère hatte Unrecht, aber Elsa, welche früher immer mit kräftigen Worten gegen alle Ungerechtigkeiten protestirt hatte, gab jetzt ganz still zu, daß es ihr Verschulden gewesen wäre. Einen Augenblick darauf saß ma chère mère bei ihrem Netzbinden und ließ ihre Netznadel fallen. Sie fiel unters Sopha, und Elsa (welche immer zugegen ist, wenn sie gebraucht werden kann) legte sich auf die Kniee, um sie aufzuheben, und gab sie zurück. Ma chère mère legte hierbei die Arme sanft um die treue Dienerin, indem sie mit Rührung sagte: „Meine liebe Elsa, was sollte ich anfangen, wenn ich Dich nicht hätte?!" Elsa umfaßte die Kniee ihrer Herrin, drückte ihre Stirne daran und eine Thräne der Zärtlichkeit und Freude schlich sich leise herab über die knochige Wange. — Jean Jaques rüstet und gebietet frei auf Carlsfors, schafft alte Misbräuche ab und macht manche nützliche Einrichtungen. Er ist ein wirksamer und kenntnißreicher Mann und spricht weniger, seitdem er mehr arbeitet. Er und Jane Marie erweitern sich immer mehr auf Carlsfors, während ma chère mère sich immer mehr den Geschäften der Welt zu entziehen scheint. Musik macht ihr jetzt mehr als jemals Vergnügen, und sie hat einmal gesagt, daß sie beim Ton von Bruno's Klängen sterben möchte!

Ma chère mère will in der nächsten Woche den Neuvermählten ein großes Fest geben. Auch Fräulein Hellevi Hausgiebel wird eine kleine auserwählte Soirée für sie veranstalten.

Es wird erzählt, daß Natur und Kunst in dem jungen Robert Stålmark und Adele v. P. eine Verbindung einzugehen gedenken. Sie haben gegenseitig ihre Vortrefflichkeiten auf Fräulein Hausgiebel's Soiréen im Verlaufe des Winters entdeckt, sich in einander verliebt und sind selbst dadurch viel liebenswürdiger geworden.

Lagman Hök, welcher während des Frühlings viel an

seiner Leberkrankheit leidet, ist genöthigt gewesen, sich lange Zeit im Zimmer zu halten, und Freunde und Nachbarn haben ihn während dieser Zeit fleißig besucht. Ma chère mère ist jede Woche zwei Mal bei ihm gewesen. Auch ich habe eine und die andere Stunde bei dem interessanten und stillen Alten verbracht. Gestern — erzählte Jane Marie — war er wieder zum ersten Male in Carlsfors. Ma chère mère und er führten den Trall zusammen aus, wobei sie sich an einer Schnur hielt, welche quer durchs Zimmer gespannt war.

Man sagt, daß Vetter Stellan im Sommer nach Italien reisen werde, seiner Gesundheit wegen. (Sicherlich, um seine Langeweile zu vertreiben; aber ich fürchte, diese folgt mit.)

Peter und Ebba werden zum Herbst hier erwartet. Es wird ein Vergnügen sein, sie wieder zu sehen, und ich bin begierig, zu sehen, wie sich die Schwägerinnen jetzt vertragen werden. Jane Marie erwartet Besuche von einigen Stockholmer Bekannten und verspricht sich einen fröhlichen Sommer.

Während aber Alles um mich her aufheitert, liebt, tanzt, Feste anstellt u. s. w., gehe ich vielleicht mit hastigen Schritten meiner letzten Stunde entgegen. Aber ich denke nicht mehr mit Unruhe daran. Ich habe meine kleinen Angelegenheiten geordnet und mich auf Alles vorbereitet. Für Bär habe ich einen Brief geschrieben, welcher, wenn ich sterbe, ihm sagen soll, wie sehr ich ihn liebe und wie glücklich er mich während unserer kurzen Verbindung gemacht hat. Mein armer, guter Bär! Er ist jetzt so unruhig, so besorgt für mich, daß es mir innerlich leid um ihn ist. Ich sehe, daß er gar nicht zu meinem Doctor taugt. Ich muß jetzt Muth für uns Beide haben. Ich will dem Beispiel folgen, welches ich einst von einer jungen Freundin erhielt. Sie befand sich in derselben Lage wie ich, war überdies einsam auf dem Lande und von Schneefeldern umgeben; aber sie erhielt sich bei gutem

Muth damit, daß sie einige der schönsten Scenen Shakespeare's übersetzte. Ich habe keinen Shakespeare zur Hand, wol aber den Gedanken an meine zehn Töchter. Ich will mich hinsetzen und eine Epistel schreiben

An meine Töchter.

Vor allen Dingen, meine Töchter, bedenket, daß Ihr Menschen seid! Werdet gut, werdet wahr. Das Uebrige wird sich finden.

So viel wie möglich seid gut gegen jeden Menschen, zart gegen jedes Thier. Seid es ohne Empfindelei, ohne Affectation. Affectation ist eine elende Kunst, meine Töchter; verachtet sie, so gewiß Ihr Menschenwerth gewinnen wollt! Haltet Euch nicht für sehr wichtig, Ihr mögt noch so viele Talente und Gaben besitzen. Betrachtet das Leben und die Natur, und werdet demüthig.

Seid nicht kleinmüthig, wenn Ihr von der Natur sehr stiefmütterlich behandelt, wenn Ihr gebrechlich, häßlich u. s. w. seid. Ihr könnt dennoch dem Allerhöchsten nahe kommen. Fordert nicht viel von andern Menschen, besonders nicht viel von einander, Ihr Schwestern. Die Kunst, mit sich selbst und mit Andern zu zerfallen, heißt: viel fordern und wenig geben.

Wird es Euch eng auf der Erde, so blickt auf zum Himmel, aber nicht wie Truthühner, sondern wie glaubende Kinder. Fällt eine von Euch, so denke sie sogleich daran, wieder aufzustehen; der Fehlende sowol wie der Unglückliche findet immer eine ausgestreckte Hand. Ergreift diese.

Ach, meine Töchter. —

Vierzehn Tage später.

Was ist aus meinen Töchtern geworden? Sie haben sich in einen Sohn verwandelt. Und der junge Herr war

unhöflich genug, die Epistel an seine Schwestern zu unterbrechen. Da liegt er jetzt in der neuen Korbwiege, unter grünem Taftgewölbe, mündig, roth und fett. Und der große Bär liegt auf den Knieen vor dem kleinen Bären. Ich habe große Lust, ihm bei seiner Abgötterei Gesellschaft zu leisten. Aber Bär Vater findet es passender, daß der Sohn seiner Mutter die Aufwartung mache. Ich bin stolz auf meinen kleinen Knaben; aber der Mensch ist nun einmal so — ich hatte so gewiß ein kleines Mädchen erwartet — daß ich es beinahe vermisse. Aber „aufgeschoben ist nicht aufgehoben," wie ma chère mère mich tröstete.

„Was soll ich mit meiner Epistel anfangen, Bär? Sie paßt nicht für den gnädigen Herrn da!"

„Ich will sie für unsere Mädchen aufbewahren. Schreibe Du eine andere für den Jungen."

Glücklich das Weib, meine Marie, welches so wie ich ihrem Sohne von Herz und Seele diese Ermahnung geben kann:

„Werde Deinem Vater ähnlich!"

„Nein, Bär! Du darfst nicht sehen, was ich schreibe. Du darfst mir das Papier nicht wegnehmen, Du Tyrann! Ich verspreche bald aufzuhören; nur noch einige Worte muß ich hinzufügen."

Diese guten Menschen und Nachbarn! Von allen Seiten haben sie mir Blumen und Gelées und allerlei gute Dinge zugeschickt. Serena hat mich während dieser ganzen Zeit schwesterlich gepflegt. Sie ist ruhig, gut, theilnehmend, mit Einem Worte, sich gleich, und scheint für Bruno eine Liebe zu hegen, welche zu innig ist, um sich in Worten äußern zu können. Meine Marie, ich lade Dich ein, Pathin zu sein bei meinem kleinen Bären. Lars Peter soll er heißen. Ma chère mère will selbst den Knaben in die Taufe tragen. Sie war den Tag nach seiner Geburt hier und legte ein schönes Ge-

schenk auf seine Wiege. Sie sprach mit mir über Das, was ich ausgestanden hatte, und sagte fröhlich: „Nun, es ist hiermit wie mit dem Leben: Ende gut, Alles gut!"

„Nein, Bär! mein Papier, meine Feder — o Du abscheulicher Bär . . . . . "

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Author Bremer, Frederike

Title Die Nachbarn.

DATE.	NAM